This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Nr. 14099.

Stanfo[redacted] Libraries

Der Jesuit im Frack.

Culturgeschichtlicher Roman aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia

von

[redacted] v. Braunthal.

Wien, 1862.

Druck und Verlag der typ.-liter.-artistischen Anstalt

(L. C. Zamarski & C. Dittmarsch).

PT 1824
B7 J4

Erstes Kapitel.

Vorspiel.

Am 20. Juni des Jahres 1757 herrschte in der Hauptstadt Böhmens große Aufregung. Diese aber war, verglichen mit der Stimmung, in welcher sich die Prager letzterer Zeit, durch volle sechs Wochen, nämlich vom 6. Mai an bis zu obgenanntem Tage befunden hatten, eine freudige zu nennen; es war das Gefühl eines Genesenden, der nach einer Todeskrankheit zum erstenmal wieder im Freien sich ergeht und, an Himmelsluft und Blumenduft sich erquickend, die ganze Schöpfung mit einem Blicke voll Dankbarkeit und Hoffnung umfaßt, wenn auch sein eigenes Aussehen und seine Schwäche ihm noch sagen, daß er dem Tode bereits um vieles näher gestanden als dem Leben.

Das Aussehen der sonst so herrlichen Königsstadt, des hunderttürmigen Prag an jenem Tage war ein derartiges: es hatte während der Belagerung durch die Preußen, vom 30. Mai an, da diese ihr schweres Geschütz erhalten hatten, nicht weniger als 23.000 Bomben, 58.000 Kugeln und bei 600 Carcassen über und auf sich losdonnern und, da es den Belagerten an Kanonen fehlte, halb widerstandslos den Feind gewähren lassen müssen, die Kraft der Selbsterhaltung, den Heroismus der Vertheidigung nur auf den Schanzen und bei Ausfällen bethätigend; eine riesige Anstrengung, die auch vom beßten Erfolge insofern

gekrönt wurde, als man dadurch den erbitterten Gegner fast ununterbrochen in Schach hielt.

Prag aber hatte mittlerweile furchtbar gelitten und war theilweise kaum mehr zu erkennen.

In der Neustadt lagen ganze Gassen in Trümmern; in allem waren über 800 Häuser entweder völlig eingeäschert oder doch zusammengeschossen. Die herrliche Metropolitankirche St. Veit und das Residenzschloß wiesen sich erbärmlich zugerichtet; die Carlshofer Kirche, welches kostbare Gebäude von Kaiser Carl IV. aufgeführt und selbst von den rasenden Taboriten verschont worden, erhielt 800 Schüsse von größtentheils glühenden Kugeln und gerieth fünfzigmal in Brand, der jedoch immer wieder glücklich gelöscht wurde.

Ueberhaupt schienen die Preußen es auf die Kirchen und auch mehr auf die Bewohner als auf die Besatzung von Prag abgesehen zu haben, denn sie liefen niemals Sturm und trachteten offenbar nur dahin, die Kornmagazine und Vorrathshäuser in Brand zu schießen und sonach die Stadt auszuhungern; wogegen jedoch die Prager so klug waren, alle Vorräthe in die Mitte der Stadt zu schaffen, bis wohin weder Bombe noch Kugel dringen konnte; es geschah dies oft unter einem wahren Flammenregen von den hochpostirten Batterien her, und es wurden auch von den hingebungsvollen, muthigen Bewohnern der hartbedrängten Hauptstadt während dieser wüthenden Belagerung achtundzwanzig getödtet und zweiundfünfzig verwundet.

Die große freudige Anfregung aber, in welcher sich, wie gesagt, die Prager am Morgen des 20. Juni befanden, wußten sie selbst sich nicht genügend zu erklären; sie fühlten nur sozusagen instinctiv, daß die Gefahr vorüber sei: was diese Gefahr, ausgehungert oder sogar dem Ingrimme einer durch so hartnäckigen Widerstand gereizten, zügellosen Soldateska preisgegeben zu

werden, so plötzlich schwinden machte, war Allen, der Einwohnerschaft wie der Besatzung selbst, zur Stunde noch ein Geheimniß; sie wußten nichts als daß tagszuvor das Feuer der Belagerer verhältnißmäßig schwach gewesen und daß nach etwa dreißig Bombenwürfen, begleitet von ungefähr dreihundert Kanonenkugeln, um Zehn Uhr abends der letzte Schuß vom Žižkaberge gegen die Stadt abgefeuert wurde, diesen Posten selbst aber der Feind noch in derselben Nacht verließ.

Der weite Roßmarkt war von Leuten gefüllt, die sich, Fragen und unbestimmte Antworten austauschend, durcheinander drängten, ohne es noch zu wagen, dem Gefühle von Freude und neuer Lebenslust Ausdruck zu geben.

Wol war vielen von ihnen noch erinnerlich, was der oberste Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Prag, Prinz Carl von Lothringen, am 27. des verflossenen Monats im Auftrage Ihrer Mgjestät, Maria Theresia's, dem Militär und Civile kundgemacht; daß es ihr leidthue, so viele Generale mit so zahlreichen Truppen in der Stadt Prag eingeschlossen zu sehen, daß aber von der Erhaltung dieser Stadt auch die des ganzen Königreiches, der übrigen Erblande, der Gesammtmonarchie abhänge, und daß Allem aufgeboten werden solle, sie zu schützen und zu retten; daß demzufolge Ihre Majestät die dem Feldmarschall Grafen von Daun anvertraute Armee verstärken und damit zum Entsatze von Prag entsenden werde, daß übrigens auch bereits französische Hilfstruppen in vollem Anmarsche begriffen seien, während ähnliche Unterstützung Schweden zugesagt habe.

Dieser Kundgebung vonseite der allgeliebten Kaiserin erinnerten sich, wie bei allen bisherigen Bedrängnissen und Leiden, auch heute in ihrer so räthselhaften Aufregung viele Prager; nur fehlte es ihnen eben noch an der Deutung dieses Räthsels.

Plötzlich ließ sich von der Wassergasse her Trommelwirbel vernehmen, und man sah überrascht eine starke Abtheilung Croaten in Sturmschritt an der zurückweichenden Volksmenge vorüber den Roßmarkt passiren.

Dieser Trupp hat — rief einer der sie führenden Officiere einem ihm bekannten Bürger im Vorbeimarschiren zu — die Ordre, den Ziskaberg zu besetzen, und ich glaube, unsere Sache steht gut.

Kaum hatten die Croaten den Roßmarkt hinter sich, als die Luft vom Kanonendonner zu erdröhnen begann.

Das ist in der Nähe vom Augezder Thore, rief Einer aus.

So verhielt es sich auch in der That, und — die Lösung des Räthsels durchflog allsbald wie ein Lauffeuer das ganze weite Prag.

Die Besatzung hatte beim Augezder Thore einen Ausfall gemacht, den Feind von der Fuchsbatterie vertrieben und bis zum Weißen Berge verfolgt, wo der preußische Feldmarschall Keith, der in Abwesenheit seines Königs Friedrich II. die Belagerung von Prag geleitet hatte, seine Truppen zusammenzog und sich zum Abmarsche rüstete, nachdem er durch einen Parlamentär dem Prinzen Carl die Kranken und Verwundeten, welche im Kloster zu Brzewnow lagen und deren Anzahl über 2000 Mann betrug, auf's angelegentlichste empfohlen hatte.

Gegen Drei Uhr schlugen die Preußen Generalmarsch und zogen mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen ab. Die kaiserlichen Truppen rückten auf die Anhöhe zwischen Weleslawina und St. Margareth vor, begleiteten den abziehenden Feind eine gute Strecke weit mit einer heftigen Kanonade, und kehrten hierauf wieder in die Stadt zurück.

Da herrschte nun voller Jubel: die Belagerungsnoth hatte ihr Ende erreicht, Prag war wieder frei, und Oesterreichs Waffenmacht durch einen der glänzendsten Siege in neuer Glorie.

Jung und Alt, Arm und Reich, Alles gab sich der Freude hin, zuhause sowol wie an öffentlichen Orten. Mit der Theuerung mußte es ja bald vorüber sein, wozu also Sparsamkeit bei einem solchen Anlasse! Militär und Civile fraternisirte aufs innigste, die Bürger nahmen Soldaten mit sich in die Schänken und bewirtheten sie freigebigst bis spät in die Nacht, die durch Tausende von Lichtern und weithinschallende Gesänge als Jubeltagsanfang illustrirt wurde.

Das Schankloeale der Bierbrauerei „zum Primas" auf dem Roßmarkt war noch in der zwölften Stunde überfüllt von Bürgern und Soldaten, die sich das gute Bier, obgleich die Pinte 5 Kreuzer kostete, und die kalte Küche daselbst trefflich munden ließen, welche Genüsse jedoch alle dem Vergnügen nachstanden, über das große Ereigniß des Tages zu kosen, dessen Urgrund noch den Meisten unbekannt geblieben, selbst den Militärs ein Geheimniß war.

Glücklicherweise fand sich hier gegen Mitternacht der Friseur Nowotny ein, der an dem großen runden Stammgasttische seinen gewohnten Platz einnahm und da im Kreise seiner Mitbürger und einiger Officiere, welche zusammen eine Tafelrunde von zwölf Tapferen bildeten, von der jedem Haarkünstler im allgemeinen und ihm ganz besonders verliehenen Naturgabe der Beredsamkeit und Gewandtheit in der Darstellung von Tagesbegebenheiten sofort den wünschenswerthesten Gebrauch machte.

Gut, daß Ihr kommt! begrüßte man ihn: Ihr wißt ohne Zweifel mehr als wir alle zusammen; also redet!

Und der Friseur, ein noch junger hübscher Mann, ließ sich, nachdem er seine Pinte Bier auf einen Zug geleert, mit einem Lächeln, welchem eine starke Dosis Selbstgefälligkeit beigemischt war, unverweilt also vernehmen:

Ich komme geradewegs vom Prinzen Lothringen, das heißt, von meinem Vetter Speneck, der beim prinzlichen Leibkoch

Nr. 14099.

Stanf[redacted] Libraries

Der Jeſuit im Frack.

Culturgeſchichtlicher Roman aus den Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia

von

Wien, 1862.

Druck und Verlag der typ.-liter.-artiſtiſchen Anſtalt
(L. C. Zamarski & C. Dittmarſch).

WEH

wird aber dieſes junge zartfühlende Fräulein mit Ihnen zum Altare treten wollen, während das herrlichſte weibliche Weſen, unſere angebetete Kaiſerin in äußerſter Kriegsbedrängniß ſich befindet? Das frage ich Sie jetzt.

Der Oberlieutenant lächelte hämiſch und — ſchwieg.

Es wird Ihnen auch, fuhr der Hauptmann nach kurzer Pauſe fort, nicht ſo ganz leicht werden, lieber Czerny, ſich von uns loszumachen; man wird Ihre Gründe nicht als ſolche gelten laſſen, wozu noch der Umſtand kommt, daß Sie gleich mir, wie ich aus guter Quelle weiß, höchſt wahrſcheinlich demnächſt befördert werden, da wir beide uns bei dem Ausfalle vom 28. Mai bedeutend hervorgethan.

Der Oberlieutenant ſtutzte.

Man hat es alſo nicht vergeſſen? murmelte er vor ſich hin.

Eine ſolche Affaire vergißt man nicht, entgegnete der Hauptmann mit hoher Wärme, ſie war eine der glänzendſten, die man haben konnte: mit zehn Compagnien Grenadieren, zehn von der Infanterie und zehn von den Warasdinern gegen die feſteoncentrirte Armee von Preußen unter dem Commando eines Keith, in Sturmſchritt zum Strahower Thore hinaus nach dem Weißen Berg, den Feind von der Höhe Andielka vertreiben, drei Kanonen vom ſchwerſten Kaliber erobern, tüchtige Beute machen und darauf in größter Ordnung nach der Stadt zurückkehren, — das, denk' ich, will ſchon etwas ſagen.

Und gerade unſere Compagnie, fügte Czerny, jetzt gleichfalls kriegeriſch aufgeregt, raſch hinzu, befand ſich in der ſchärfſten Attaque und es fehlte nicht viel, daß wir den Prinzen Ferdinand gefangen genommen hätten, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen und er ſelbſt verwundet worden. — Sie glauben alſo, daß wir befördert werden?

Ich weiß es gewiß. Jetzt iſt auch Zeit dazu; König Friedrich

wird uns gewonnene Zeit Ruhe lassen müssen; Sie werden Hauptmann, und ich werde Major. So gar bald aber nach einem derartigen Avancement — denn Sie sind erst vor einem halben Jahre Oberlieutenant geworden — können Sie selbstverständlich die Truppe nicht verlassen.

Wenn ich nun krank wäre?

So hätten Sie einen haltbaren Grund für Ihren Rücktritt, aber Sie werden nichts zu thun haben wollen mit einem falschen Zeugniß.

Czerny biß sich auf die Lippe und schwieg wieder eine Weile.

Sie waren jetzt in der Nähe des Pulverthurms, wo sich ihre Wege trennten.

Da schieden sie denn auch mit nur noch wenigen ganz indifferenten Worten voneinander und begaben sich nach ihren Privatwohnungen: der Hauptmann in die Zeltnergasse, der Oberlieutenant wieder zurück gegen das sogenannte „Brückel" hin.

Die Hauptmannscharge, sprach Letzterer auf seinem kurzen Heimwege seltsam lächelnd zu sich selbst, wird nur ein Hebel mehr sein zur Aufrichtung meines Glückes; steht dieses einmal unerschütterlich fest, so trete ich zurück vom Dienste, meine Kameraden mögen dazu sagen was sie wollen. —

Wenige Stunden später, noch vor Sonnenaufgang, war bereits die halbe Bevölkerung von Prag wieder auf den Beinen und das Leben begann sich noch reger zu gestalten als tagszuvor; um Sechs Uhr wimmelte es schon auf allen Plätzen, Straßen und Gassen von Menschen aus allen Standes- und Altersclassen, die theils Nothwendigkeit, theils Neugierde in's Freie trieb.

Letztres zumeist; es mußte heute ja so Vieles zu sehen und zu hören sein: große Militärparade oder Heerschau, denn die Besatzung von Prag war wirklich ein Heer zu nennen, da sie aus vierzigtausend Mann Fußvolk und fünftausend Mann Reiterei bestand; sodann der Armeebefehl und endlich, wonach sich die

Prager vor allem sehnten, die Besichtigung der von den feindlichen Geschossen so übel zugerichteten Festungswerke und ein Ausflug in die nächsten Umgebungen, wie nach Rusle, Wrzowec, Troja u. s. w., wo ihrer so viele Bekannte und Verwandte gewiß mit gleicher Sehnsucht harrten.

Die Heerschau fand zwischen Neun und Zehn Uhr in der Nähe des Zizkaberges statt, und mit dem Inhalte des Armeebefehles konnte die wackere Truppe zufrieden sein.

Alles was vom hohen Adel derzeit in Prag sich aufhielt, wohnte diesem glänzenden militärischen Schauspiele bei; Deutsche wie Czechen fühlten sich da gleich erhoben und begeistert durch den Gedanken, daß es die Hauptstadt ihrer gemeinschaftlichen Heimat, des herrlichen Böhmerlandes sei, an deren Wällen sich die Macht des ersten Kriegshelden jener Zeit, Friedrich des Großen, als nicht unerschütterlich erwiesen, und daß durch die Erhaltung Prag's auch Wien und die ganze Monarchie, ja das römische Reich gesichert worden.

Der Ausdruck dieses schönen und berechtigten Gefühles strahlte von allen Gesichtern der unübersehbaren Zuschauermenge, und unbeschreiblich war der Jubel, als nach Beendigung der Revue die vortrefflich aussehenden Truppen mit den fliegenden eigenen und eroberten Fahnen und dem erbeuteten Geschütze mit klingendem Spiele nach der Stadt zurückmarschirten, um daselbst wolverdiente Rast zu halten; alle Fenster in den Straßen, durch welche der mächtige Zug sich bewegte, waren geschmückt und von Zuschauern dicht besetzt, die auf die munter vorüberziehenden Krieger einen wahren Blumenregen niederströmen und begeisterte Zurufe vernehmen ließen, zeitweilig von den Truppen erwiedert mit dem weithinschallenden: Es lebe Maria Theresia!

In der Heeresabtheilung, die auf diesem Rückmarsche den Altstädter Ring passirte, befand sich auch das Regiment, bei wel-

chem die zwei Officiere standen, denen wir auf ihrem Wege aus der Brauerei „zum Primas“ bis nahe zu ihren Wohnungen gefolgt, der kleine biedere Hauptmann, Namens Jelen, und der Oberlieutenant Czerny.

Letzterer, der in Betreff seiner hohen martialischen Gestalt sich weit mehr für die Grenadiere geeignet hätte — denn er früher auch wirklich zugetheilt gewesen, von welcher Truppe er aber eines Subordinationsvergehens wegen zu den Musketieren versetzt worden war —, nahm sich in seiner Paradeuniform sehr schmuck aus, sodaß er den Blick mancher Dame an sich fesselte, deren Herz noch frei schlug oder die nicht wußte, daß sein Herz, wie man zu sagen pflegt, nicht mehr ihm gehörte, obgleich dieser Umstand in seinen nach den Schönen gerichteten, ziemlich freien Blicken durchaus nicht zu lesen war.

Diese seine eroberungssüchtigen Blicke ermäßigten jedoch ihre Spannkraft, jemehr sich seine Compagnie dem Altstädter Ring näherte; dies entweder aus Besorgniß, beobachtet zu werden, oder — um die Elektricität seines Busens — vielleicht auch nur seines Kopfes — nicht abzuschwächen, sondern dieselbe im geeigneten Momente mit voller Macht aus den Strahlen seines Auges auf einen gewissen Punct wirken zu lassen.

Er marschirte sogar bis in die Mitte des Marktplatzes mit gesenktem Haupte. Da aber, der Rathhaus-Hauptfronte gerade gegenüber, richtete er, wie aus tiefem Nachsinnen sich aufraffend, plötzlich Kopf und Blick empor und faßte mit seiner ganzen geistigen und körperlichen Sehkraft an dem offenen Fenster im ersten Stockwerke eines stattlichen Hauses die Gestalt einer jungen Dame in's Auge, der zur Seite ein Herr von vornehmem Aussehen stand, welche Beiden auf das mit großer Delicatesse ausgeführte Salutiren des schönen Oberlieutenants mit eben so zarter Kopfneigung antworteten.

Indem wir nun die Truppen ihren zeitweiligen Bestimmungsorten zumarschiren lassen, begeben wir uns in die Wohnung dieses Herrn und dieser jungen Dame, denen unser Oberlieutenant eine so kunstvolle Aufmerksamkeit zugewendet.

Wir finden Beide noch in der Fensterbrüstung eines großen, reich und geschmackvoll ausgestatteten Salons, und haben, ohne alle Indiscretion, Muße und Gelegenheit, uns die zwei Personen genau zu betrachten und ihr Gespräch anzuhören.

Der so stattlich aussehende Herr mag einige und fünfzig —, die junge Dame etwa achtzehn Jahre zählen.

Miene und Haltung, übereinstimmend mit seiner Sprechweise, kennzeichnen diesen, nicht eben stark und hoch, aber wolgebauten und gesund aussehenden Herrn als einen Mann von Kopf und Herz, von ebensoviel gutem Verstande als verständiger Güte. Reich, doch ohne Gesuchtheit gekleidet, trägt er als einzigen Schmuck an sich — die überaus kostbaren Brüsseler Spitzen seines Jabots und seiner Manschetten abgerechnet — nur eine sehr werthvolle goldene mit Brillanten besetzte Tabatiere, die ihm aber mehr zum Spielen von einer Hand in die andere als zum Schnupfen selbst zu dienen scheint und aus welcher er vielleicht nur bei ganz besonderem Ideengange eine prise de contenance zu nehmen pflegt.

Die junge Dame, von auffallender Aehnlichkeit mit diesem Herrn — soweit nämlich überhaupt ein weibliches Wesen einem männlichen oder der Frühling dem Herbste ähnlich sein kann —, würde Jeden außer uns zu dem begeisterten Ausrufe veranlaßt haben: Ein Engel in Menschengestalt!

Und wir könnten auch Keinen deßhalb tadeln, denn man kann, wenn es schon zulässig ist, sich einen Engel vorzustellen, keinen einem solchen idealen Wesen entsprechenderen Typus sich denken oder auch nur träumen: eine hohe, aber das Maß weiblicher Schönheit nicht überragende, zartgegliederte und doch reizend

geformte, luftige Gestalt, die mehr zu schweben als zu stehen oder zu gehen scheint; das Antlitz einer Venus Medicis, wennnicht einer Rafael'schen Madonna; das — nicht in den unnatürlichen Zwang jener Zeit gebrachte — sondern in freien vollen Locken von beiden Seiten der breiten, sanftgewölbten blendendweißen Stirne auf den nicht minder schönen Nacken wallende Haar von geäschertem Blond— und endlich das milde, seelenvolle, tiefblaue, beinahe schwarz erscheinende Auge unter langen dunklen seidenen Wimpern und feingezogenen Brauen —, diese ganze Erscheinung gleicht wol der eines Wesens, das wir Engel nennen, so vollständig, wie nur irgendein derartiges Meistergebilde der Malerei oder Plastik.

Ihre Kleidung harmonirt mit diesen körperlichen Eigenschaften: es verunstaltet sie nicht der damals übliche Reifrock; eine weiße reichfaltige Mousselinrobe umwallt ihre schönen Formen, diese ebensowenig verhüllend als in koketter Weise darstellend.

Dasselbe gilt von ihrer Stimme, von ihrer Sprache; der Ton ist weich, sie spricht rein deutsch ohne allen Dialekt, während die Sprache des Herrn ihr gegenüber nicht ganz frei davon, sondern die an der sächsisch-böhmischen Gränze heimische ist.

Der Blick der jungen Dame richtet sich nicht auf die noch immer dichten Volksmassen, die über den Platz hinwogen, um den Truppen nachzuziehen; er ist himmelwärts gewendet und zwar mit einem tief wehmütigen, um nicht zu sagen schmerzlichen — Ausdruck.

Der Herr reicht ihr jetzt die Hand und führt sie sanft vom Fenster weg zur Ottomane inmitten des Salons, wo sich Beide niederlassen.

Hier, nach kurzer Pause, nimmt er das Wort und sagt in einem Tone, der von innigster Theilnahme zeugt, indem er ihre Rechte mit seinen beiden Händen umschlossen hält:

Du gibst Dich allzusehr deinem Grame hin, Amalie, und er muß, er wird Dich aufreiben; was aber soll dann aus mir werden?

Lieber Vater, entgegnet sie mit leise bebender Stimme und gesenktem Blicke, der Himmel wird mir Kraft verleihen, meine Kindespflicht zu erfüllen.

Deine Pflicht! Ich will nur dein Glück, mein gutes Kind.

Das, bester Vater, ist mit — ihm entschwunden.

Du liebst ihn also noch immer mit derselben Innigkeit?

Noch immer; ich gedenke seiner, wie eines geliebten Todten.

Nährst Du aber auch in Dir die Ueberzeugung, daß er — wenn er ja noch am Leben — deiner Liebe noch würdig ist?

Unverbrüchlich, Vater; ein Mann seiner Art kann Unwürdiges nicht unternehmen; wo und was immer auch Carl jetzt sein und thun mag, ich bin und bleibe von seiner Charakterfestigkeit und Seelenreinheit überzeugt.

O wie gerne, mein Kind, theilte ich diesen Glauben an ihn! War ich ihm denn nicht mit ganzem Herzen zugethan, theils weil er mir selbst Simpathie und Hochachtung eingeflößt, theils auch, weil ich euere gegenseitige Liebe kannte und billigte? Bist Du nicht mein einziges Kind, nach dem Tode deiner mir unvergeßlichen herrlichen Mutter mein einziges Gut, mein Alles? Und wollte ich nicht euere Verbindung segnen, sobald die leidigen Kriegsverhältnisse es gestatteten? Ich nahm nicht Anstoß daran, daß er — als Bewerber um die Hand meiner Tochter, der einzigen Erbin eines mit zeitlichen Glücksgütern gesegneten Namens, als Eidam eines pensionirten Generals von altadeligem Geschlechte — nur Oberlieutenant, arm und bürgerlicher Herkunft, denn mir galt der Adel seiner Gesinnung und der Reichthum seiner Kenntnisse wie seiner Gefühle mehr als alles durch Geburt und äußere Umstände Erlangte; aber bedenke, Amalie, was geschehen und wie dies auf mich zurückwirken mußte: es sind jetzt nahezu vier Wochen, daß er aus Prag verschwand, ohne auch nur die geringste

Spur zu hinterlaſſen, ohne ein Wort der Rechtfertigung oder wenigſtens der Entſchuldigung an Dich, an mich zu richten; er verließ als Soldat ſeinen Poſten, er hat ſeinen Fahneneid gebrochen und iſt dadurch der ganzen Strenge des Militärgeſetzes verfallen, welches Prinz Carl von Lothringen in ſeiner Proclamation vom 27. Mai ausgeſprochen mit den Worten: daß diejenigen, welche ihrer Pflicht und Schuldigkeit nicht nachkommen würden, es ſei wer immer, Militär- oder Civilperſon, groß oder klein, ohne Ausnahme oder mindeſte Rückſicht, aufs ſchärfſte geſtraft werden ſollen.

Ich weiß es — ſtammelt Amalie — die Welt hat ihn gerichtet.

Das Beſte, fährt der General nach kurzem Schweigen mit ſchmerzgedämpfter Stimme fort, das Beſte was ſich in dieſer entſetzlichen Sache denken, erwarten läßt, iſt — ich appellire an dein eigenes Gefühl — ſein Tod, will ſagen, die Annahme, daß er mittlerweile — ſo oder ſo — aus der Zeitlichkeit geſchieden, die ihn unbedingt verdammen mußte. . . .

Ich pflichte Ihnen bei, mein Vater.

Sieh, der Oberlieutenant Czerny, ſein intimſter Freund —

Sein Freund?

Ja, Kind, ſein beſter Freund, obgleich Du, wie ich weiß, daran zweifelſt, Czerny ſelbſt — zuckt über ihn die Achſel, wenn auch nicht als Menſch an ſich, ſodoch als Soldat, als Officier, als Mann von Ehre. Ich ſage Dir da Bitteres, aber ich, ſelbſt Militär, wenngleich außer Activität, kann nicht anders; es gilt meine Ehre und es handelt ſich auch um deine Frauenwürde. Darum, mein Kind, ſammle und erhebe Dich aus dieſem, wie mich Alles fürchten macht, ganz unberechtigten Schmerze; ſei und bleib eingedenk deiner verewigten edlen Mutter und — auch deines Vaters, deſſen ganzes noch übriges Lebensglück auf Dir, auf deiner Gegenwart und Zukunft beruht.

O mein Vater! ruft Amalie unter hervorstürzenden Thränen aus, indem sie ihr Haupt an seine Brust sinken läßt.

Er schlingt sanft seine Arme um die Leidende, und seine Thränen vermischen sich mit den ihrigen.

So schwindet eine Minute hin.

Dann richtet er sie auf, erhebt sich selbst und verläßt sie mit den Worten:

Czerny liebt Dich; aber wie sehr ich diesen braven Officier auch achte und deine Verbindung mit ihm wünsche, deinem Herzen werde ich niemals Zwang anlegen, Du bist hierin Herrin deines Willens und ich habe keinen Wunsch als den, Dich glücklich, wenigstens ruhig zu wissen.

Amalie, nun allein und sich selbst überlassen, gibt sich ihrem Schmerze völlig hin und sinkt vor dem Bildnisse ihrer Mutter, das neben dem ihres Vaters die Rückwand des Salons schmückt, in die Kniee und ein neuer Thränenstrom entstürzt ihren schönen Augen. Gedanken und Gefühle drängen sich ihr chaotisch durch Kopf und Herz: Liebe, Ehrgefühl und Pflicht machen sich da in stürmischer Folge gegen einander geltend; ihr Glaube an die Ehrenhaftigkeit des Geliebten kämpft mit der ganzen Kraft erster, reiner Liebe gegen den Zweifel an, den die entsetzliche Thatsache seines spurlosen Verschwindens hervorgerufen, sowie ihre Sehnsucht nach Carl ihre Abneigung vor dem Manne, den ihr Vater achtet und selbst zu seinem Eidam sich wünscht, in diesem Aufruhre aller ihrer Seelenthätigkeiten nachgerade bis zum Abscheu, um nicht zu sagen, bis zum Hasse steigert, welcher Empfindung ein Herz, wie das Amaliens, nicht fähig war.

So auf ihren Knieen, das in Thränen schwimmende Auge nach den milden lieben Zügen ihrer theueren verklärten Mutter emporgerichtet, scheint sie den Geist der Verewigten zu beschwören, ihr Trost, Rath, Hilfe zu bringen; es ist ein wortloses

Gebet, das aus diesem halb verzweifelt flehenden Blicke spricht und das sich nicht unmittelbar an das höchste Wesen wendet, welches in derartigen Leidensmomenten dem unglücklichen Sterblichen zu ferne zu stehen scheint und ihn ein menschlich vermittelndes Wesen suchen macht, welchem er sich eben in reinmenschlicher Weise mit ganzer Seele anvertrauen kann.

In dieser maßlosen Aufregung erschien ihr das Bildniß ihrer Mutter nicht als ein Bild, sie sah vor sich die stets liebevolle Mutter selbst, diese lebte und ihrem klaren, sanften Blicke, der dem ihrigen so vertrauenseinflößend begegnete, entstrahlte die Erfüllung dessen, um was sie zu ihr als der Vermittlerin zwischen ewigem und zeitlichem Geschick in diesem Momente der Angst und Verzückung zugleich gefleht: Trost, Rath, Hilfe.

Der Blick der Verklärten sprach: Glaube und lebe dem Gesetze nach, das Dir in's Herz geschrieben; schütze Dich selbst und der Himmel wird Dich schützen! . . . . . .

Als der General Freiherr von Bergheim — Amaliens Vater — zur gewohnten Stunde des Diners, um Drei Uhr, nachhause kam, fand er, freudig überrascht, seine Tochter vollkommen beruhigt; der Ausdruck des Seelenschmerzes in ihren edlen Zügen war einem milden Ernste gewichen, und in dieser Stimmung wendete sie sich auch, noch bevor sie zu Tische gingen an ihn mit den Worten:

Sie sollen nicht Ursache haben, bester Vater, mit Ihrer Tochter unzufrieden zu sein oder sich um ihrerwillen zu kränken; ich bin mit mir zurathe gegangen und sage Ihnen jetzt, wie ich denke und fühle, was ich zu thun entschlossen bin, entschlossen, da Sie, die Güte selbst, mir Willensfreiheit hierin zugesichert. Noch steht mein Glaube an Carl's Ehrenhaftigkeit fest und — solange dieser Glaube unerschüttert bleibt — auch mein Entschluß, einem anderen Manne meine Hand nicht zu reichen, sondern an Ihrer Seite, theurer

Vater, bis zum letzten Lebensaugenblicke zu weilen; wird mir dagegen die schreckliche Ueberzeugung, daß Carl unehrenhaft gehandelt, so bin ich bereit, Ihrem Wunsche bezüglich meiner Verbindung nachzukommen. Dies, mein Vater, ist das Ergebniß meines Denkens, Fühlens und Betens.

Und es ist alles, was ich von meiner Tochter erwartet habe, entgegnete der General, indem er Amalie gerührt umarmte. —

Nach Tische, als ihm Amalie wie gewöhnlich zum Caffee seine Pfeife reichte, sagte er, daß er vor einer Stunde den Oberlieutenant Czerny gesprochen und eingeladen habe, mit ihnen nachmittags auszufahren, um die vom Feinde so stark beschädigten Wälle und Schanzen zu besichtigen.

Amalie hatte keine Einwendung dagegen, obgleich sie dabei einen Seufzer unterdrücken mußte.

Gegen Fünf Uhr meldete der Kammerdiener den Oberlieutenant Czerny und dieser trat sofort ein.

Der General empfing ihn mit Herzlichkeit, Amalie mit jener Haltung, die der gute Ton gebietet.

Der Gedanke, um einen Theil der Stadt zu fahren, war nicht von ihrem Vater, sondern von Czerny ausgegangen; dieser hatte dem General den Vorschlag bei ihrer Begegnung gemacht und dabei bemerkt, daß diese Partie auch Fräulein Amalie interessiren dürfte.

Er war demnach ganz befriedigt und vergnügt, jetzt zu vernehmen, daß die Equipage des Generals alsbald vorfahren und daß seine Tochter von der Partie sein werde. Ein scharfer Beobachter würde in Czerny's Blick zwar auch den Ausdruck des Vergnügtseins gesehen haben, dabei aber ein Etwas, wofür — die Menschensprache keine Worte hat.

— — —

Viele Tausende von Prag's Bewohnern wogten am selben

Nachmittage zu allen Thoren der Stadt hinaus, um die von dem glücklich verdrängten Feinde solange eingenommenen Hauptpuncte, vor allem die Batterieposten zu besichtigen, von welch' letztren aus ihnen so furchtbar mitgespielt, so viele ihrer Wohngebäude und monumentalen Baumerke zerstört oder stark beschädigt und selbst Menschen getödtet worden.

Dieser Batterien waren schon zu Ende Mai fünf um Prag angelegt: eine im Borzek'schen Garten gegen die Kleinseite; die zweite auf dem Žižkaberg; die dritte an der Sklenarzka; die vierte hinter dem Carlshofe, und die fünfte am Augezder Thor beim Fuchsbade, sämmtliche vier Batterien gegen die Altstadt und die Neustadt gerichtet.

Großes Interesse erregte hierbei die von der Prager Besatzung am 5. Juni vollendete wichtige Schanze von der äußersten Stadtmauer bis an das Czernin'sche Belvedere längs der Moldau, welche sie trotz des ununterbrochenen feindlichen Feuers vom Žižkow gegen die Arbeiter glücklich zustandegebracht und mit vierundzwanzig Kanonen besetzt hatte; wodurch die Ortschaften Buben, Holeschowitz und Bubenetz gedeckt und in der Gewalt der Kaiserlichen blieben.

Mit gleichem Muth und Glück machten die kaiserlichen Truppen in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni einen Ausfall gegen die Borzek'sche Batterie, von welcher aus die Kleinseite, besonders das Residenzschloß so viel zu leiden hatte. Sie nahmen diese gefährliche Batterie nach dem hartnäckigsten Widerstande und behaupteten sie auch tapfer gegen den erneuten Angriff der Preußen, sodaß die letzten acht Tage hindurch die ganze Kleinseite vom Bombardement befreit blieb.

Die guten Prager konnten sich nun dies alles mit Muße ansehen und, was sie selbst nicht bereits wußten, von den sie begleitenden Militärs zur Genüge erklären lassen. Manche der sehens-

werthen Objecte bedurften allerdings keiner Erklärung. Zu diesen gehörten z. B. die auf des Prinzen von Lothringen Befehl in den ersten Tagen des Juni abgetragenen Schindelbächer und das auf allen Plätzen und Gassen aufgerissene Pflaster, sowie die am ersten desselben Monats auf den Hauptplätzen der Altstadt, Neustadt, Kleinseite und des Hradschin errichteten Pfähle, mit der Aufschrift: „Galgen für die, welche rauben und plündern."

All' diese und noch manche andere interessante Momente der Belagerung brachte der Oberlieutenant Czerny auf der Spazierfahrt in Bergheim's eleganter offener Caroſſe dem General und seiner bezaubernd schönen Tochter gegenüber mit ebensoviel Tact als Sachkenntniß zur Sprache; eine Unterhaltung übrigens, an der Amalie nur sehr einsilbig theilnahm, da eben alles, was sich auf das Kriegswesen bezog, sie nur schmerzlich berühren konnte, klang doch alles was sie da von Thaten des Muthes und patriotischer Selbstverleugnung hörte, wie eine Anklage gegen den Mann ihres Herzens, gegen Carl * *, den plötzlich verschwundenen und auf den ihm angewiesenen Posten der Pflicht, der Ehre — nicht wieder zurückgekehrten kaiserlichen Officier.

Der General, wie sehr ihn auch alles Militärische interessirte, empfand, in natürlicher Uebereinstimmung mit dem nothwendigen Ideengange seiner Tochter, ihr Herzleid mit und lenkte, wo und wie es gehen mochte, das Gespräch auf andere Gegenstände; immer jedoch zeigte sich neuer Anlaß, und das ursprüngliche Thema trat immer wieder heraus.

In der Nähe des Roßthores angelangt, befahl er nun, der lästigen Fahrt durch das ungeheuere Menschengewühle selbst schon müde, dem Kutscher, durch dieses Thor hinein und nachhause zu fahren; für welchen Befehl ihm Amalie mit einem nur seinem Herzen verständlichen Blicke dankte.

Verzeihen Herr General, nur noch ein paar Minuten! rief

hier Czerny aus und setzte, auf eine große dichte Menschengruppe zeigend, die in einer Entfernung von nicht mehr als fünfzig Schritten um einen nicht ersichtlichen Gegenstand sich drängte, rasch hinzu: da muß etwas ganz Absonderliches zu sehen sein, und wenn es — gefällig wäre — —

Amalie blickte den Sprechenden unwillkürlich an und — erbebte, entweder voll Entsetzen vor dem gewissen Etwas in dem Blicke dieses Mannes, oder in Ahnung des Ungeheuerlichen, das sich jetzt begeben sollte.

Schon wollte sie ihren Vater beschwören, seinem Entschlusse, sofort in die Stadt zu fahren, treu zu bleiben, aber — das Wort erstarrte ihr auf der Lippe und sie hätte selbst nicht die Kraft zu einem flehenden Blicke in das Vaterauge.

Auch bestätigte sich hier wieder die alte Wahrheit, daß — der Abgrund lockt.

Der Kutscher hatte unmittelbar nach des Generals Befehl den Ausruf des Oberlieutenants vernommen und hielt die Pferde an, wie einer letzten Entscheidung gewärtig.

Wir wollen da noch hinfahren, um zu sehen, was es gibt, sagte jetzt der General, und der Kutscher ließ die Pferde im Schritte weiter gehen, bis der Wagen dicht an jener Gruppe hielt.

Diese lichtete sich bei Annäherung der glänzenden Equipage soweit, daß die darin befindlichen Personen auch des Genusses theilhaftig, nämlich des Gegenstandes, der sie selbst so mächtig angezogen hatte, ungehemmt ansichtig zu werden vermochten.

Dies fand denn auch statt, und das fragliche Object, kaum zehn Schritte noch von Bergheim's Wagen entfernt, wies sich im scharfen Sonnenlichte so deutlich, daß es der vonseite Amalliens und ihres Vaters darauf hingerichteten Lorgnetten nicht bedurft hätte, um Form und Bestimmung desselben ganz genau zu sehen, während Czerny's ebenso weithinreichender als durchdringender

Blick nur eine Secunde dafür in Anspruch zu nehmen brauchte, falls er — das hier zu Sehende nicht schon gesehen hatte.

Der General und seine Tochter richteten ihre bewaffneten Augen gleichzeitig dahin, und auch im selben Momente entsanken den Händen Beider die Lorgnetten; ihm mit einem unarticulirten Aufschrei, ihr —, indem sie lautlos in sich zusammenbrach und ohnmächtig in den Wagen zurücksank.

Nachhause! rief nun der Oberlieutenant dem Kutscher zu, und dieser fuhr so rasch es nur möglich war, durch das Roßthor in die Stadt.

Und der Gegenstand, dessen Anblick auf Bergheim und seine Tochter beinahe tödtlich gewirkt?

War — ein Galgen und daran ein vom kaiserlichen Kriegsgerichte unterzeichnetes Placat, das den Namen eines von demselben wegen Desertion aus der Besatzung während der feindlichen Occupation in contumaciam als infam cassirten und zum Tode durch Henkershand verurtheilten Officiers enthielt, und dieser Name war der — von Amaliens Geliebten.

— — —

Zweites Kapitel.

Geschichte und Geschichten.

Der zweite Feldzug jenes durch seine Wechselfälle so merkwürdigen verheerenden Krieges — der erste hatte im August 1756 mit dem Einfalle des 60.000 Mann starken preußischen Heers in Sachsen begonnen, — war durch den glänzenden Sieg der Oesterreicher bei Kolin noch nicht beendet und es sollten im Laufe desselben noch große Thaten geschehen, die Geschicke vieler Städte und Menschen darin entschieden werden.

Nachdem Friedrich II. seine Truppen bei Leitmeritz wieder gesammelt und organisirt hatte, räumte er Böhmen und rückte in Sachsen ein.

Das österreichische Heer, abermals unter dem Oberbefehle des Prinzen Carl von Lothringen, besetzte die Lausitz, um den König zu beobachten.

Das Glück stand zu Oesterreich und seinen Verbündeten.

So hatten mittlerweile die Franzosen die Festung Wesel, die Fürstenthümer Cleve und Ostfriesland, Hessen-Cassel und Hanover besetzt und mit Kriegssteuern belegt. Der Herzog von Cumberland, welcher die mit Preußen verbündeten Hanoveraner, Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückeburger, im ganzen 40.000 Mann commandirte, wurde am 26. Juli von den Franzosen, deren Heer an 100.000 Mann zählte, bei Hastenbeck geschlagen und bis nach Stade zurückgedrängt. Ein zweites französisches Heer unter dem Befehle des Prinzen von Soubise, mit welchem sich das 15.000 Mann starke Reichsheer, commandirt vom Prinzen Hildburghausen, vereinigt hatte, bedrohte nicht allein Sachsen, sondern selbst die preußischen Erblande.

König Friedrich brach nun plötzlich auf, ließ den Herzog von Bevern in Schlesien, zog nach Thüringen und verdrängte die Franzosen aus Erfurt. Als diese auf's neue vordrangen, ging er ihnen entgegen und lieferte ihnen am 5. November bei Roßbach jene denkwürdige Schlacht, in welcher, durch die Bravour des Helden Seydlitz und die geschickten Manöver des Prinzen Heinrich, die Franzosen sowol als die Reichsarmee vollständig geschlagen wurden.

Inzwischen hatten der Prinz Carl von Lothringen und Feldmarschall Daun die Abwesenheit Friedrich's benutzt und waren in Schlesien eingerückt. General Nadasdy belagerte und nahm Schweidnitz; Berlin ward von General Haddik überrascht und

gebrandschatzt, der Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen und gefangen genommen und die schlesische Hauptstadt selbst erobert.

Hier aber wendete sich das Blatt, Oesterreichs Waffenglück hatte hiermit seinen Höhepunct in diesem Feldzug erreicht.

Friedrich eilte mit Adlerschnelle zurück und ging auf die Oesterreicher mit allem Ungestüm los.

Beide Heere stießen am 4. December bei dem Dorfe Leuthen aufeinander und am darauffolgenden Tage begann der mörderische Kampf. Dieser währte von Mittag Zwölf bis Fünf Uhr mit ungeheuerer Erbitterung von beiden Seiten. Der Sieg war auf Preußen's Seite. Die Kaiserlichen zählten sechstausend Todte und noch weit mehr Verwundete, unter ersteren die Generale Luccheſi, Prinz von Stollberg, Preisak und Otersiwolf; nebstdem verloren sie zweihundert Kanonen, sechszig Fahnen und Standarten, an dreitausend Proviant- und Munitionswagen, und zwanzigtausend Mann, die von den Preußen gefangen genommen wurden.

Prinz Lothringen — der gegen Daun's Ansicht diese Schlacht angenommen und verloren hatte — zog sich nach Böhmen zurück, wo er seine Truppen in Winterquartiere legte.

Friedrich nahm Breslau und machte dagegen achtzehntausend Mann noch zu Kriegsgefangenen.

Und so war nach Beendigung dieses Feldzuges Schlesien, bis auf die Festung Schweidnitz, wieder in den Händen von Maria Thereſia's mächtigem Widersacher ....

Die Stimmung der Prager in diesem Winter war eine ziemlich gedrückte; man sah der Eröffnung eines neuen Feldzuges im nächsten Frühjahre, wofür bereits starke Truppenaushebungen in Böhmen wie in den übrigen Kronlanden Oesterreichs deutlich genug sprachen, nicht ohne Bangigkeit entgegen.

Daß dieſe unbehagliche Stimmung das Militär nicht theilte, iſt ſelbſtverſtändlich; beruht ja doch die eigentliche Exiſtenz des Soldaten auf dem Kriege und gibt es für ihn nichts Mißlicheres als — Garniſondienſt.

Zu den wenigen Ausnahmen hierin, zu jenen Militärs nämlich, welche civile Hoffnungen und Erwartungen, beſonders Heiratgedanken hegen, gehörte auch der kaiſerliche Officier Czerny, den wir bei jener ſchrecklichen Scene am Roßthore als Oberlieutenant verlaſſen und nun, wie es ihm der mittlerweile zum Stabsofficier avancirte Hauptmann Jelen vorhergeſagt, wirklich als Capitän zu betrachten haben.

Beide hatten die Campagne mitgemacht und ſich gut gehalten.

Vor einigen Tagen erſt mit ihrem Regimente wieder in Prag eingerückt, wo dasſelbe den Winter über zu bleiben hatte, nahmen Beide denn auch ihre frühere Lebensweiſe wieder vor und gingen ihren Neigungen und Gewohnheiten nach . . . .

Im Hauſe des penſionirten Generals Freiherrn von Bergheim hatte ſich in dieſer Zwiſchenzeit von ſechs Monaten dem Anſcheine nach nichts verändert; er lebte nach wie vor ziemlich zurückgezogen, empfing und machte wenig Beſuche, brachte täglich ein paar Stunden im Adelscaſino mit Leſen oder Schachſpielen zu und widmete den übrigen Theil des Tages ſeiner geliebten Tochter, oder vielmehr war es Amalie, welche dafür ſorgte, ihm das Zuhauſeſein ſo angenehm wie möglich zu machen. Ihre mannichfaltigen Kenntniſſe und Talente kamen ihr dabei ſehr zuſtatten; ſie ſpielte Clavier und ſang, wennauch nicht in virtuoſer Weiſe, ſodoch mit tadelloſer Reinheit, voll Gefühl und Geiſt; las ebenſo gut als ſie ſprach, zeichnete und malte, beſonders Blumen, mit Fertigkeit und Geſchmack, und war ſelbſt, was den General in dieſer Beziehung am meiſten freute, am angenehmſten beſchäftigte, in ſeinem Lieblingsſpiele Schach ziemlich geübt.

Zu dem allen die bei günstiger Witterung unternommenen Spazierfahrten und Landausflüge gerechnet, fehlte es Beiden niemals an äußerer Annehmlichkeit, und Langweile war ihnen etwas Unbekanntes.

Anders aber sah es in ihrem Innern, im Seelenleben dieser zwei edlen Wesen aus.

Amalie litt mehr denn je.

Ihr Seelenleiden war ein umso tieferes, je mächtiger sie des Vaters wegen dagegen ankämpfte.

Dieser ununterbrochene Kampf drohte ihre Kräfte aufzureiben. —

Sie war nach jener entsetzlichen Erscheinung vor dem Stadtthore, wie wir wissen, ohnmächtig in sich zusammengebrochen. Durch rasch angewandte Mittel der Ohnmacht alsbald entzogen und im väterlichen Hause zur Ruhe gebracht, verfiel sie noch dieselbe Nacht in Fieber, das der Vorbote einer längeren, gefährlichen Krankheit war.

Wenige Tage nach Amaliens Erkrankung mußte Czerny mit seinem Regimente Prag verlassen und sich sonach bei Bergheim bis auf weiters empfehlen.

Bei jenem Abschiede hatte ihm der General gestattet, an ihn zu schreiben, von welcher Erlaubniß Czerny während der Campagne wiederholt Gebrauch machte, besonders nachdem ihm sein Hauptmannspatent war zugestellt worden; eine Correspondenz, von der Amalie erst nach ihrer völligen Wiederherstellung Kenntniß erhielt.

Ihre Krankheit hatte vier Wochen gewährt. Von da bis Ende Juli lebte sie auf dem einige Meilen von Prag gelegenen freundlichen Gute ihrer Tante, der schon sehr bejahrten kinderlosen Witwe eines mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens vor kurzem erst verstorbenen Landedelmannes, Namens Hochkirch,

welche Dame für Amalie die zärtlichste Neigung hegte, deren Erwiederung dieser nur durch den Umstand erschwert wurde, daß die gute Tante sie als ihre Universalerbin betrachtete und, was das uneigennützige Gemüt des Mädchens stets verletzte, in ihren naiven Güte sehr oft, ja beinahe täglich von dem ihrer Nichte bestimmten großen Besitzthume sprach.

Wie herzlich nun auch Amalie der lieben alten Dame zugethan war, kehrte sie doch, vom Vater abgeholt, in den ersten Tagen des August gerne nach Prag zurück.

Ihre Schönheit hatte durch die Erkrankung nichts eingebüßt; ja man konnte sagen, daß sie noch idealer geworden, durch jene Vergeistigung des Körperlichen nämlich, welche ein großer Seelenschmerz und der Kampf des Glaubens und Selbstbewußtseins dagegen stets in edlen Naturen hervorbringt.

Noch auf der Rückfahrt nach Prag kam es zwischen ihr und dem Vater zu einer Erörterung entscheidender Art.

Er begann von Czeruy zu sprechen und theilte ihr mit, daß derselbe zum Hauptmanne befördert worden.

Amalie nahm diese Mittheilung ohne Schroffheit, aber auch ohne ein Zeichen von Theilnahme hin.

Dann ging der General langsam, jedoch mit einer gewissen Bestimmtheit auf das eigentliche Thema über, auf seinen Wunsch nämlich, sie mit diesem, wie er sich ausdrückte, so achtbaren Officiere nach Beendigung des Feldzuges verbunden zu sehen und brachte ihr zart schonend ihre Zusage in Erinnerung, die nämlich, daß sie, einmal von ihres früher bestimmten Bräutigams Unehrenhaftigkeit thatsächlich überzeugt, nicht weiter Anstand nehmen werde, dem Wunsche des Vaters nachzukommen.

Die „Thatsache" selbst ließ er unbesprochen.

Amalie aber fühlte in diesem Augenblicke sich stark genug,

den Gegenstand, wie schrecklich derselbe auch war, zur Sprache zu bringen.

Wodurch, lieber Vater, entgegnete sie mit zwar milder, aber edler Festigkeit, wäre ich von Carl's Unehrenhaftigkeit thatsächlich überzeugt worden?

Mein Gott, das kannst Du noch fragen! Soll ich Dir, Kind, jenes grauenerregende Bild —

Es steht noch lebhaft genug vor meinen Augen, Vater; so furchtbar lebhaft, wie an jenem Tage, da Czerny unseren Blick dahin — absichtlich gelenkt.

Amalie, bedenk', was Du sagst —

Ich habe Alles bedacht, mein Vater.

Du thust diesem Manne unrecht; aber selbst zugegeben, daß er diese Absicht gehabt, bleibt nicht — Du zwingst mich, es zu sagen — steht nicht die Thatsache fest?

Welche, mein Vater?

Welche! Kind, ich werde irr' an Dir —

Ich sah einen Schandpfahl und daran geheftet ein Urtheil, das den Officier Carl * * für infam cassirt und dem Henker verfallen erklärt; weiter nichts.

Und dies reicht nicht hin, Dich zu überzeugen —

Von Carl's Unehrenhaftigkeit? Nein, Vater, nein! Durch dieses Urtheil ist sein Name allerdings gebrandmarkt und er selbst, lebt er noch, moralisch getödtet; aber ein Beweis liegt in diesem Urtheile nicht. Wer, mein Vater, kann sagen, daß Carl freiwillig seinen Posten verlassen? Wer weiß, ob er nicht in jener Nacht seines Entschwindens aus dem Leben geschieden, getödtet und heimlich beerdigt worden ist? Wer darf annehmen, daß ihm, in solchem Falle, Zeit geblieben wäre, an seine Vorgesetzten, an seine Freunde oder selbst an mich ein erklärendes Wort zu senden? ... Nein, bester Vater, das Kriegsgericht konnte

und mußte hierin thun, was es gethan; allein eine Thatsache hat es damit nicht festgestellt, einen Beweis von Carls Unehrenhaftigkeit hat es mir nicht geliefert ....

Der General fühlte die Wahrheit des von seiner Tochter da Gesagten, obgleich sein Verstand, vor allem sein militärischer Geist, sich dieser Ansicht entgegenstellte, und er ließ, als Vater, sich denn auch von seinem Gefühle hierin bestimmen; er bemerkte ihr nur sehr schonend, daß es sich in dieser traurigen Angelegenheit auch um die öffentliche Meinung handle.

Diese unter allen Umständen zu berücksichtigen, entgegnete Amalie ruhig, haben Sie mich gelehrt, Vater, und ich werde sie auch respectiren, selbst in diesem Falle, wo sie gegen meine innerste Ueberzeugung streitet; der Name des Unglücklichen wird nie einem anderen Menschen als Ihnen gegenüber von mir ausgesprochen werden: dies verbürge ich, damit glaube ich aber auch alles erfüllt zu haben, was die Welt, die öffentliche Meinung von mir zu erwarten berechtigt ist.

Hierin irrst Du, mein Kind, sprach Bergheim mildesten Tones wie zu sich selbst redend, die Welt geht in ihren Ansichten und Erwartungen weiter; sie wußte um das zarte Verhältniß meiner Tochter zu dem Verlornen, wie es selbst dem Kriegsgerichte bekannt war, das auch deßhalb und aus Rücksicht für mich mit seiner Verurtheilung ausnahmweise solange zögerte, dem Entschwundenen vier Wochen Zeit gönnte, sich, wennnicht zu rechtfertigen, sodoch zu entschuldigen; Alle aber, die von diesem Verhältnisse wußten, erwarten jetzt — und nicht ohne Grund — daß die Tochter des in Ehren ergrauten Generals Bergheim, an dessen nun ruhendem Degen nicht der geringste Makel haftet, durch einen öffentlichen Act kundgeben werde, wie hoch sie die Ehre ihres Familiennamens anschlägt und die öffentliche Meinung schätzt; weil, solange dies nicht erfolge, die Welt berechtigt bleibt

anzunehmen, daß meine Tochter mit dem Verurtheilten vielleicht noch in geheimer Verbindung stehe.

Diese Folgerung vonseite eines ebenso verständigen als ehrenhaften und zugleich liebevollen Mannes wie General Bergheim, erschütterte Amalien's Geist und Gemüt; darauf war sie nicht gefaßt, gegen eine solche Annahme wußte sie nichts zu sagen: ihre ganze Antwort war ein halberstickter Seufzer.

Auch ihr Vater schwieg und ließ diese verhängnißvolle Angelegenheit — bis auf weiteres — ganz unbesprochen.

So schwand der Sommer und auch der Herbst dahin, ohne daß dieser Sache von seiner oder ihrer Seite auch nur mit einem Worte gedacht wurde, den Umstand ausgenommen, daß er zeitweise, nämlich stets nach Empfang eines Briefes vom Hauptmann Czerny, den jeweiligen Stand der Campagne besprach und so mittelbar die Hoffnung dieses Officiers wie seinen eigenen Wunsch berührte; bei welchen Anlässen Amalie sich ganz leidend verhielt, während sie fortfuhr, ihrem Vater in allen seinen Gepflogenheiten die verständig regste und liebevollste Aufmerksamkeit zu widmen.

Hauptmann Czerny stattete am Tage nach seinem Eintreffen in Prag bei Bergheim seinen Besuch ab.

Zum Glücke für Amalie befand sich ihr Vater zuhause; wir sagen — zum Glücke —, denn was müßte die Arme gelitten haben im plötzlichen und ganz unmittelbaren Verkehre mit diesem ihr instinctiv grauenerregenden Manne, der, wie sie noch immer fest überzeugt war, ihr jenen meuchlerischen Stoß in das Herz versetzt, sie absichtlich dahin geführt hatte, wo das Ideal ihrer reinen Seele, der Inbegriff des Herrlichsten für ihre erste Liebe und unaussprechliche Sehnsucht — der Name Carl** — mit der ganzen Schmach dieser Welt voll Trug und Selbsttäuschung bedeckt war! . . .

Das Aeußere dieses ihr im höchsten Grade antipathischen Menschen hatte sich, bis auf sein stereotypes häßliches Lächeln, noch mehr zu seinem Vortheile gestaltet; er war männlicher, kräftiger, imponirender geworden, in auffallendem Gegensatze zu seinen Manieren, die jetzt um vieles abgeschliffener erschienen, während gleichzeitig auch seine Sprechweise sich feiner und rücksichtvoller gab.

Wie bei diesem ersten Besuche, vermied er es auch beim zweiten und dritten, seiner Hoffnung auf Hand und Herz der Generalstochter auch nur den leisesten Ausdruck zu geben: ja — auf Hand und Herz, nicht umgekehrt, da ihm an der Hand dieser reichen Erbin, deren Vermögen nach Ableben ihres Vaters und ihrer Tante nahebei eine Million Gulden betragen mochte, weitmehr als an dem Herzen derselben gelegen war; einmal, weil er sie selbst nicht liebte, überhaupt nichts liebte als sein liebes Ich, dann aber oder eigentlich hauptsächlich, weil er gegenwärtig trotz oder vielmehr wegen seines Avancements so tief in Schulden stack, daß er, zog ihn nicht rechtzeitig noch ein weiblicher deus ex machina daraus, unfehlbar zu quittiren gezwungen war.

Diese Campagne hatte ihm den Vortheil verschafft, daß er, indem er gegen die Preußen kämpfte, aus der Schußweite seiner Gläubiger zu Prag, also aus der Traufe in den Regen gekommen war; nunmehr aber wieder daselbst in Garnison, sah er von neuem und bedrohlicher denn zuvor die papierenen Höllengeschoße, gemeinhin Schuldscheine genannt, gegen sein geliebtes aber hierin ganz wehrloses Ich gerichtet und schlief so schlecht wie — um einen antizipirten Vergleich zu machen — Herr Nicolai, der norddeutsche Tourist, in Italien.

Gegenüber Amalien's Vater, von dessen Zuneigung er vollkommen überzeugt war, hätte es von Ezeray's Seite solcher Zurückhaltung nicht bedurft; aber da zeigte sich der mißliche Um-

ſtand, daß er den General, wollte er ihn nicht geradezu auf der Straße erwarten und ſprechen, nicht leicht allein finden konnte und daß er im Adelscaſino nicht Zutritt hatte.

Ein ſchlimmer Umſtand bei der Dringlichkeit der Verhältniſſe, in denen ſich bereits der Hauptmann befand.

Er hatte ſeine Gläubiger bisnun durch die ihnen eröffnete Ausſicht auf ſeine Verbindung mit einer reichen Erbin vertröſtet, ja er hatte den bedeutendſten und zugleich ungeſtümſten derſelben den Namen dieſer Erbin — ſo ganz im Vertrauen — mitgetheilt, dies noch im Juni 1757 vor dem Abzuge ſeines Regimentes aus Prag, und jetzt war man ſchon im Januar 1758, und dieſe ſeine glänzende Verbindung, welche dank ſeiner Discretion, für die ganze Stadt bereits ein öffentliches Geheimniß geworden war, wollte noch immer nicht Thatſache werden; was naturgemäß ſeine Gläubiger von Tag zu Tag ungläubiger und ſeine Lage nachgerade unerträglich machte.

Hierzu geſellten ſich noch ganz eigenthümliche Umſtände.

Unſer ſtattlicher Hauptmann ſah ſich auch in ſogenannten Herzensangelegenheiten nicht rückenfrei.

Ein von ihm bereits vor zwei Jahren eingegangenes Liebeverhältniß zu einer ſehr jungen und ſehr hübſchen, aber nicht bemittelten Bürgerstochter von Prag, welches Verhältniß er in ſeinem Leichtſinn nur als einen „Garniſonſpaß" betrachtete, drohte ihm jetzt bei ſeiner Bewerbung um die Generalstochter hinderlich zu werden.

Das war der eine dieſer abſonderlichen Umſtände.

Ein zweiter lag darin, daß — der Faſching begonnen hatte, und daß der gute Hauptmann gewohnt war, ſehr gut zu leben, beſonders im Carnevale. Zum Gutleben aber gehören, wie, nach Montecuculi's Ausſpruch, zum Kriegführen, drei Dinge: erſtens Geld, zweitens wieder Geld und drittens nochmals Geld; während

Czerny bei allen ſeinen ſonſtigen Talenten und Neigungen zum Bonvivant gerade am Mangel dieſer drei unumgänglich nöthigen Dinge jetzt mehr denn je laborirte.

Der dritte, nicht minder ſchlimme Umſtand für ihn war das Spiel.

Der Commandirende, Prinz Carl von Lothringen, hatte während der Belagerung von Prag durch die Preußen zwei Dinge mit äußerſter Strenge verpönt: das Duell und das Hazardſpiel; auf erſtres die Todesſtrafe, auf letztres Caſſation geſetzt.

Nun — man vermied jenes und umging dieſes, wie etwa die engliſche Rechtspraxis ein Geſetz, das nicht geändert werden kann, zu umgehen pflegt.

Die enragirten Spieler in Prag zu dieſer Zeit, Herren vom Civile wie Officiere, mieden das Hazardſpiel, ſich ſtreng wörtlich an das hierüber publicirte Schema haltend, und ſpielten nur erlaubte Spiele. Aber ſie wußten ſich zu helfen. Hatte der Oberbefehlshaber das Wetten verboten? Nein, ganz und gar nicht. Alſo — man betrieb das Wetten um die Wette; will ſagen; man gruppirte ſich um Tiſche, an denen nur erlaubte Spiele im Zuge waren, und — wettete für oder gegen den Einen oder Andern. Auf dieſe geiſtreiche Weiſe verſtieß man nicht im mindeſten gegen das Geſetz und gewann und verlor gleichzeitig ſoviel als es im Farao, Rouge et Noir u. dgl. nur immer möglich geweſen wäre.

Dieſer ſtrenge Erlaß gegen Duell und Hazardſpiel war nicht aufgehoben worden, alſo zur Stunde noch in voller Geltung, da man vonſeite des Obercommando die Einwinterung der Truppe mitrecht als einen Uebergangsſtand betrachtete und demnach alles zur Demoraliſirung derſelben Führende beſeitigen wollte.

Hauptmann Czerny liebte, außer ſich ſelbſt, nichts ſo ſehr als das Hazardſpiel.

Gegenwärtig, da er dieſer „noblen Paſſion“ wegen doch nicht

cassirt werden wollte, machte er es wie die anderen leidenschaftlichen Spieler, — er wettete.

Wetten nun kann man freilich, wie auf der Börse spielen, momentan, ohne einen Gulden in der Tasche zu haben oder überhaupt sein zu nennen; Credit und Differenzenbezeichnung genügen für den Augenblick; allein diesem Augenblicke folgt unvermeidlich der des Zahlens, der Ausgleichung, und man muß, wenn man die sogenannte Ehrenschuld nicht zur festgesetzten Zeit deckt und die Differenzen begleicht, dem grünen Tische und der Börse für lange Zeit, wenn nicht für immer, mit langem, sauerem Gesichte den Rücken kehren.

Und in dieser mißlichen Lage befand sich unser Hauptmann eben jetzt.

Außer den sehr namhaften Obligationsschulden lasteten nun auf ihm auch einige bedeutende Spiel- oder Wette-Schulden, bei welch' letztren sein „Ehrenwort" verpfändet war.

Was beginnen?

Es handelte sich bereits, zur Einlösung seines Wortes gegen einen Betrag von mehren tausend Gulden, um einen perentorischen Termin von nicht mehr als achtundvierzig Stunden, während ihn gleichzeitig seine Papiergläubiger bestürmten, deren stärkster, mit einer Forderung von zehntausend Gulden, ihm sogar drohte, sich an den General von Bergheim als seinen präsumtiven Schwiegervater zu wenden.

Czerny's Gesammt-Passiven betrugen nunmehr über zwanzigtausend Gulden: eine Bagatelle für ihn, sobald er der Verbindung mit Amalie sicher war; im gegnenden Falle eine erdrückende Wucht.

An wen, an was sich halten?

Israel hatte kein Ohr mehr für ihn.

Dem Vater Amaliens sich anvertrauen?

Nicht unmöglich, aber nicht räthlich; der General war, — dies wußte er — bei all' ſeiner Güte, in derartigen Dingen, beſonders in Bezug auf das Militär, von äußerſter, an Strenge gränzender Delicateſſe, ſodaß durch eine ſolche Annäherung ſeine ganze Hoffnung in Frage geſtellt werden konnte. —

Eine verzweifelte Situation, welche dadurch an Schrecklichkeit nichts verlor, daß ihm nun auch Major Jelen mittheilte, der Oberſt wiſſe um alle dieſe Verlegenheiten des jüngſten Capitäns in ſeinem Regimente — das war Czerny — und ſei darüber nicht wenig ungehalten, ſondern viel.

Kam dieſe Geſchichte beim Obercommando zur Anzeige, ſo war der ſchmucke lebensluſtige Capitän ein verlorner Mann.

Mancher — um nicht zu ſagen Jeder — an ſeiner Stelle würde deſperat geworden ſein; er ward es nicht: ich habe, rief er nach Jelen's Entfernung kühnen Blickes und kräftigen Tones aus, indem er ſeine Stube mit großen Schritten durchkreuzte, noch achtundvierzig Stunden vor mir, und Zeit gewonnen, Alles gewonnen, wir wollen ſehen! —

Und er bekam auch wirklich innerhalb der nächſten zwei Tage mancherlei zu ſehen und zu hören, was wir in aller Ordnung nun erzählen wollen; die Horen ſtellten um ihn, den ſonſt ſo gewandten als leidenſchaftlichen Tänzer, einen Tanz an, deſſen Schilderung für unſere Leſer von ganz beſonderem Intereſſe ſein dürfte.

Drittes Kapitel.

Schlimme Besuche.

Es war an einem Sonntagsmorgen gegen Neun Uhr, da unser Hauptmann nach Jelen's kurzem Besuche vorerwähnten Ausruf that und, seine wolgeheizte Stube nach allen Richtungen der Windrose durchkreuzend, mit sich selbst zuratheging.

Niemals hatte er den Preis eines guten Rathes so hoch gefunden wie zur Stunde; er war furchtbar theuer, dieser gute Rath.

Czerny befand sich noch im Schlafrocke und dampfte so gewaltige Wolken aus seinem Tschibuk, als wollte er alle seine Grillen im Tabakrauch ersticken; dazu schlürfte er zeitweise Caffee, den er schwarz und sehr stark zu genießen pflegte, um seine, die lange, lange Nacht — die nämlich, statt im Bette, am Spieltische, bei einem großen Bacchanale oder kleinen Orgie zugebrachte lange Nacht über in Unordnung gerathenen Lebensgeister zu ralliiren, wie er es echt militärisch nannte, und warf bisweilen einen Blick in den vom Dampfe bläulich angelaufenen Pfeilerspiegel, um sich selbst zu mustern, oder durch die Fenster nach dem ganz wolkenlosen, nur vom Sonnendunst umzogenen Firmamente — nicht Himmel, da er dieses Wort, womit er keinen Begriff verband, niemals gebrauchte außer als Flügelwort zu einem vollaustönenden Fluche beim Exerciren oder Spielen.

Es hatte diese Nacht über stark geschneit; der Tag aber versprach so schön zu werden, wie es ein Decembertag in der Hauptstadt Böhmens nur immer zu werden vermag, und hielt auch sein

Verſprechen, was für ihn übrigens ein Leichteres war als das von Czerny noch bei Anbruch desſelben Tages und bei Aufbruch vom Spiele geleiſtete, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden eine Ehrenſchuld von abermals tauſend Gulden zu bezahlen.

Er mochte nach des Majors Entfernung etwa fünfzehn Minuten hindurch in der geſchilderten Weiſe ſeinen Nachtgedanken — die wenig Aehnlichkeit mit den Young'ſchen hatten — ſich hingegeben haben, als ihn der Eintritt ſeines Privatdieners denſelben entzog oder vielmehr entriß, denn er fuhr in ſich zuſammen und dann ſogleich noch heftiger gegen den Eingetretenen mit der mürriſchen Frage auf, warum er komme.

Wacław aber — ſo hieß der noch jugendliche, kräftig gebaute und wolausſehende Diener nach ſeinem Taufſchein — war kein Mann der bleichen Furcht, und verſetzte, trotz des dienſtpflichtigen Reſpectes vor dem Herrn Hauptmann, auf die barſche Frage desſelben feſt und trocken: weil ich eine Perſon zu melden habe.

Einen Juden wahrſcheinlich? lachte Czerny jetzt heraus, da er ſich bereits ſchon wieder vollſtändig geſammelt hatte.

Nein, Herr Hauptmann, lautete die Antwort.

Alſo einen Chriſten —

Auch nicht, Herr Hauptmann.

Biſt Du toll?

Nein, Herr Hauptmann.

So ſprich denn in's — —!

Zu Befehl, Herr Hauptmann; die Perſon, die im Vorzimmer wartet, bis ſie in dieſes Zimmer zu Ihnen eintreten darf, iſt weder ein Jude noch ein Chriſt —

Sondern?

Ein Frauenzimmer.

Nennt ſich?

Gar nicht; das gehe mich nichts an, sagte sie, als ich sie nach ihrem Namen fragte.

Du kennst sie also nicht?

Bin ja erst einige Tage in Prag, wo ich früher nie gewesen.

Wie alt?

Ich bin fünfundzwanzig.

Fünfundzwanzig lasse ich Dir aufzählen, wenn Du mir noch einmal so dumm antwortest —

Zu Befehl, Herr Hauptmann.

Ich frage, ob es eine junge Person —

Ja, recht hübsch.

Ungeheuer von einem Privatdiener, laß sie eintreten — das heißt — sag' ihr — ich lasse bitten.

Zu Befehl, Herr Hauptmann; aber — bitten!?

Marsch hinaus!

Waclaw parirte Ordre, machte halbrechts und schwenkte sich in guter Ordnung zur Thüre hinaus, an deren Schwelle die so seltsam gemeldete Unbekannte im nächsten Augenblicke stand, während Czerny, kaum ihrer ansichtig, sich entfärbte und am Tische stützen mußte, um — sich aufrecht zu erhalten.

Anna, Du — hier!? stammelte er, den Blick starr auf sie geheftet wie auf eine gespenstische Erscheinung.

Und doch hatte dieselbe, den nach ihm mit gleicher Starrheit gerichteten Blick aus dunklen Augen und ihre strenge Haltung ausgenommen, ganz und gar nichts Abschreckendes an sich.

Etwa zwanzig Jahre alt, von nicht hoher, doch wohlgeformter Gestalt, sehr einfach, fast ärmlich gekleidet und von sehr leidendem Aussehen, die schönen Augen tiefliegend und die Wangen eingefallen, drang sie immerhin selbst auf den ersten flüchtigen Blick nach ihr die Ueberzeugung auf, daß sie, vielleicht noch vor kurzem, wenn auch nicht eben regelmäßig schön, doch reizend gewesen, dieser

körperlichen Reize aber entweder durch Krankheit oder durch Kummer verlustig geworden sein mußte.

Es hatten — wir wollen es sogleich sagen — diese beiden Momente auf sie eingewirkt und ihren äußeren Liebreiz zerstört.

Auf Czerni's Zuruf „Anna, Du hier!?“ schloß sie die Thüre hinter sich ab und schritt bis in die Mitte des Gemaches langsam vor, wo sie, zitternd vor Kälte oder Schwäche, sich auf einen Stuhl niederließ, ohne bei dieser Bewegung den Hauptmann auch nur eine Secunde lang aus den Augen zu lassen, der seinerseits noch immer mit dem Ausdrucke peinlichster Verlegenheit am Fenstertische stand und sich daran stützte.

Diese Anna war die arme Bürgerstochter, in deren Herz er sich vor zwei Jahren mit glühenden Betheuerungen von Liebe und Treue gestohlen, und deren Ehrgefühl er durch lügenhafte Zusicherung von persönlichem Vermögen und ehelicher Verbindung derart beschwichtigt hatte, daß sie, trotz der Warnungen und selbst Drohungen ihres Vaters, eines in seinem Geschäfte durch Krankheit und sonstiges Mißgeschick herabgekommenen Uhrmachers — ihre Mutter lebte nicht mehr — der Leidenschaftlichkeit des schönen jungen Officiers sich endlich rückhaltslos hingab.

Als Czerny im Sommer des vorigen Jahres mit seinem Regimente Prag verließ, nahm er von der Aermsten nur mittels eines flüchtig hingeworfenen Schreibens Abschied, worin er ihr indeß doch die Vertröstung nicht vorenthielt, daß er sie immer lieben und sein ihr gegebenes Wort halten werde.

Während seiner Abwesenheit starb auch ihr Vater, dessen brechender Blick und letzter Hauch sie noch vor Czerny warnte.

Anna, nun allein und so arm, daß sie nur durch schleunige Veräußerung ihrer wenigen Habseligkeiten das einfache Leichenbegängniß ihres Vaters bestreiten konnte, sah sich dem Mangel und, was noch schrecklicher, dem Mitleid der Menschen preisgegeben.

Czerny, der Mann ihres Herzens, dem sie alles, alles gewährt hatte, war, wie sie natürlich sogleich erfuhr, mit seinem Regimente nach Prag und zwar als Capitän zurückgekehrt, und sie hoffte und erwartete ebenso natürlich, ihn schon am Tage seiner Ankunft bei sich zu sehen.

Hatte sie auch ihren Aufenthalt gewechselt — sie wohnte nicht mehr, wie zur Zeit seines Scheidens, auf der Kleinseite sondern in der Neustadt, wo sie sich ein armseliges Dachstübchen gemiethet —, so war es nach ihrer ganz richtigen Ueberzeugung für ihn ein Leichtes, ihren dermaligen Wohnort zu erkunden, da sie in dem Hause, wo sie bei ihren Aeltern gewohnt, ihre jetzige Adresse abgegeben hatte, welche Czerny übrigens auch durch das polizeiliche Aufenthaltsbüreau erhalten konnte.

Allein der liebe Capitän erschien nicht, weder am ersten, noch an den folgenden Tagen.

Und nun — erschien sie — bei ihm, und die tiefe Erschütterung ihres ganzen Wesens im jetzigen Augenblicke bezeugt zu ihrer Ehre, daß alles, was sie ihm vordem voll Liebe und Vertrauen geopfert, ihr gering erschien im Vergleich zu diesem Schritte, dessen Außerordentliches er, der sonst so Leichtsinnige, selbst als solches durch seinen instinctiven Ausruf „Anna, Du hier!?“ bezeichnete.

Dieser seiner peinlichen Frage folgte eine noch peinlichere Pause von einigen Minuten, während welcher die Leidende, ihr Taschentuch an die Augen gepreßt, ihre Thränen zu unterdrücken und nach Worten zu ringen schein:

Diese weiche Stimmung des Mädchens gab ihm seinen Muth oder, besser gesagt, seine Keckheit zurück; er fand noch vor ihr die Sprache und schlug auch den Ton an, der früher in ihrer Seele Anklang gefunden hatte.

Noch heute wollte ich zu Dir, liebes Kind, da mich dieſe erſten Tage über der Dienſt abgehalten, in deine Arme zu eilen, ſprach er mit einer Wärme, die ſelbſt einem guten Schauſpieler Ehre gemacht haben würde, indem er gleichzeitig auf ſie zuſchritt und einen Arm um ihren, trotz der ſtrengen Kälte nur mit einem dürftigen baumwollenen Mäntelchen bedeckten Nacken ſchlang.

Dieſe heuchleriſche Anſprache oder dieſe Berührung machte Anna erbeben: ſie zuckte krampfhaft in ſich zuſammen und ſtieß ihn heftig zurück; dann richtete ſie ſich auf und ſtand, plötzlich geſammelt und mit dem Ausdruck innerer Kraft in dem ſich miteinmal belebenden Blicke, vor ihm — wie die Göttin der Rache.

Schändlicher Heuchler — rief ſie aus —, Sie wagen es noch, mich täuſchen zu wollen? Glauben Sie etwa in Ihrer maßloſen Eitelkeit, daß ich dieſen Schritt — den ſchwerſten, ſeit ich Sie zu kennen das Unglück habe —, daß ich dieſen Gang zu Ihnen gemacht, um Ihre Lügen neuerdings anzuhören und ſie für Wahrheit hinzunehmen?

Czerny's Verlegenheit kehrte zurück; er wußte nicht, was antworten, was beginnen.

Sie aber fuhr in mehr und mehr ſich ſteigerndem Tone, während er wie gebannt und halb gelähmt ſie anſtarrte und anhörte, alſo fort:

Mein Vater iſt todt und — auch das Kind iſt todt, dem Sie gewiß nie geworden wären, was Sie von Natur aus waren und nach den Geſetzen der Natur und der Ehre auch hätten werden ſollen; Geſetze, die einem Menſchen Ihrer Art unbekannt bleiben. Mein Geſchick erfüllte ſich erſt nach dem Tode des Vaters. Der Zuſtand, in dem ich mich befand, geſtattete mir nicht, einen Dienſt zu ſuchen; ich darbte und fiel den Menſchen zur Laſt, während Sie große Summen Geldes — ich weiß um Alles — im Spiele vergeudeten und mich ohne Zuſchrift, ohne ein Wort des Troſtes

ließen. Der Himmel hatte einen Blick des Mitleids für mich Gefallene, er nahm mein Kind auf. Sie kannten, als Sie Prag verließen, meine Lage; Sie sind zurückgekehrt, ja, aber nur zurück zu Ihren schmachvollen Ausschweifungen, zu sträflichen Bestrebungen, und nicht zu den Pflichten der Natur und der Ehre. Ich nun — werde bereits dieser Tage noch einen Dienst antreten und meine Existenz wird, wenngleich eine vielleicht harte, doch ehrliche sein; Sie aber befinden sich auf dem Wege von Lug und Trug; Sie wagen sich an ein reines edles weibliches Wesen, um es durch den Hauch Ihrer von Gott verlassenen Seele zu verpesten, aber, mir sagt es eine innere Stimme, Sie werden gestraft werden! Ihnen diese meine feste Ueberzeugung in's Gesicht zu schleudern, habe ich Ihre Wohnung betreten, die ich nun, wie Sie selbst, für immer verlasse.

So sprechend, schritt Anna der Thüre zu, erschloß sie rasch und entfernte sich, bevor Czerny noch zur Besinnung gekommen war.

Diese geistige Restauration hatte — eine Minute später — kaum ihren Anfang genommen, als Waclaw, der, zum Glücke für seinen derzeitigen Gebieter, der deutschen Sprache, deren sich Anna gegen denselben bedient hatte, nicht sehr mächtig war, abermals eintrat, um einen neuen Besuch anzumelden.

Der Hauptmann war darüber wüthend.

Wer denn schon wieder? schrie er den Diener an.

Diesmal ist's ein Jude, entgegnete dieser ganz ruhig, wie er es im Bewußtsein der Pflichterfüllung auch sein konnte.

Ein Jude? Wie nennt er sich?

Löw — oder Löwy — oder auch Levi, Herr Hauptmann.

So groß nun auch Czerny's Bekanntschaft mit den Prager Juden war und wie sehr dieser Name unter ihnen auch häufig vorkommt, einen Löw — Löwy oder Levi kannte er zufällig nicht und er athmete nun leicht wieder auf, ja um so leichter, als ihm dabei

der aufmunternde Gedanke durch den Kopf fuhr, dieser Jude könne von seiner momentanen Geldverlegenheit unterrichtet worden und gekommen sein, ihm ein Darlehen anzubieten.

Laß ihn eintreten! herrschte er nun dem eisenfesten Waclaw gemäßigteren Tones zu.

Im nächsten Augenblicke hatte sich der Diener entfernt und der Gemeldete trat mit einem tiefen Bückling in das Zimmer, gedankenschnell vom Hauptmann aufs Korn genommen, um — keinen Fehlschuß zu thun.

Der Jude war ein Greis von etwa siebenzig Jahren, klein, hager, mit langlockigem weißem Haupt- und Barthaar, in einem reinlichen schwarzseidenen Kaftan, eine Pelzmütze in der Hand. Er mochte einst schön gewesen sein; so zu nennen war an ihm noch die hohe kühngewölbte Stirne und sein großes dunkles Auge, das der gewaltigsten Sprache fähig schien.

Der Hauptmann, der ihn um zwei Köpfe überragte, machte ihm ein paar Schritte entgegen und fragte ihn höflich, was ihn zu ihm führe.

Eine Geldsache zunächst, Herr Capitän, lautete des Alten nicht minder artig betonte Antwort, indem er, einer sanften Handbewegung Czerny's folgend, sich diesem gegenüber auf einen Stuhl niederließ.

Ich hatte also recht, dachte sich Letztrer.

Eine Geldsache? fragte er hierauf anscheinend mit der größten Gleichgiltigkeit von der Welt; wie meint Ihr dies, Löwy oder Levi, ich weiß nicht recht, wie Ihr Euch schreibt, denn mein Diener —

Herr Capitän, ich schreibe mich genau so wie mein Brudersohn Jacob Levi, der vor zwei Jahren vom Glauben seiner Väter geschieden und bald nach seiner ehelichen Verbindung mit der Christin, um deren willen er sich taufen lassen, zum Militär ausgehoben und Ihrem Regimente eingereiht worden ist.

Czerny ſtutzte, und wir werden alsbald vernehmen, warum.

Jacob Levi — Leb — Jacob? machte er wie nachſinnend, während er ſich dieſes Namens nur zu gut entſann.

Ja, Herr Capitän, Jacob Leb, fuhr der alte Jude zunickend fort, meines armen Bruders Sohn, den ich, ein guter Mann, der ich unbeweibt geblieben, zum Erben meiner ganzen Habe beſtimmt hatte —

Welchen Entſchluß Ihr dann wol geändert, als der junge Menſch zum Chriſtenthum übergegangen, nicht ſo?

Nicht ſo, Herr Capitän. Blieb er nicht meines Bruders Sohn? Und dann müſſen Sie wiſſen, Herr, daß der Jude nie aufhören kann, Jude zu ſein, auch wenn er Religion und Namen ändert, wie Levi — Leb.

Er war übrigens ein ſchlechter Soldat.

Wie heißt — ſchlechter Soldat? Ich denke, zum Todtgemachewerden iſt Jeder gut genug.

Ja, aber nicht zum Todtmachen. Doch laſſen wir dies und — kommen zur Sache.

Herr Capitän, wir ſind ſchon dabei, ja, ſchon mitten drin.

In der Geldſache?

In der Geldſache.

Ich verſtehe Euch nicht.

Vor acht Tagen, Herr Capitän, wurde uns geſchrieben aus der Feſtung Schweidnitz, daß Jacob Leb, mein Brudersſohn, dort geſtorben, ſagte Levi nach kurzem Schweigen.

Ich erinnere mich, daß er bei unſerem Abmarſche krank gemeldet und im dortigen Spitale zurückgelaſſen wurde, verſetzte Czerny ſtaunend, da er ſich durchaus nicht erklären konnte, was der Alte eigentlich mit ſeinem ganzen Geſpräche beabſichtigte; dies jetzt nach der Mittheilung vom Ableben des Soldaten Leb, wovon er nichts gewußt, umſoweniger als er einen Augenblick lang geglaubt hatte,

der Jude Levi sei zu ihm gekommen, um da einen Schritt zur Entlassung seines Neffen aus dem Militärdienste — auf dem Wege des Geldes — zu machen: eine Annahme, die natürlich durch die Nachricht von Leb's Tode in Nichts zerfiel.

Czerny's Stimmen sollte sich noch bedeutend steigern.

Nach abermaliger kleiner Pause sagte Levi:

Da Sie nicht wissen, Herr Capitän, daß Leb — Levi, mein Brudersſohn, gestorben, ſo werden Sie wol auch nicht wissen, woran er gestorben.

Höchst wahrscheinlich am Spitalfieber, da er nicht verwundet worden, aber schon fieberkrank in das Festungsspital gekommen ist.

Anders steht es zu lesen in dem Briefe, welchen uns aus der Festung ein befreundeter Handelsmann geschrieben.

Ihr kommt schon wieder ab von der Sache, die Euch zu mir geführt haben dürfte.

Nein, Herr Capitän, im Gegentheil komm' ich ihr immer näher.

So macht denn kurz, ich habe Eile.

Der Schweidnitzer Geschäftsfreund schreibt uns klar und deutlich, daß der arme junge Leb — Levi, mein Brudersſohn, nicht am Spitalfieber, ſondern infolge einer furchtbaren und in menſchlichem und ärztlichem Betracht auf seinen schwächlichen Körper höchst grausamen und ganz unverantwortlichen Leibesstrafe sterben mußte.

So sprechend hatte der Greis unſern Hauptmann mit einer Schärfe fixirt, daß dieſer unwillkürlich den Blick senkte.

Levi fügte in noch festerem Tone hinzu:

Jene schreckliche Strafe hat über den jungen unglücklichen Menſchen wegen eines geringen militätiſchen Verſehens oder Vergehens ſein Compagnie-Vorgeſetzter verhängt, und dieſer Vorgeſetzte waren Sie, Herr Capitän Czerny.

Bei dieſen Worten erhob ſich, gleichzeitig mit dem Hauptmann,

der alte Jude, welcher in diesem Momente nun seinerseits den hochgebauten Officier um einen Kopf, und zwar um einen guten zu überragen schien; so geistig gebeugt wies sich letztrer, indem er jetzt wortlos, ja nachgerade gedankenlos, ein Bild der Verlegenheit, vor dem greisen Männlein stand, das durch den ihm innewohnenden Geist in seinen Augen zu einem Riesen anwuchs.

Was wollt Ihr also? stammelte er kaum vernehmlich.

Levi griff in die Brusttasche seines Kaftans und zog daraus eine große schon sehr abgenutzte Schreibtafel.

Der Herr Capitän haben, sprach er nun ganz im Tone eines Geschäftsmannes, gegen welchen schlichten Ton aber der Blick aus seinen dunkelglühenden Augen seltsam abstach, die Summe von fünfzehntausend Gulden an mich, Jacob Levi, zu bezahlen.

Czerny erbebte wie von einem Donnerschlage.

An Euch? fragte er, bis in die Lippen erbleichend.

Ja, an mich, lautete die trockene Antwort.

Ihr kommt denn als Executor meiner Gläubiger?

Nein, Herr Capitän, ich komme als Gläubiger selbst.

Ihr? Euch schulde ich nichts.

Der Herr Capitän schulden, laut den Papieren da in dieser meiner Schreibtafel, mir Jacob Levi die Summe von fünfzehntausend Gulden.

Soviel betragen alle meine Schuldverschreibungen zusammengenommen.

Ja, Herr, das ist der Fall; ich habe sie alle zusammengenommen.

Wie? Ihr hättet —

Ich habe alle Ihre Verschreibungen, nämlich Schuldscheine, dieser Tage käuflich an mich gebracht.

Und Ihr kommt jetzt?

Als alleiniger Gläubiger.

Hier trat eine Pause ein, eine ganz kurze aber schreckliche Pause. Einerseits der Hauptmann, in jeder Beziehung schuldbelastet bis zum Zermalmtwerden, völlig in der Gewalt eines Menschen, dem er, freilich ohne es zu wissen, einen großen Schmerz bereitet hatte, und der ihn vernichten konnte, sobald er es wollte; andrerseits der greise Jude, frei und triumfirend über den Mann, der, wie er annahm, seinen Brudersohn, seinen Liebling und trotz des Religionwechsels bestimmten Erben getödtet, unbesiegbar mächtig ihm gegenüber, den er glühend haßte und zu dessen Verderben er die Mittel in Händen hatte.

Dieses glühende Rachegefühl, das ihn hierher — in die Höhle des Löwen — getrieben und keinen Gedanken an eine Gefahr dabei in ihm hatte aufkommen lassen, diese Racheglut flammte nun aus seinen dunklen Augen während des Schweigens, das nur wenige Secunden beiderseits herrschte.

Falls in einer dieser Secunden der Blitz der Verzweiflung Czerny's Gehirn entzündet hätte, so wäre vielleicht Entsetzliches geschehen, denn ein Griff dieses herkulisch starken jungen Mannes nach der Schreibtafel, dann — nach der Kehle des schwächlichen Greises, und dieser war — eine Leiche.

So groß aber ist die Macht reinen Bewußtseins über die Gewalt der Leidenschaft, daß selbst der Dämon ihr weicht, als dem Genius des Rechten und Wahren weichen muß; ereignet sich das Gegentheil, so geschieht es eben nur ausnahmsweise oder vonseite eines Menschen, an welchem, die Gestalt abgerechnet, nichts Menschliches mehr ist.

Derart, wir haben dies zu seiner Menschenehre zu sagen, war Czerny nicht; ein solcher Gedanke kam ihm nicht zu Sinn, wie verzweifelt seine Lage ihm auch erschien, verzweifelt trotz seiner grenzenlosen Leichtfertigkeit und Lebensblödheit. . . .

Er stand halb vernichtet da; sein Aussehen verrieth es.

Dennoch war es er, welcher nach dieser furchtbaren Pause zuerst das Wort nahm.

Er heftete seinen alsbald wieder durchdringenden Blick auf die unheimliche Miene des alten Levi, während sein mächtiger Körper die gewohnte straffe Haltung annahm.

Wenn Ihr meine Schuldscheine, warf er trocken hin, zusammengekauft habt, so müßt Ihr von den elenden Verkäufern auch vernommen haben, daß sie mir zur Einlösung dieser Papiere noch bis übermorgen Zeit gelassen; oder nicht?

Man hat es mir gesagt, versetzte Levi in gleichem Tone, und ich habe nichts gegen diese Frist einzuwenden.

Zeit gewonnen, Alles gewonnen! sagte sich Czerny noch einmal. Den Alten aber fertigte er nun kurz ab mit den Worten: Also übermorgen!

Letztrer steckte seine Schreibtafel wieder ein und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Zu welcher Stunde? fragte er noch.

Um die jetzige, lautete die barsche Antwort.

Jacob Levi entfernte sich — ohne Bückling.

Nachdem dieser die Thüre hinter sich zugezogen hatte, athmet der Hauptmann aus tiefster Brust auf, wie nach einem schweren Alpdrücken.

Viertes Kapitel.

Das letzte Mittel.

Auch nach Levi's Entfernung trat Waclaw, der Unvermeidliche, wieder ein bei seinem Herrn, diesmal jedoch nicht aus eigener Privatdienstsmachtvollkommenheit sondern auf den scharfen Klang einer Schelle.

Der Hauptmann sprach ihn nicht an; ein Wink genügte zur Verständigung: es galt die Toilette.

Diese war in der Haarbeutel- und Zöpfzeit keine so leichte Operation wie in unsren kurzangebundenen Tagen, obgleich sich auch heute noch stutzerhafte Seelen von verschiedenen Altersclassen finden, die zu ihrer Incarnation — da sie erst durch die Bekleidung Fleisch, also Mensch werden — soviel Stunden des Tages in Anspruch nehmen als ein Alexander Dumas Vater braucht, um fünfzehn bis zwanzig Bände Romane oder Reiseeindrücke im Laufe eines Jahres erscheinen zu lassen, und zwar selbstverfaßte, eigenhändig geschriebene; nämlich drei — vier Stunden täglich, in denen er bequem einen Druckbogen Manuscript fertig bringt, was er jedoch nach der von uns soeben hingestellten Berechnung nicht nöthig hat, da schon die Hälfte im Monate fünfzehn ganze Bogen, also einen Band, folglich im Jahre zwölf Bände und in einer Schriftstellercarriere, gleich der seinigen, die nahebei vierzig Jahre zählt, an fünfhundert Bände beträgt: eine Berechnung, aus welcher unsre Leser, nebenher gesagt, geneigtest ersehen mögen, daß die Productibität regelmäßigen Fleißes ebensowenig wie Geschwindigkeit — Zauberei ist.

Um auf die Toilette der Zeit, in welcher diese unsere Geschichte spielt, zurückzukommen, auf die nämlich eines jungen und schönen Officiers, so war sie in der That eine nothwendig langwierige und zugleich höchst schwierige, letztres besonders dadurch, daß er in derselben weder gegen das Reglement einerseits noch gegen den guten Ton, den Geist der Mode andrerseits auch nur im geringsten verstieß.

Da war vor allem die Frisur eine Haupt- und Staatsaction: Hauptaction wegen des Hauptes, Staatsaction um des Staatmachens willen.

Das Haar, licht oder dunkel, mußte gepudert und aus der Stirne glatt und scharf zurückgekämmt werden; dann ward es, nach vorschriftmäßiger Länge, die damals vom Scheitel bis zum Ende etwas über einen Schuh — zwölf Zoll Wiener Maß — betrug, unten mit einer Schnur umwickelt und mit einer dieselbe verhüllenden schwarzseidenen Schleife geschmückt; ein Schmuck, dessen sich nur die Officiere zu erfreuen hatten, da die übrigen Soldaten, vom Gemeinen bis zum Fähnrich, ihren gleichfalls scharf zurückgekämmten Haarwulst in ein Futteral stecken mußten, das man Zapfen nannte: woher auch die Benennung Zapfenstreich, als die des Signals für die Abendstunde, da es Zeit war, den Zapfen zu streichen.

Die äußerste Sorgfalt aber bei dieser Frisur erforderten die Wickel an den Schläfen; hier konnte sich, trotz Reglement, feiner Geschmack geltend machen.

Hauptmann Czerny besaß hierin Geschmack und er besorgte auch immer eigenhändig seinen Kopfschmuck, mit Ausnahme der Bandschleife hinter seinem Rücken, deren Arrangement er dem Diener anvertrauen mußte, wol aber auch mithilfe zweier Spiegel commandiren konnte.

Die Uniformirung von damals war nicht ungefällig: umgeschlagener Kragen, richtige Taille, breite, nicht zu lange Schöße, schmale Halsbinde, über die Hüfte herabreichende Weste, enganliegende Beinkleider und hohe Stiefel, den Degen oder Säbel an einer schnallegezierten Kuppel, über dem allen endlich das, vorschriftmäßig schief aufgesetzte Dreispitzlein von Hut, das ein ganz hübsches keckes Aussehen verlieh.

Der Hauptmann hatte diese Toilette theilweise bereits vor dem Frühstücke gemacht, es galt also jetzt nur ihre Beendigung, die letzte Feile, die Vollendung!

Er ſprach während dieſes Actes nur zu ſich ſelbſt, da er für Waclaw blos Winke brauchte, und ſein Monolog lautete folgendermaßen:

Von den achtundvierzig Stunden Henkersfriſt, welche dir die v— Juden oder jetzt vielmehr der alte H— Levi ausgeſetzt, ſind bereits zwölf beim T—, haſt alſo nicht mehr als ſechsunddreißig vor dir. Es iſt wahr, eine einzige Stunde reicht hin, ſein Glück zu machen, ja, eine Secunde, um das flüchtige Glück beim Schopf zu faſſen; aber wann — wo — wie? Das iſt die Frage. Gewiß iſt nur Eines: du biſt ein verlorner Mann, wenn du übermorgen deine Gläubiger, die mündlichen wie den papiernen, nicht befriedigſt. Befriedigen kann man ſeine Gläubiger entweder durch Bezahlung oder durch ſichere Anweiſung, Bürgſchaft oder Anwartſchaft. Bezahlen, Czerny, wirſt du ſie, wie ich dich kenne, ganz gewiß nicht, am allerwenigſten ſchon übermorgen; kannſt alſo mit ihnen nur in's Reine kommen durch Bürgſchaft, ſichere Anwartſchaft. Woher aber dieſe nehmen?

Vom General Bergheim? Schwerlich, jedenfalls bleibt dieſer Schritt der gewagteſte, folglich der letzte, den du unternimmſt, wenn du klug biſt; an ihn wendeſt du dich erſt in der fünfunddreißigſten Stunde, nämlich dann erſt, wenn es ganz gleichgültig, was er von dir denkt, oder wenn es ſelbſt die Klugheit gebietet, ihn von deiner Lage in Kenntniß zu ſetzen, da es dieſem alten Sch— von Juden ſchon gleichſieht, daß er ſelbſt ſich an den General adreſſirt, wenn du inſolvent bleibſt, dies thut der n— Mamichäer ſchon ſeinem verewigten Bruderſohn zuliebe . . . . . Gut alſo, du entdeckſt dich im äußerſten Fall dem Vater deiner Braut, — deiner anzuhoffenden Braut! Hoffſt du es wirklich? Laß dieſe Frage links liegen. Was zeigt ſich rechts? Halt — eine Idee! Wahrhaftig, das iſt eine große, kühne, herrliche Idee, werth eines Mannes von Kopf und dem das Herz auf dem rechten

Flecke sitzt — statt auf dem linken. Scherze nicht, dazu ist jetzt keine Zeit, sondern mache dich fertig, diese großartige Idee zu realisiren; du kannst vorläufig mit dir zufrieden sein, denn es müßte mit dem T— zugehen, wenn du bei einer solchen Attaque dich gezwungen sähest, Chamade zu schlagen. Hauptmann Czerny, vorwärts mit dir, landeinwärts, denn deine Schiffe im Rücken sind — abgebrannt! . . .

Mit dem Monologe war auch die Toilette beendigt, und Hauptmann Czerny konnte nach einem letzten Blicke in den Spiegel sich ohne allzugroße Selbstgefälligkeit wol gestehen, daß die gesammte Garnison von Prag — um nicht zu sagen die gesammte kaiserliche Armee — einen schmuckeren Officier schwerlich aufzuweisen haben dürfte.

Waclaw erhielt nun von seinem Herrn einige Aufträge und begleitete ihn bis zur äußeren Thüre, wonach er sich zurückbegab, um die obligaten Stubenmädchendienste zu verrichten.

Es war, wie dies früher schon gesagt worden, an einem Sonntagsmorgen.

Kirchenparade fand heute zwar nicht statt, unser Hauptmann machte aber doch Parade in der Kirche, und zwar in der Teinkirche am Altstädter Ring, dies jedoch erst gegen Zwölf, zu welcher Stunde, wie er wußte, Freiin Amalie von Bergheim daselbst zur Messe kam.

Die Zwischenzeit hatte er mit Flaniren und mit der Einnahme eines Gabelfrühstücks ausgefüllt, durch welche beiden Momente er sich sehr erfrischt und gestärkt fand, nachdem ihm durch die Besuche der armen Anna und des reichen Levi moralisch katzenjämmerlich zumuthe geworden war.

In der Zeit von Zwölf bis nach Zwei Uhr pflegte auch, wie er gleichfalls wußte, General Bergheim im Adelscasino zu weilen.

Mit dem Schlage Zwölf nun stand Czerny auf seinem Posten, nämlich im Portale der Teinkirche.

Wenige Minuten später schritt — Amalie durch dasselbe und zwar so nahe an ihm vorüber, daß sie ihn sehen mußte, wie er ihr Nahen und durch eine höchst unterthänige Neigung des Hauptes seine Verehrung zu erkennen gab, welchen stummen Gruß sie in zwar kalter, doch genügender Weise erwiederte.

Dieselbe gegenseitige Begrüßung fand auch nach Beendigung der Messe statt, die keine halbe Stunde gewährt hatte.

Amalie ging ruhig und langsam an ihm vorbei.

Von der Teinkirche bis zu ihrem Hause waren nur wenige Schritte, und sie hatte diese, ohne auf oder um sich zu blicken, zurückgelegt, als sie, in den Thorweg eintretend, Czerny an ihrer Seite sah und, mehr erschreckt als erstaunt, folgende halblaut und rasch an sie gerichtete Worte vernahm:

Gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen eine Mittheilung von äußerster Wichtigkeit zu machen und beschwöre Sie mir eine Viertelstunde Zeit zu einem ungestörten Gespräche in Ihrer Wohnung zu gönnen.

Haltung und Ausdruck des also Bittenden zeugten von soviel innerer Wahrheit und drängender Nothwendigkeit, daß Amalie trotz ihrer natürlichen Antipathie gegen diesen Mann und ihres gerechten Unwillens über die Unziemlichkeit, ihr aus der Kirche zu folgen und sie am Hausthore anzusprechen, augenblicklich nicht den Muth besaß, ihm diese Bitte abzuschlagen.

Mein Vater ist zwar nicht zuhause, entgegnete sie ernsten Tones, und ich pflege in seiner Abwesenheit Besuche nicht anzunehmen; da Ihre Mittheilung aber, wie Sie sagen, eine so äußerst dringliche ist, will ich eine Ausnahme machen.

Tausend Dank! flüsterte Czerny ihr zu.

Ich erwarte Sie in — einer Viertelstunde, sagte Amalie und entfernte sich von ihm, ohne ihn weiter anzublicken.

Czerny athmete tief auf und verließ raschen Schrittes das Haus.

Die Tranchee ist eröffnet! murmelte er vor sich hin, und strahlte dabei sein Blick auch nicht gerade von Siegestrunkenheit, so lag darin doch etwas von Kraftbewußtsein und Erwartung sehr kühner Art.

Fünfzehn Minuten — sagte er sich, indem er nach der Uhr sah und dann die Zeltuergasse entlang schritt, wobei der frischgefallene und trotz der Sonnenstrahlen, die darauf glitzerten, hartgefrorene Schnee unter seinen festen Tritten knirschte —, nach fünfzehn Minuten wird Bresche geschossen und sturmgelaufen, nach dreißig Minuten ist Alles entschieden! . . .

Die Viertelstunde war vorüber, Czerny vor der Thüre zur Wohnung des Generals Bergheim und — ein paar Secunden später im Salon — Amalie gegenüber, die ihn kalthöflich empfing und durch eine Handbewegung einlud, Platz zu nehmen, während sie sich gleichzeitig auf ein Tabouret neben der Ottomane niederließ.

Unser Hauptmann nun, wie sehr es ihn auch nach dieser Unterredung verlangt hatte und wie gränzenlos seine Keckheit immer zu nennen war, würde sich doch weit lieber vor einer feindlichen Batterie oder einer Cavallerie-Attaque gesehen haben als hier vor dieser schweigsamen jungen Dame, deren hoher Ernst ihm jetzt allen Muth zu nehmen drohte: er drehte verlegen seinen Hut in den Händen hin und her, blickte nach ihr, die mit gesenkten Augen regunglos dasaß, dann zum Plafond empor und — suchte vergebens nach der Einleitung, die er sich so klar und fertig zurechtgelegt und — beim Eintritte verloren hatte.

Aber eben diese Verlegenheit schien zu seinen Gunsten ausschlagen zu wollen, denn sie entging Amalie nicht, und ihre

Herzensgüte bewog sie, wie peinlich ihr auch dieses Tête-à-tête sein mußte, ihn dieser Verlegenheit zu entziehen.

Sie nahm denn das Wort, aber ohne ihre Haltung zu verändern und ohne aufzublicken, indem sie sagte:

Ich habe Ihren Wunsch erfüllt, Herr Hauptmann, sprechen Sie nun.

Diese Aufforderung reichte hin, einen Menschen von Czerny's Kühnheit sofort in Thätigkeit zu versetzen; er fühlte sich gesammelt, er hatte seine Einleitung wieder gefunden.

Es handelt sich, mein gnädiges Fräulein, begann er mit — künstlich oder natürlich — leise bebender Stimme, um die ganze Existenz eines Mannes, der durch jugendlichen Leichtsinn und durch kameradliche Verführung in so verwickelte, so bedrohliche Verhältnisse gerathen, daß er ohne rechtzeitige Hilfe von seite edler Menschenfreunde unfehlbar verloren ist.

In diesen Worten bestand seine Einleitung und hier hielt er inne, um ihren Eindruck zu beobachten.

Sie hatten auch wirklich Eindruck gemacht.

Amalie blickte auf und zwar gerade nach ihm, der nun seinerseits das Auge senkte.

Wenn Sie, Herr Hauptmann, sprach sie mit einem Ausdrucke unverkennbarer Theilnahme, hierin auf die Güte meines Vaters zählen, so haben Sie recht; nur befremdet es mich, daß Sie mir, statt ihm, sich zuwenden, da die Erfüllung Ihres Wunsches doch einzig und allein von ihm abhängt.

Czerny's Geistesschiff befand sich nun im rechten Fahrwasser, und jetzt galt es blos noch, ebenso richtigen Curs zu steuern.

Ja, Baronin, entgegnete er in gleich zaghaftem Tone und mit unveränderter Haltung, es ist wahr, die Entscheidung über das Geschick des Unglücklichen, von dem hier die Rede, steht dem Herrn General ausschließig zu; aber ich wandte mich zunächst

an Sie, da ich überzeugt bin, daß ein Wort von Ihnen zugunsten des Bedrohten bei Ihrem so gütigen, Ihnen mit ganzer Seele zugethanen Vaters dieser schwierigen Angelegenheit die Heißersehnte Wendung geben wird.

Und auch darin haben Sie recht, sagte Amalie und fügte, da Czerny wieder schwieg, nach kurzer Pause hinzu: sprechen Sie denn und geben mir zu wissen, wie die Sache sich verhält.

So hat denn die innere Stimme — ergriff er jetzt in hoher Aufregung von neuem das Wort, indem er dabei den Blick erhob — mich nicht getäuscht, die mir zurief: Sie werden der rettende Engel dieses vor einem Abgrund Stehenden sein!

Ich werde mein Herz für ihn, wie für jeden Unglücklichen, sprechen lassen; kommen Sie also zur Sache: was erwarten Sie für Ihren Protegé vonseite meines Vaters?

Der Ton, den Amalie auf die Worte „wie für jeden Unglücklichen" legte und der Ausdruck „Protegé" stimmten den kühnen Vertreter seiner selbst zwar ein wenig herab; allsbald aber stand er wieder auf voriger Höhe und ließ von da seinen Geist wirken.

Der Bedrängte, entgegnete er voll Entschlossenheit, ein noch junger Officier in der kaiserlichen Armee, welcher er mit Auszeichnung dient, ist, wie schon gesagt, durch jugendliche Unüberlegtheit und noch mehr durch Verführung in der Campagne wie in der Garnison auf Abwege, nämlich in Schulden gerathen und jetzt, ungeachtet aller Rücksicht, die ihm das Obercommando seiner treuen Dienstleistung wegen angedeihen lassen möchte, auf dem Punkte, unehrenhaft cassirt zu werden, sodoch quittiren zu müssen, seine Gläubiger, deren Gesamtforderung bei zwanzigtausend Gulden beträgt, haben seine Schuldverschreibungen einem Juden verkauft, welcher nun seinerseits aus Rache um eines Verwandten willen, der zum Regimente dieses Officiers abgestellt worden und den Beschwerden des Kriegsdienstes erlegen ist, ihn

auf's äußerste bedrängt, sozwar, daß er, falls der Officier ihm nicht übermorgen volle Zahlung oder genügende Bürgschaft leiste, sich sofort an das Obercommando zu wenden droht; ein Schritt, der, wie bemerkt, den Ruin des Officiers unfehlbar nach sich ziehen mußte.

Und wer ist dieser Officier? fragte Amalie gedehnten Tones.

Dieser Unglückliche, erwiderte Czerny, indem er sich erhob, steht — vor Ihnen.

Auch Amalie stand auf.

Nichts an ihr — dies sah er mit Erstaunen — verrieth Ueberraschung oder Unwillen.

Ich werde Ihre Angelegenheit, Herr Hauptmann, meinem Vater mittheilen, sagte sie, mit einer leisen Neigung des Hauptes, die einer Verabschiedung glich.

Damit konnte Czerny, so wie er nun einmal war, unmöglich zufrieden sein, und er war es auch nicht.

Von ihrer Weisung, sich zu entfernen, nahm er durchaus keine Notiz; mußte er schon das Feld räumen, so sollte es nur, wie er meinte und sogar erwartete, nach den von ihm entworfenen Friedenspräliminarien geschehen.

Sie werden also, gnädiges Fräulein, beim Herrn General ein Wort zu meinen Gunsten einlegen? fragte er mit scharfer Accentuirung.

Sie wollen sagen: zugunsten Ihres Gläubigers, entgegnete sie mit einem Anfluge bitteren Lächelns um ihre fast so milden schönen Lippen.

Czerny's Auge wetterleuchtete und seine Stimme glich fernem dumpfen Donnern, indem er sagte:

Der Mann, welchen Ihr Herr Vater mit seinem Vertrauen beehrt und die Verbindung mit seiner Tochter hoffen oder vielmehr erwarten läßt, hat wol auch von Ihrer Seite ein Wort zu

seinen eigenen Gunsten, nicht blos zu denen seines Gläubigers zu hoffen.

Es ist das eine Hoffnung, die ich nicht verstehe, erwiderte Amalie kalt.

Wie, Baronin, Sie verstehen nicht die Wünsche Ihres Vaters? —

Mein Vater wünscht mich glücklich zu sehen.

Und meine gränzenlose Leidenschaft für Sie erachten Sie für nichts? Es sollte Ihnen noch unbekannt sein, daß ich ohne Sie nicht nur nicht glücklich werden, sondern — nicht leben kann?

Wäre mir dies bis zur Stunde unbekannt geblieben, Herr Hauptmann, so hätte mich jedenfalls Ihre jetzige Mittheilung davon in Kenntniß gesetzt, und ich bezweifle keinen Augenblick mehr, daß Sie ohne mich — nicht leben können.

Sie sagen das in einer Weise —

Die ganz zu der Ihrigen stimmt. Doch genug. Ich sage Ihnen hiermit meine Verwendung zu, natürlich ohne einen Erfolg zu verbürgen, und werde diese Zusage erfüllen.

So sprechend, verneigte sich Amalie mit der ihr eigenen Würde, und der Hauptmann sah sich genöthigt, das Feld — auch ohne vollständige Friedenspunctation — nunmehr zu räumen.

Er that dies auch, ließ aber doch im letzten Augenblick noch sein schweres Geschütz spielen, indem er mit aller ihm möglichen Emfase ausrief:

In Ihrer Macht liegt das Glück eines Menschenherzens und die Existenz, ja — das Leben eines Mannes von Ehre!

Mit dem zog er ab, gefolgt von Amaliens Blick, aus welchem mehr Abscheu als gerechter Unwille sprach; wandelte sich ja doch in ihrem Auge selbst die nothwendige Strenge in Milde und fand darin der eigentliche Haß keinen Ausdruck, da jeden Keim des Hasses das Mitleid im Entstehen schon vertilgte.

So faßte sie denn auch jetzt den festen Vorsatz, des Hauptmanns Sache — das heißt, die Geldsache — bei ihrem Vater auf's angelegentlichste zu vertreten, und sie fand eine Art Entschädigung für alles von Czerny mittelbar wie unmittelbar ihr zugefügte Unangenehme und selbst Schmerzliche in dem Gedanken, ihm durch ihre Fürsprache eine Wolthat zuzuwenden, ohne welche er, wenn nicht rettungslos verloren, gewiß in der peinlichsten Lage sein mußte.

Und mit diesem Entschlusse, der das Reinmenschliche ihres Wesens so schön kennzeichnete, sah Amalie der Nachhausekunft ihres Vaters nicht ohne einige Ungeduld entgegen.

Glücklicherweise — in Bezug auf ihre edle Ungeduld nämlich — kam der General heute beinahe eine volle Stunde vor dem Mittagsessen nachhause.

Fünftes Kapitel.

Ein Blitz aus blauem Himmel.

Wenige Minten später begab sich Herr von Bergheim aus seinem Arbeitzimmer nach Amaliens Gemach.

Sie hatte ihn, wie schon gesagt, nicht so zeitlich erwartet und war nun durch sein plötzliches Erscheinen umso angenehmer überrascht.

Diese freudige Bewegung aber, die ihr Gemüt, bei der Aussicht etwas Gutes thun zu können, soeben beherrschte, wich allsbald einer schmerzlichen Empfindung, hervorgerufen durch einen Blick nach ihrem Vater.

Seine Miene, sonst so ruhig wie der klare Spiegel eines Bergsees, wies sich verstört, und es mußte ein gewaltiger Sturm

über sein Haupt dahin gebraust haben, da solche Veränderung sich zeigte.

Der General ließ sie nicht lange in Zweifel; sein gerader Sinn und seine Liebe zu ihr machten ihn sprechen, wo ein Anderer vielleicht geschwiegen und den ganzen Vorgang im Kopf und Herz mit sich allein abgemacht hätte.

Er reichte ihr die Hand, deren Zittern sie nicht wenig erschreckte, und ließ sich ihr gegenüber nieder, dies mehr wie aus Ermattung als Bequemlichkeit.

Sie hatte nicht den Muth, ihn zu fragen, was ihn, den stets so geistesfesten, verständig geordneten Mann in so außerordentliche Gemüthsbewegung versetzte; der erste Blick nach ihm hatte sie der Kraft zu dieser Frage beraubt.

Bergheim fühlte, was in ihrer Seele da vorging, und nahm sofort, indem er aus tiefster Brust aufathmete und sie mit einem Ausdrucke zärtlichster Liebe in's Auge faßte, das Wort.

Da rühmen die Männer sich, sprach er voll schmerzlicher Rührung, ihrer Geisteskraft, ihrer Urtheilsschärfe, und wieweit stehen sie oft, ja in den meisten Fällen, wo es auf eine wichtige Entscheidung ankommt, den Frauen nach, deren Urtheil sich nur aus dem Gefühle schöpft und die klar sehen, wo dem männlichen Auge die Gegenstände und Verhältnisse undeutlich, verworren erscheinen! Und so, mein liebes gutes Kind, ist es mir, dem welterfahrnen Mann, gegenüber Dir ergangen in — einer Sache, die für uns Beide eine Lebensfrage war.

Diese Anrede, deren Deutung Amalie nicht im entferntesten ahnte, das Liebevolle und Erhebende in diesen Worten ermuthigte sie soweit, daß sie die Frage stammeln konnte, was geschehen sei.

Beruhige Dich, mein Kind, entgegnete der General, jetzt selbst ein wenig gefaßter, die Gefahr, die sich — für Dich und sonach auch für mich — gezeigt, ist vorüber, wir haben nichts weiter

hierin zu befürchten; die Vorsehung hat gewacht, wie überall und immer, wo der durch falsche Neigungen und sonstige Irrthümer so leicht eingeschläferte Menschengeist in Nacht und Ohnmacht dahinliegt. Höre denn was ich gehört, und vergleiche Alles mit dem soeben Gesagten.

Und er ließ sich nach kurzem Schweigen, zu Amaliens äußerster Ueberraschung, die sich jedoch nicht durch Ausrufe, sondern nur durch die Sprache ihres seelenvollen Auges kundgab, also vernehmen:

Der kaiserliche Oberst von Frühwald, dessen ich, als meines Freundes, Dir gegenüber in meinen Erzählungen bisweilen erwähnt, ist vor einigen Tagen in Dienstangelegenheiten hierhergekommen und suchte mich heute im Casino auf. Ich habe ihn für morgen zu Tische gebeten. Er ist ein ausgezeichneter Genie-Officier und hätte längst schon verdient, General zu sein; allein er wurde, wie das, besonders in unserer Armee, schon so geht, mehrmals durch Einschub eines Hochadeligen präterirt. Nun, dieser mein Freund kommt directe aus der Festung Schweidnitz. Dort, wie zuvor während der letzten Campagne, lernte er den — Hauptmann Czerny kennen, und zwar, wie Du sogleich hören wirst, genauer kennen als wir, so genau, daß bei Schilderung dieses Mannes mein Blut in fieberhafte Wallung gerieth. Höre und staune! Durch Czerny's Indiscretion erfuhr Frühwald, daß derselbe Zutritt in meinem Hause habe, ja noch mehr, nämlich die Lüge; daß er von mir zu deinem Bräutigam bestimmt, Eure Verbindung eine festbeschlossene Sache sei. Durch diese nichtswürdige Indiscretion stutzig gemacht, faßte mein wackerer Freund den Hauptmann, von dessen mißlichen Verhältnissen und unzulässigen Gewohnheiten er schon allerlei gehört hatte, nun selbst sehr scharf in's Auge, und überzeugte sich bald, daß die Fama nicht nur nicht übertrieben, sondern noch zuwenig von Czerny's schlechter Conduite verbreitet hatte; genug, Frühwald lernte ihn genau kennen und warnte mich als Freund

vor ihm, als einem zügellosen Schlemmer und Spieler von Profession, dessen Schuldenbelastung eine enorme und sogar derartige ist, daß vonseite des Obercommando demnächst gegen ihn vorgegangen werden muß. Das ist aber, wie schrecklich auch immer, noch nicht Alles. Es ließe sich da vielleicht noch ein Wort, wennnicht zu seiner Rechtfertigung, sodoch zu seiner Entschuldigung sagen, man könnte von Jugend, Leichtsinn und Verführung sprechen; aber Frühwald hat sich überzeugt, und mein Freund ist ein Mann von nichts weniger als gehässigem Wesen, daß Czerny's Herz womöglich noch schlechter als seine Conduite. So hat er zum Beispiel, gleich nachdem er sein Hauptmannspatent erhalten, von der Gewalt seiner neuen Charge einen empörenden Mißbrauch gemacht und eine Leibesstrafe über einen jungen schwächlichen Soldaten israelitischen Stammes verhängt, infolge deren Jacob Leb, so hieß der Unglückliche, bald darauf starb. Hier in Prag selbst hat Frühwald, absichtlich noch vor seinem Zusammentreffen mit mir, seine Erkundigungen über Hauptmann Czerny fortgesetzt und bis zu einem Grade vervollständigt, der mir — einem weiblichen Wesen deiner Art gegenüber, meine gute brave Tochter, Schweigen gebietet. Genug, wennnicht bereits zuviel von diesem Menschen, vor welchem Du stets eine natürliche Antipathie gefühlt, während ich, mit allem Verstande und aller Erfahrung eines Mannes in vorgerückten Jahren, in meinem Urtheile über ihn geirrt. Ich war Dir gewissermaßen Satisfaction schuldig; diese Schuld habe ich hiermit abgetragen: Du bist von diesem Augenblick an nicht nur, was Du auch vordem gewesen, Herrin deines Willens, sondern frei von jedem Gedanken an ihn, rücksichtlich meiner.

Amalie küßte die ihr dargereichte Hand des Vaters und erhob sich mit ihm gleichzeitig.

Sie hatte seine Mittheilung, ohne ihn auch nur durch einen Laut zu unterbrechen, anscheinend ruhig vernommen; ihre Stimmung

aber während und nach derſelben war von Gemüthsruhe weit entfernt, ja ſie empfand nicht einmal, was ihr Vater Genugthuung nannte, wenigſtens nicht in Bezug auf ſich ſelbſt; war ihrem augenblicklichen Gefühle ſchon etwas beigemiſcht, das einer Befriedigung gleichkam, ſo hatte dies eben nur Beziehung auf ihren Vater, den ſie nunmehr vom Verkehre mit einem unwürdigen Menſchen befreit ſah, im Uebrigen aber fühlte ihre edle Seele ſich mehr verlegen als zufriedengeſtellt.

Sie gab auch dieſer ſeltſamen Stimmung unverweilt Ausdruck, indem ſie nun ihrerſeits dem Vater mittheilte, was ſie von dem Hauptmann Czerny und zwar durch dieſen ſelbſt erfahren, und ſchloß ihre Mittheilung, die den General nachgerade entſetzte, um nicht zu ſagen — in Wuth verſetzte, mit der eines höheren als irdiſchen Weſens würdigen Bitte, den — wie ſie ihn nannte — Verirrten zu retten.

Hätte noch, rief Bergheim funkelnden Blickes aus, ein Strich am Schandbilde dieſes Elenden gefehlt, ſo wäre es dieſer von ihm unternommene Zug geweſen! Damit hat er ſich vollſtändig charakteriſirt! Tadeln, mein Kind, kann ich Dich nicht, im Gegentheile nur deine Geſinnung preiſen als die eines Adels, deſſen Stammbaum in der Ewigkeit wurzelt; allein ebenſowenig als Dich zu tadeln vermag ich deine Bitte für ihn zu berückſichtigen, es wäre ſträflich für einen alten Militär meiner Art, einen des Porteépée's ſo unwürdigen Officier der ſeiner harrenden gerechten Strafe zu entziehen. Darum, Amalie, kein Wort weiter verloren über dieſen Verlornen; er hat ſich durch ſeine ſchmachvollen Handlungen ſelbſt gerichtet, und das Militärgericht vollſtreckt nur ſein eigenes Urtheil.

Damit verließ der General das Gemach ſeiner Tochter, und dieſe kannte ihren Vater genau genug, um zu wiſſen, daß jede fernere Einſprache gegen einen aus ſeiner Ueberzeugung hervorgegangenen Beſchluß — dieſen eher beſtärken als ſchwächen würde;

gleichwie sie andererseits vergewissert war, daß es bei der edlen Denkweise ihres Vaters, trotz seiner strengen Ordnungliebe und vernünftigen Sparsamkeit, sich in der fraglichen Sache um den Geldpunct durchaus nicht handelte und daß er zur Rettung eines unverschuldet Unglücklichen jeden Augenblick bereit wäre, ein solches Opfer auf den Altar der Menschenliebe zu legen.

Es blieb ihr sonach nichts übrig als sich seinem Willen zu fügen und zu schweigen.

General Bergheim benutzte noch die kurze Zwischenzeit bis zum Diner zur Abfassung und Absendung eines Briefes an den Hauptmann Czerny, welchem wir jetzt noch eine Strecke hin durch das Labirinth seiner Verhältnisse folgen müssen. — — —

Mit dem vorläufigen Resultate seines auf Amaliens edles Gemüt gewagten Sturmes zufrieden, begab er sich unmittelbar danach zum Major Jelen, der ihn zufolge ihrer Verabredung um die Mittagsstunde bei sich erwartete.

Zur Vermeidung jeden Mißverständnisses in Bezug auf Jelen's Charakter haben wir zu bemerken, daß dieser brave, in seinen Dienstangelegenheiten und persönlichen Verhältnissen stets verläßliche und geordnete Officier mit Czerny's Conduite nichts weniger als einverstanden, aber, wie sich das im Militärleben schon findet, an ihn gewöhnt, ihm sogar wirklich zugethan und, seinerseits jeder Lüge, jeder Täuschung unfähig, auch gläubig für alles war, was ihm der Hauptmann inbetreff seiner Hoffnungen auf Amaliens Herz und Hand zeitweise vorlog.

So nahm er denn auch Czerny's heutige Mittheilung — die sofern eine meisterlich stilisirte zu nennen war, als er darin »weise verschwieg«, was, wie er meinte, sein Freund nicht eben zu wissen brauchte — ganz beifällig auf, nur daß er sich schließlich eine Bemerkung erlaubte, indem er sagte:

Es war höchste Zeit, denn, mein Lieber, Sie dürfen sich

nicht täuschen, es ist nachgerade Gefahr im Verzuge; ich sprach vor einer Stunde den Oberst Frühwald, als er eben aus dem Adelscasino kam, und hörte von ihm, daß man im Obercommando schlecht auf Sie zu sprechen sei, wie auch, daß Sie alle bisherige Rücksichtnahme nur diesem Ihren Verhältnisse zur Tochter des Generals Bergheim zu danken haben; halten Sie also fest daran, denn es ist, wie die Sachen nun einmal stehen, Ihr einziger Stützpunct.

Ich weiß es, entgegnete Czerny mit seinem gewissen Lächeln, ich kenne die pedantischen Ansichten dieser Herren; glücklicherweise bin ich aber auch ein Kenner des Frauenherzens und demzufolge in Bezug auf Amalie vollkommen ruhig; höchst wahrscheinlich finde ich schon nach Tische, wohin wir jetzt wollen, wenn es Ihnen beliebt, zuhause des Generals Einladung, der aus Liebe zu seiner Tochter wie aus Neigung zu mir gewiß nicht säumen wird, mich zu sich zu rufen und diese Geldangelegenheit, eine wahre Bagatelle für ihn, sofort in's Reine zu bringen.

Dies sagte unser guter Hauptmann, für dessen Leichtsinn es keine Gränzen gab, aus voller Ueberzeugung.

So wies er sich nun auch während des ganzen Mittagsmahles, das sie in einem nahen Gasthause gemeinschaftlich einnahmen.

Sie verließen es gegen Drei Uhr und gaben sich im Scheiden das Rendezvous zwischen Neun und Zehn Uhr desselben Abends in der Brauerei »zum Primas.«

Als Czerny, ziemlich erhitzt vom feurigen Melniker, dem er bei Tische sehr eifrig zugesprochen, in seiner Wohnung eintrat, überreichte ihm Waclaw einen Brief mit den Worten:

Herr Hauptmann, vom Herrn General Bergheim, schon vor einer Stunde.

Czerny's Gesicht, schon geröthet vom Uebergenuß des Weines, strahlte nun beim Anblicke dieses Briefes auch von »moralischer« Befriedigung.

Er riß den Brief an sich und trat hastig, halb taumelnd, damit in sein Zimmer.

Ich wußt' es ja! rief er aus, indem er seinen Hut wegwarf und den Brief ebenso hastig öffnete.

Wenige Augenblicke später vernahm Waclaw, der auf des Hauptmanns Befehl im Vorgemache geblieben war, im Zimmer seines Herrn einen dumpfen Schlag, stürzte hinein und sah denselben der ganzen Länge nach auf den Boden hingestreckt.

Ein Blick genügte, den Diener zu überzeugen, daß den Hauptmann eine Ohnmacht befallen hatte.

Glücklicherweise war Wasser zur Hand und Waclaw machte einen, in Bezug auf die Toilette seines Herrn so rücksichtslosen Gebrauch von dieser erfrischenden Flüssigkeit, daß derselbe schon nach einigen Secunden wieder zu sich kam und wie von einer Riesenfeder emporgeschnellt aufsprang.

Zum Unglücke für Waclaw, diesen treuen Diener seines Herrn, bemerkte der Hauptmann, dessen Antlitz jetzt ebenso bleich und verstört wie kurz zuvor rosig und strahlend sich wies, sogleich den Greuel der Verwüstung an seinem äußeren Menschen, die furchtbare Ueberschwemmung seiner Uniform; was er umso leichter bemerken konnte, als ihm beim Aufspringen das mit dem Haarpuder reichlich gesättigte Wasser wie eine Gewitterregen-Dachtraufe über Nase und Wangen niederrann: zum Unglücke für den braven Privatdiener, sagen wir, denn nun traf diesen, was seinen Gebieter eigentlich hätte treffen sollen oder doch können, ein Schlagfluß, eine wahre Sündflut nämlich von Prügeln, vom Zimmer aus in's Vorzimmer und durch die Thüre desselben über die ersten Stufen der Treppe, deren letzte der arme Teufel bäuchlings zurücklegte.

In dieser Prügelflut hatte sich Czerny's Blut völlig abgekühlt und sein Bewußtsein restaurirt.

Er trocknete sich nun schleunigst ab und riß den gleichfalls überschwemmten Brief wieder an sich.

Der Inhalt dieses Briefes, durch den er, der Riese, zu Boden geschmettert und dessen Charaktere durch die Flut nicht weggespült, nicht verändert worden, lautete wie folgt:

„An den k. k. Hauptmann Prokop Czerny.

Ich habe heute, spät aber nicht zu spät, noch vor einer Stunde authentische Kenntniß von Ihrer Conduite erhalten, gleichwie, soeben erst, durch meine Tochter erfahren, welchen Schritt Sie in meiner Abwesenheit ihr gegenüber gemacht; und ich verbiete Ihnen hiernach für immer den Zutritt in meinem Hause.

General i. P. Freiherr von Bergheim."

Nun wurde dieser Brief, nach dreimaliger Lesung, von Czerny unter einem Ausbruch nicht wiederzugebender Commißflüche in Fetzen gerissen, während er das Zimmer hastigen und unsicheren Schrittes durchkreuzte.

Was jetzt beginnen? zischte er dabei durch seine zusammengepreßten Zähne wiederholt vor sich hin, die Arme über der Brust verschränkt, die Fäuste krampfhaft geballt, den Blick zu Boden.

Seine Frage an sich selbst hätte offenbar richtiger so gelautet:

Wie soll dies enden?

Allein Czerny war nicht der Mann, der das Ende einer Unternehmung bedachte; er hatte immer nur den Beginn vor Augen.

Und was ließ sich hier wol beginnen?

Seine Lage war eine derzweifelte, und es hätten vielleicht unter hundert Officieren im gegebenen Falle neunundneunzig eine Kugel sich durch den Kopf gejagt; womit wir indeß nicht sagen wollen, daß sie hierin besser gehandelt haben würden als er, indem er dabei den Kopf — nicht verlor, wenigstens nicht zerschmetterte oder, wie die Franzosen es nennen, sich das Gehirn verbrannte.

Kam ihm ja schon dieser Gedanke augenblicklich zu Sinne, so schob denselben ein zweiter beiseite, der nämlich, daß es mit dem Erschießen — noch Zeit habe.

Was immer jedoch in ihm vorgegangen sein mochte, gewiß ist, daß er — sich nicht erschoß, sondern vor den Spiegel trat und da mittels aller ihm zugebote stehenden Toilette-Requisiten das Aeußere seines lieben Ich's wieder auf den Glanz herzustellen eine halbe Stunde hindurch eifrigst bemüht war.

An eine Unterstützung hierbei vonseite Waclaw's war nicht zu denken; der arme Bursche hatte sich mit seinen abgebläuten Knochen und seinem auf der Treppe zerschundenen Gesichte in seine Regimentscaserne geflüchtet und über die ihm zugefügte Mißhandlung unverweilt Rapport erstattet, wonach ihm die Bewilligung ertheilt wurde, sich nicht durch Rückkehr zu Hauptmann Czerny eine zweite, verbesserte und vermehrte Auflage dieser eigenthümlichen Abhandlung „über den Umgang der Officiere mit ihren Privatdienern" abholen zu dürfen.

Sein von ihm den Schicksalsmächten somit preisgegebener Herr mußte also ganz allein Hand an sich legen, an seinen äußeren Menschen nämlich, und es gelang ihm auch denselben beßtens aufzufrischen, während sein innerer Mensch, nach Art der Vulcane vor einer Eruption, mehrmals erbebte und dumpfes Donnern vernehmen ließ.

Fertig gemacht, steckte er seine ganze Barschaft, bestehend in einigen Ducaten und ein paar Thalerstücken, zu sich, schloß Alles gut ab und verließ seine Behausung, ohne zu wissen, wohin er sich zunächst begeben solle.

Von seinem Halbrausche durch die unfreiwillige Wassercur vollständig genesen, empfand er jetzt nur, wie alle Convalescenten, als Nachwirkung der Krankheit — Durst, und er begab sich, diesen so rasch und angenehm wie möglich zu löschen und

dabei gleichzeitig eine Art Revanche wegen des verwünschten Briefes zu nehmen, in eine Weinstube unter den Lauben des Altstädter Ringes, nur ein paar Schritte weit vom Hause des Generals Bergheim.

Der fiſiſche und zugleich moraliſche Trieb, welchem er da folgte, ſollte eine für ſeine Exiſtenz entſcheidende Wirkung hervorbringen, und es konnte ebenſowol ſein guter wie ſein böſer Geiſt, Genius oder Dämon geweſen ſein, was ihn hierher führte . . .

Sechstes Kapitel.

Der geheimnißvolle Fremde.

Die unter dieſer Laube befindliche Weinſtube, deren eigentlicher Eingang nicht nach dem Ringe, ſondern nach dem Hofe des Hauſes führte, gehörte zu einer Material- und Südfrüchte-Handlung, den Prager Feinſchmeckern bekannt unter der Benennung „Italiener", obgleich der Inhaber derſelben ein Deutſchböhme war.

Es gab da Delicateſſen aller Art und Weine aus aller Herren Ländern; beſonders empfehlenswert aber und auch zumeiſt in Anſpruch genommen waren die heimiſchen Weine Czernoſeker und Melniker.

Letztrer war das Lieblingsgetränk unſeres Hauptmanns, obſchon er gegen andere gute Sorten durchaus keine Idioſynkraſie hatte und es auch, vorzüglich abends, mit dem Biere nicht verdarb, zumal aus der von uns mehrfach genannten, ſchon damals wie noch heute vielgerühmten Brauerei „zum Primas."

Des ſtärkſten Beſuches hatte der „Italiener" ſich in den Stunden des Vormittags und des Abends zu erfreuen; in der

Zwischenzeit von Zwölf bis Fünf Uhr wies sich diese Weinstube meist sehr einsam.

Dies war der Fall auch heute; der Hauptmann fand daselbst nur einen Gast und zwar einen ihm ganz fremden vor, der in einer Ecke des kleinen, gewölbten, bei Tagesbeleuchtung durch ein einziges Hoffensterchen nur dämmerigen, jetzt aber schon mittels einer von der Decke herabhängenden Glaslampe genügend erhellten Gemaches an einem Tischchen in der Nähe des gutgeheizten Ofens saß und vor sich eine Assiette Westfäler Schinken und eine Flasche Champagner hatte.

Die ganze Weinstube umfaßte nicht mehr als sechs Tische, an denen höchstens zwanzig und einige Personen bequem Platz finden konnten.

Der eigentlichen Eingangsthüre gegenüber befand sich die nach der Handlung führende Thüre zur Communication zwischen Verlangen und Gewähren, Genuß und Bezahlung; der Klang der Schelle rief den aufwartenden Commis oder auch den Kaufmann selbst zu stets prompter Bedienung herbei.

Es war, besonders im Winter, sehr behaglich bei diesem deutschböhmischen Italiener.

Hauptmann Czerny war da wie zuhause, eigentlich noch viel besser daran.

Er begrüßte im Eintreten den ihm unbekannten Herrn und ließ sich ein paar Schritte weit von demselben an seinem gewohnten Platze, — einem Wandtischchen nämlich nieder, an welchem nur zwei, höchstens drei Personen sitzen konnten.

Eine Minute später war er mit Melniker bedient und der Aufwärter bis auf weiteres wieder abgetreten.

Czerny schlürfte das erste Glas aus und betrachtete sich dabei ein wenig den Fremden, der sein in deutscher Sprache gebotenes

„Guten Abend“ ebenfalls deutsch und in sehr höflichem Tone erwidert hatte.

Es gibt wenig Menschen, denen die Abzeichen von Wolhabenheit oder gar von Reichthum nicht imponiren.

Unser Hauptmann zählte nicht zu den seltenen Ausnahmen hierin; übrigens sah er, leichtsinnig wie er war, lieber auf Seide, Sammet und Gold als auf die Hülle der Armut und ging dem bleichen Mangel vonweiten schon aus dem Wege, da ihn ein solcher Anblick doch ein wenig über sich selbst nachdenken machen konnte, wozu er weder Neigung fühlte noch Talent besaß.

Die Erscheinung dieses fremden Gastes nun imponirte ihm. Er war reich und im Stile jener Zeit geschmackvoll gekleidet, ließ sich nach dem Westfäler Schinken Rheinlachs geben und trank Champagner. Auch gefiel ihm das ganze übrige Wesen desselben; Haltung und Miene hatten etwas vornehm Sicheres, und der Blick verrieth Geist. Sein Alter schätzte er, und zwar richtig, auf vierzig und einige Jahre. Den wenigen Worten nach, die der Fremde in deutscher Sprache bei Erwiderung des Grußes an ihn und dann an den Aufwärter gerichtet, hielt er ihn für einen Norddeutschen.

Diese Beobachtung war für Czerny die eines Augenblickes.

Es pflegen in einer Gaststube zwei Männer nicht lange allein zu sein, ohnedaß zwischen ihnen ein Gespräch sich entspinnt.

So geschah es auch hier.

Aber nicht der Hauptmann war es, der damit begann, denn er sagte sich, und mitrecht: Du hast mehr Geld als ich, sahst soeben auf deine kostbare goldene Uhr und an deiner Hand blitzt ein Diamant von hohem Werthe; es ist also naturgemäß an Dir, die Unterhaltung zu eröffnen, falls Du solche überhaupt wünschest, was ich für wahrscheinlich halte, da Du wiederholt und sehr freundlich nach mir, dem einfachen Melniker-Trinker herblickst.

Dieſer Calcul hatte ſeine volle Berechtigung.

Der Fremde eröffnete wirklich allsbald das Geſpräch, und zwar nicht mit einer meteorologiſchen Bemerkung, da es ſchon in jenen Tagen für ein Zeichen geiſtiger Beſchränktheit galt, die Unterhaltung mit einem Worte über das Wetter zu beginnen.

Er drang ſogleich medias in res vor, wie ſchon Horaz empfahl.

Der Eröffnung des nächſten Feldzuges, ſagte er ſo leichthin, als wäre dies nicht der Anfang, ſondern die Fortſetzung eines Geſpräches, ſieht ganz Europa mit großer Spannung entgegen, da beim dermaligen Stande der Dinge an einen Friedensſchluß oder auch nur an einen längeren als durch die fiſiſche Nothwendigkeit gebotenen Stillſtand der Armeen nicht zu denken iſt.

Der Hauptmann fühlte ſich durch dieſe Anſprache ganz angenehm berührt.

Ich theile Ihre Ueberzeugung, mein Herr, entgegnete er in gleich unbefangenem Tone, denn es werden bereits in Böhmen und in den übrigen Erblanden friſche Truppen geworben; wir Militärs ſehnen uns, faſt wie Poeten, nach dem Frühling, der diesmal in Schleſien ziemlich heiß werden dürfte.

Gewiß, Herr Hauptmann, denn Friedrich wird alles daranſetzen, die Feſtung Schweidnitz zu nehmen und ſomit Herr von ganz Schleſien zu werden.

Was wir ihm ſo ſchwer wie möglich machen wollen.

Ich bin geſtern abends erſt von Wien hier angekommen; man ſpricht dort davon, daß Feldmarſchall Daun den Oberbefehl erhalten ſoll.

Man wird ſomit nur den Wunſch der Truppe erfüllen, denn, wie tüchtig auch immer der Lothringer, populärer iſt Daun.

Obgleich man ihm den Vorwurf macht, ſeinen Siegen nicht den gehörigen Nachdruck zu geben?

Ich weiß, mein Herr, daß man ihn Oesterreichs Fabius Cunctator nennt; doch scheint mir dieser Vergleich sehr zu hinken —

Wie eben jeder Vergleich.

Den Sieg bei Kolin hat er entsprechend benutzt.

Und Maria Theresia hat ihn herrlich dafür belohnt.

Ich wüßte nicht —

Noch nicht? Nun, so werden Sie, Herr Hauptmann, es vielleicht schon morgen durch einen Tagsbefehl erfahren.

Was Sie bereits wissen?

Ja, da ich, wie gesagt, eben von Wien komme.

Und worin besteht diese herrliche Belohnung?

Die Kaiserin Königin hat zu ewigem Gedächtniß des großen, die Monarchie rettenden Sieges bei Kolin einen militärischen Orden gestiftet, der ihren Namen „Maria Theresia" trägt, und hat den Feldmarschall Daun zum ersten Inhaber desselben ernannt; sie verlieh ihm das Großkreuz.

Das ist allerdings etwas Herrliches! rief da Czerny hingerissen aus, denn er war, wie schlimm es auch sonst um ihn bestellt sein mochte, ein tüchtiger Soldat und nur seiner schlechten Verhältnisse wegen bisweilen schlecht auf militärische Dinge zu sprechen.

Ja, Herr Hauptmann, fuhr der Fremde mit vieler Wärme fort, das ist es wirklich, ein so schöner Act, daß ich in Bezug darauf eine Bitte an Sie richten würde, wenn ich nicht besorgte, mit derselben als unbescheiden zu erscheinen.

Eine Bitte? Es wird mir angenehm sein, Ihnen irgendwie dienen zu können.

Sie sagen mir also Gewährung meiner Bitte vorhinein zu?

In Annahme, daß ich Ihren Wunsch erfüllen kann, gewiß.

Nun denn, so bitte ich Sie, zu Ehren dieser Stiftung des Maria-Thereſien-Ordens mir auf ein Glas Champagner Geſellſchaft zu leiſten.

Mit größtem Vergnügen, nur — Revanche vorausgeſetzt.

Natürlich, Herr Hauptmann, wann es Ihnen belieben wird ....

Im nächſten Augenblicke ſaß Czerny am Tiſche des Fremden, der ſofort eine friſche Flaſche bringen ließ.

Alsbald wieder allein, ſtießen ſie an und leerten die Kelche mit dem Toaſte „Maria Thereſia!“

Vor allem nun, mein Herr, ſagte hierauf der Hauptmann, indem er ſich's etwas bequemer machte, mit wem habe ich die Ehre die Flaſche zu leeren? Mich — präſentirt das Abzeichen meiner Charge; mein Name iſt —

Czerny — unterbrach ihn angenehm lächelnd der Fremde.

Wie, mein Herr, Sie wiſſen meinen Namen?

Noch von der ſchleſiſchen Campagne her; übrigens ſah ich Sie auch hier, und zwar kurz vor Beginn der Belagerung.

Aber wo, wie? Ich erinnere mich Ihrer durchaus nicht.

Es war immer an einem öffentlichen Orte, nur niemals an einem ſo einſamen wie heute. Mein Name iſt Thorſting — Baron Thorſting —; meine Familie ſtammt aus Norwegen; ich war, bin und bleibe unbeweibt; mein Geſchäft iſt — Leben, und meine Fonds reichen zu dieſem Geſchäfte ſo vollkommen hin, daß ich bei einiger Klugheit nicht wol falliren kann.

Czerny war von dieſer eigenthümlichen Mittheilung, beſonders von dem leichten Humor derſelben auf's angenehmſte überraſcht und er erhob ſofort wieder den neugefüllten überſchäumenden Becher mit dem lachenden Ausrufe: „Es lebe das Leben, als das vernünftigſte Geſchäft, wenn man die Fonds dazu hat!“

Thorſting — wie wir den Lebemann par excellence

nun nennen wollen, da er sich selbst so nannte — stieß wieder mit ihm an — dieses Anstoßen mit Trinkgläsern galt damals noch nicht für anstößig —, trank, secundirte dann einige Secunden lang dem ausgelassen Lachenden in cordialster Weise und sprach hierauf in seinem schönen Deutsch, das jedenfalls nordischen Ursprunges war, also weiter:

Wenn das Leben, wie Sie sagen, das vernünftigste Geschäft ist, so ist es doch gleichzeitig auch das schwerste; wie leicht man es sich auch immer durch Sinn und Geld gestalten mag: das Leben ist und bleibt nun einmal schon ein Räthsel, das eben nur im Tode sich löst. Sie blicken mich sarkastisch lächelnd an; was ich da sagte, klingt wie ein schlechter Reim zu meiner Introduction; aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß nichts anstrengender beschäftigt als Geschäftslosigkeit und daß man nie weniger lebt als wenn man — nur lebt: so ist gewiß der Schöpfer, nachdem er bereits vor undenklichen Zeiten mit der Schöpfung fertig geworden und er selbst sein Werk für gut erklärt, sodaß ihm weiter nichts zu thun übrig und er seitdem in unwandelbarer Ruhe blieb, in dieser Ruhe oder, menschlich zu sprechen, in dieser Geschäftslosigkeit mehr thätig, beschäftigt, als zur Zeit des Schaffens. Und was vermehrt sein Thun? Die Nothwendigkeit, das Erschaffene auch zu erhalten. In ähnlicher Lage — insofern nämlich das Geschöpf dem Schöpfer gleichen kann — befinde ich mich; ohne eigentliches Berufsgeschäft, wie ich bin, ohne alle Sorgen für mich selbst, finde ich doch überall und immer eine Masse Geschäfte vor, die sozusagen nur auf mich gewartet zu haben scheinen, und komme mit Menschen in Berührung, deren Verhältnisse mir mehr oder weniger Sorgen bereiten.

Letztre Worte betonte Thorsting ganz besonders, sodaß Czerny stutzig und um ein Gutes ernster wurde: der Gedanke an seine nächste Zukunft schoß ihm durch den Kopf ....

Sollte dieser Mann deine Verhältnisse kennen und etwas für dich thun wollen? fragte er sich.

Dieser geheimen und ganz natürlichen Frage, da ein dem Ertrinken Naher selbst nach einem Strohhalm greift, folgte unmittelbar Thorsting's laute, aber etwas künstlich klingende Frage: Glauben Sie, Herr Hauptmann, an Zufall?

Ich glaube daran, wie wol Jeder, entgegnete Czerny mit bestmöglicher Fassung.

Für mich, für meine Anschauung vom Leben, fuhr Erstrer fort, gibt es keinen Zufall; ich halte selbst das anscheinend Zufälligste für ein Ergebniß innerer Nothwendigkeit; ich bin der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß alles was geschieht, geschehen muß.

Sie sind also Fatalist, Herr Baron?

Nein, Herr Hauptmann. Der Fatalist nimmt das Vorherbestimmtsein, die Prädestination an, eine Annahme, die sich mit der Idee einer vernünftigen Weltordnung nicht verträgt; meine Ueberzeugung geht nur dahin, daß alles sich Ereignende einen Grund voraussetzt, also nur eine Wirkung ist, deren Ursache der beschränkte Menschengeist nicht zu ermitteln vermag, wenigstens nicht immer.

Ich meine, Sie gehen hierin zuweit.

Ich denke, daß es nicht so.

Es geschieht und begibt sich aber doch soviel Kleinliches, Unbedeutendes, wofür unmöglich ein vernünftiger Grund bestehen, was man nimmermehr als Wirkung einer näheren oder ferneren Ursache ansehen kann.

Und warum nicht? Wenn ein Blatt vom Baume fällt, hat dies nicht seine Ursache? Oder wenn Sie niesen, husten oder sich an einen Stein auf der Straße stoßen oder um die Ecke biegend sich plötzlich vor einer Ihnen angenehmen oder widerwärtigen Person sehen?

Czerny sann einen Augenblick nach.

Dann ſchlürfte er ſein Glas aus und ſagte:

Nach dieſer Ihrer Anſicht wäre es alſo auch zum Beiſpiel nicht der Zufall, der uns Beide hier zuſammengeführt;

Er iſt es auch ganz gewiß nicht, verſetzte Thorſting ſehr ernſt; dieſe unſere Begegnung iſt umſoweniger eine zufällige, als ich den feſten Vorſatz gefaßt hatte, Sie noch heute oder doch morgen aufzuſuchen, und ganz gewiß war es die Kraft, die geheim, aber unwiderſtehlich wirkende Macht des Willens, meines Willens, was Sie angezogen, hierher geführt hat, wenngleich Sie mir ſagen werden, daß es nur ganz einfach der Geiſt von Melnik geweſen, deſſen Gebote Sie nachgekommen.

Der Hauptmann erſchrack beinahe bei dieſen Worten; jeder Entgegnung unfähig, blickte er dem Sprechenden ſtarr in's Geſicht; in ſeinem ganzen Leben hatte ihn nie etwas ſo überraſcht, in ſolcher Weiſe überwältigt.

Thorſting nickte ihm zu, als wollte er zu verſtehen geben, daß er dieſe Wirkung ſeiner Worte erwartet habe; dann fuhr er im ſelben ernſten Tone fort:

Ich ſagte Ihnen, daß ich erſt geſtern abends hier eingetroffen. Die Abendſtunden brachte ich im Speiſeſaale meines Gaſthofes zu. Es befanden ſich in der ziemlich zahlreichen Geſellſchaft mehre kaiſerliche Stabsofficiere an einer beſonderen Tafel, welcher ich nahe genug ſaß, um das Geſpräch dieſer Herren, obgleich es theilweiſe nur halblaut geführt wurde, vernehmen zu können, ohne eben den Horcher zu machen, was nicht meine Sache iſt. An meinem Tiſchchen übrigens allein und nur auf Eſſen, Trinken und Hören angewieſen, hörte ich denn völlig unbefangen, was ſich meinem Gehöre aufdrang. Die Unterhaltung dieſer Officiere drehte ſich um Kriegs- und Militärgegenſtände überhaupt und hatte im ganzen wenig Intereſſe für mich. Plötzlich jedoch erregte ein nach längerer Pauſe von dem älteſten dieſer Herren ausgeſprochener Name meine

Aufmerksamkeit, und diese steigerte sich im selben Grade als die Sprechenden selbst dann mehr und mehr sich ereiferten, indem sie theils für, theils gegen die genannte Person Partei nahmen. Dieser Name, mir aus Schlesien sowie aus Prag selbst noch in frischem Gedächtniß, war der Ihrige, Herr Hauptmann.

Mein Name, Herr Baron? stammelte Czerny verlegen.

Wie ich sage, der Ihrige.

Der Name Czerny kommt so häufig vor —

Gibt es in der hier stationirten Truppe noch außer Ihnen einen Hauptmann Czerny?

Das nicht.

Nun so sprach man von Ihnen.

Von mir? Laut — an einem öffentlichen Orte?

Nicht gerade laut, mir aber vernehmlich.

Und — was — vernahmen Sie da?

Sie gestatten mir natürlich, die Wahrheit zu sagen —

Unumwundene Wahrheit!

Man sprach davon, daß Sie, schon dieser Tage, quittiren werden.

Daß ich — quittiren — werde?

Dies ist Wahrheit; unumwundene Wahrheit aber, wie Sie verlangen, ist, daß Sie quittiren müssen.

Hier verstummten Beide.

Czerny war trotz des Weingenusses bleich geworden und sein Leib erzitterte wie in Fieberfrost.

Thorsting betrachtete sich seinen Mann aus dem Winkel eines Auges, während er sich das Lid des andern rieb.

Es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in diesem Blicke, eine seltsame Mischung von Theilnahme und Strenge, Beobachtung und Ueberzeugtheit; er schien in der Seele des Bedrängten das nun flüchtig lesen zu wollen, was er bereits wußte.

Der kurzen, aber für Czerny äußerst peinlichen Pause ein Ende machend, sagte er:

Wie die Sachen nun einmal stehen, würde es Ihnen, Herr Hauptmann, selbst nichts mehr nutzen, wenigstens nichts in Bezug auf Ihre militärische Stellung, die Passiva zu decken, welche diese Collision herbeigeführt.

Bei dieser Wendung ermannte sich Czerny und faßte nun seinerseits den Sprechenden scharf in's Auge.

Wie, fragte er festen Tones, ich müßte selbst dann quittiren, wenn ich meine Gläubiger befriedigte?

Selbst dann, lautete die nicht minder stark betonte Antwort.

Was führt Sie zu dieser Annahme?

Das weitere Gespräch jener Officiere.

Man ging also noch weiter?

Soweit, daß mir kein Zweifel übrig blieb: Sie müssen quittiren.

Und warum, wenn ich meine Schulden bezahlte, warum dann noch?

Weil man, nach dem, was ich da vernommen, vonseite des Obercommando sowol wie auch vonseite Ihrer Kameraden der Art, wie Sie Ihre Schulden gemacht, einen Charakter beilegt, der Ihren Rücktritt nothwendig bedingt.

Also auch vonseite meiner Kameraden! Es haben demnach diese Herren vergessen, wenigstens nicht in Anschlag dagegen gebracht, daß ich mich vor dem Feinde nicht nur tadellos gehalten, sondern daß ich nur durch Bravour und Geschick auszeichnende Anerkennung erworben?

Sie scheinen es in der That vergessen oder nicht völlig gewürdigt zu haben, denn sie gaben — —

Warum halten Sie inne? Ich bin auf Alles gefaßt, sprechen Sie!

Die Officiere Ihres Regimentes gaben, in Gemeinschaft mit noch vielen anderen Officieren der hiesigen Truppe, beim Obercommando die Erklärung ab, mit Ihnen — nicht weiter dienen zu wollen.

Bei diesen Worten leuchtete es in Czerny's Blick dermaßen auf, daß man ihm Mitgefühl kaum versagen konnte; es sprach aus seinem Blick ein reinmenschlicher Schmerz, welchem er nur durch den Ausruf Luft machte: Mit mir zu trinken und zu spielen haben diese Herren nicht unter ihrer Würde gehalten!

Dann, sich vollständig sammelnd, setzte er, um vieles schärfer in Blick und Ton, rasch hinzu:

Der Zweck Ihres mir zugedachten Besuches, Herr Baron, ist mir nach allem dem, was Sie von mir gehört und mir soeben gesagt — ein Räthsel; denn Sie begreifen wol, daß jede Theilnahmäußerung bei einer Lage, wie die meinige, etwas Demütigendes an sich hat.

Thorsting hielt seinen durchdringenden Blick ganz ruhig aus; auch entgegnete er mit derselben Ruhe:

In Ihrer Lage — Sie haben recht, Herr Hauptmann — wäre jede nur persönliche Theilnahmäußerung häßliche Frauboserei, denn hier gilt es nicht blos subjective, sondern objective Theilnahme.

Czerny fühlte sich, soweit dies bei einem Manne seiner Art möglich wär, ergriffen, gerührt.

Wie, Herr Baron — stammelte er — Sie könnten und wollten —

Thorsting wollte antworten; im selben Augenblicke aber ward ihr Gespräch durch den Eintritt eines, Beiden unbekannten Herrn unterbrochen, der nach leichter Begrüßung sofort klingelte und von dem alsbald erschienenen Commis Wein und Brod verlangte.

Thorsting und Czerny wechselten rasch einen Blick, berichtigten ihre Zeche und verließen zusammen die Weinstube.

Ich bitte Sie um Ihre Adresse, sagte Erstrer, im Thorwege anhaltend.

Der Hauptmann gab sie ihm.

Ich werde morgen um die Mittagsstunde bei Ihnen sein, fuhr Thorsting in ruhigem Tone fort; Sie aber werden gut daran thun, sich sofort nachhause zu begeben, Ihre Austrittserklärung ganz kurz und bündig motivirt abzufassen und sie womöglich noch heute, jedenfalls morgen früh, im Obercommando einzureichen; dieses Präsenire ist unerläßlich.

Ich sehe dies ein und werde Ihren Rath befolgen, versetzte Czerny.

Also — auf morgen!

Auf morgen!

Damit trennten sie sich am Thore; Thorsting schritt seinem Gasthofe, Czerny, in entgegengesetzter Richtung, seiner Wohnung zu.

Siebentes Kapitel.

Schreckliche Pause.

In welcher Stimmung unser Hauptmann die Zeit zwischen dieser momentanen Trennung von Baron Thorsting und dem vielleicht letzten Zusammentreffen mit Major Jelen hinbrachte, wäre schwer zu schildern.

Allein in seiner nach Waclaw's Flucht nun ganz vereinsamten, kalten, völlig unbehaglich gewordenen Wohnung und zunächst mit der Abfassung eines Schriftstückes beschäftigt, dessen Inhalt

ihm jetzt, nachdem sein Leichtsinn bereits dem Trübsinn gewichen war, wie ein selbstgeschriebenes Todesurtheil erschien, sah er während und nach Beendigung dieser qualvollen Arbeit vor dem Auge seines Geistes Gestalten auftauchen, wie solche sonst nur einem Sünder im Traume oder in der Höllenfinsterniß einer schlaflosen Nacht zu erscheinen pflegen: er litt wahrhaft, umsomehr, als ihm dabei nicht die Reue zuhilfe kam, die Glut seines Auges nicht durch eine ihrer himmlischen Thauperlen dämpfte, und, von ihr gemieden, sein flammendes Gehirn der Kampfplatz der wüthendsten Gedanken blieb, die je einen halbtollen Kopf durchtobt; machten ihn jene gespenstischen Erscheinungen — grabentstiegene Erinnerungen — auf Augenblicke erbeben, so verscheuchte sie allsbald wieder der Hahnschrei seines Stolzes, seines unbändigen Uebermutes, seiner maßlosen Eitelkeit, und er schleuderte gegen Alle und Alles den Bannstrahl des gröbsten Egoismus; es war ihm, seiner Selbsttäuschung nach, trotz allem dem was man ihm zur Last legen konnte und er sich theilweise selber vorwerfen mußte, im ganzen himmelschreiendes Unrecht zugefügt worden, dies von seinen Vorgesetzten, von seinen Freunden, von aller Welt, und sein Ingrimm kehrte sich auch jetzt gegen alle Welt, mit Ausnahme — Jelen's und des ihm noch völlig räthselhaften Fremden, dessen Bekanntschaft er soeben auf eine Weise gemacht, welche für zufällig zu halten er nicht mehr Freisinn genug besaß.

Er kann, er will, er wird dich retten! rief sich Czerny hundertmal zur Selbstberuhigung zu, ebenso oft, als die drohende Gestalt des greisen Juden Levi mit seinem „Schein" ihm vor's Auge trat.

Thorsting — sagte er sich — wird dir helfen, gewiß, obgleich du nicht weißt, warum. Was kümmert dich das Warum? Gibt es Narren, die für eine Incunabel oder für ein unscheinbares altes Bild Tausende hinwerfen, warum soll sich

nicht ein Reicher finden, der für die Caprice, einen armen Teufel wie mich vom Schuldthurme fernzuhalten, eine Summe zahlt, die vielleicht nicht die Hälfte seiner Jahreseinkünfte beträgt. Und dieser Baron scheint ein solcher Kauz. Uebrigens liest man ja auch in Dichtungen von derartiger Großherzigkeit, und es ist nicht alles, was Dichtung heißt, Erfindung. Genug, du kannst dich in diesem Mann nicht täuschen, wennnicht die ganze Welt eine einzige große Lüge und nachgerade die Hölle selbst gegen dich im Anzug ist. . . .

Thorsting's Rath befolgend, begab er sich noch am selben Abende zum Obercommando, wo er dem Inspectionsofficier seine Schrift einhändigte.

Dies gethan — es war für ihn ein schweres Stück Arbeit —, flanirte er durch Straßen und Gassen, ohne bestimmte Richtung, nur um die Zeit bis Neun Uhr, als der Stunde des Zusammentreffens mit Jelen beim Primas, wie man sagt, todtzuschlagen, wol aber auch, wenn nicht hauptsächlich, in der eisigkalten Nachtluft sein kochendes Blut abzukühlen. Den Altstädter Ring vermied er bei dieser Promenade; der Gedanke an General Bergheim und alles, was damit in Verbindung stand, war ihm noch schrecklicher als der an seinen alten israelitischen Generalgläubiger, wenigstens versetzte dieser Gedanke sein empörtes Blut in noch heftigere Wallung.

Es war da eine dunkle Stelle in seiner Erinnerung, ein wunder Fleck in seiner Brust, dessen Berührung ihm — erst jetzt, erst heute, nachdem er seine Officiersscharge quittirt hatte — einen Schmerz verursachte, wie er nie vordem noch empfunden.

Czerny vermied auf dieser nächtlichen Wanderung wol den Altstädter Ring, allein er konnte, als er sich endlich um Neun Uhr nach der Brauerei „zum Primas" begab, den Roßmarkt und den Gedanken nicht vermeiden an den Galgen vor dem Roß-

thor und an — den Namen des unglücklichen Officiers Carl **, und diese Erinnerung traf jenen wunden Fleck an seinem Herzen wie glühendes Eisen, aber — ohne ihn zu heilen.

Mit dem Schlage Neun betrat er das kleine für die Honoratioren bestimmte Gastzimmer, an das die große Schänke oder eigentlich Halle stieß.

Zelen war noch nicht zugegen, und als Czerny, die schon ziemlich zahlreiche Gesellschaft begrüßend, am Mitteltische sich niederließ, glaubte er zu bemerken, daß fast alle die Herren, von denen er die meisten kannte, mit einer gewissen Scheu nach ihm blickten, während sie miteinmal auch in ihrem lebhaft geführten Gespräche innehielten.

Er sagte sich instinctiv, daß diese Veränderung im Benehmen der ihm sonst so freundlichen Gesellschaft von Bürgern und Beamten mit der Veränderung seiner Lage in Zusammenhang stehen müsse; kannte er ja doch die Schnelligkeit der guten Fama und die Unstetigkeit der menschlichen Gesinnungen.

Daß ihm unter solchen Umständen das treffliche Bier nicht munden konnte und die gemütliche Schänke selbst beinahe wie eine Folterkammer dünken mußte, war natürlich, und er wäre auch nicht eine Minute länger da geblieben, hätte er nicht das Stelldichein seines Freundes vor sich gehabt.

Aber schon nach wenigen Minuten, die ihm hiernach zu ebensoviel Stunden wurden, kam ihm das Schicksal oder, nach seiner Filosofie von ehedem, der Zufall in der Person eines Kellners zuhilfe, der ihm ein Billet überreichte, mit den Worten: Vom Herrn Major Zelen.

Das Billet mit begreiflicher Hast erbrechend, durchlas er es ebenso rasch, während alle die Herren am selben Tische in seinen Zügen den Inhalt dieses Schreibens zu lesen sich bemühten, wenn sie schon dies noch nöthig hatten; einer von ihnen war jedenfalls

mit seiner Ansicht hierüber im Reinen, denn er flüsterte seinem Nachbar zu: der Major hat ihm abgeschrieben, er wird nicht kommen.

Der gute Mann hatte recht, dies war der Zweck von des Majors kurzem Schreiben, dessen bündiger Inhalt also lautete:

„Sie sind nicht mehr Officier, und die Umstände sind derart, daß ich, der ich noch Officier bin und es auch bis zum Tode bleiben will, mich für immer von Ihnen loszusagen gezwungen bin.

Jelen."

Czerny preßte die Lippen zusammen, um nicht mit den Zähnen zu knirschen, bezahlte rasch und entfernte sich mit flüchtig hingeworfener Entschuldigung; gefolgt von Blicken und Mienen, die er glücklicherweise nicht sah, wie wenig ihm auch im ganzen an dem Urtheile der Welt, besonders des Filister- und Spießbürgerthums liegen mochte.

Er stürmte hinaus in die kalte Nacht, deren Eiseshauch zwar seinen glühenden, fieberhaft pulsirenden Schläfen wolthat, deren blitzende Sterne aber, zu denen er jetzt zornflunkelnden Blickes emporsah, ihm zum erstenmal wie nach ihm gerichtete Augen vorkamen, Augen, in denen er, wie in jenen der Menschen, nur Hohn und Geringschätzung oder gar Verdammung las.

Wohin da sich flüchten?!

Ein unverschuldet Leidender, ein mitunrecht Gehöhnter, in seiner äußeren Ehre Gekränkter weiß sich in solchen Momenten ein Asil: das Selbstbewußtsein, die Ueberzeugtheit von innerer Ehre.

Für Czerny gab es diese immer sichere Zufluchtstätte nicht; das Selbstgefühl der Ehrenhaftigkeit war aus seinem Busen längst schon verdrängt und der an seine Stelle getretene frevelhafte Hochmut konnte dem in's Innere sich flüchtenden Geiste friedlichen, beruhigenden Aufenthalt nicht bieten.

Es war dies eine schreckliche Nacht für den von aller Welt Gemiedenen, Verstoßenen.

Von aller Welt?

Nein; noch lebte ein Mensch, der ihn nicht verdammte, obgleich er um Alles wußte, und der Gedanke an diesen einzigen Menschen, an Thorsting, sicherte ihn, während dieser ewiglangen grauenhaften Nacht, die er schlaflos hinbrachte, vor Verzweiflung.

Morgen — und endlich, da es zu dämmern begann — heute noch, rief er hundertmal aus, kommt dein Befreier, dein Retter, und du kannst und wirst der Welt ihren Haß und Hohn mit Wucherzinsen heimzahlen! . . .

Er wollte an der Welt sich rächen, weil sie ihm gerecht geworden war; statt seinen Sinn der Reue zu erschließen, nährte er in sich Haß und Gedanken der Rache.

Es war nun allmälig Tag geworden und er verließ sein Lager mit abgeschlagenen Gliedern.

Die Kälte des Zimmers mahnte ihn, wenn er ihrer schon vergessen hätte, an seine Verlassenheit.

Indeß, ein Soldat, hat er auch den Dienst bereits quittirt, weiß sich zu helfen: Czerny heizte den Ofen und bereitete sich schwarzen Caffee; dieses Getränk, das er, stark mit Rum versetzt, siedend heiß genoß, restaurirte ihn beinahe vollständig.

Nun machte er sich an seine Toilette.

Aber dabei gerieth er in's Stocken: er konnte sie nicht beenden, er wollte es wenigstens nicht, denn es fehlte ihm an Civilkleidern, und die Uniform anzulegen war ebenso unzulässig als ihm zuwider.

Uebrigens wollte er ja seine Wohnung nicht vor Mittag verlassen, um Baron Thorsting nicht zu verfehlen, der um die Mittagsstunde bei ihm zu erscheinen versprochen, und so hatte Czerny seinen Situationplan allsbald fertig; Schlafrock, Pan-

toffel, Tschibuk, Rum, Lectüre; letztre bestehend in ein paar Dutzend Bänden geschichtlicher und militärischer Werke.

Einen vollen Vormittag, obgleich dieser nur vier Stunden währte, blos mit Lesen, Rauchen und Trinken hinzubringen, war für ein Naturell wie das seinige, eine Riesenaufgabe; doch löste er sie, wenngleich nicht ohne schwere Seufzer, erbitterungvolle Selbstgespräche und — einige Flüche mit Verwünschungen gegen alle seine Bekannten, mit Ausnahme Thorsting's, schon darum ausgenommen, weil er für ihn eigentlich noch ein Unbekannter war.

Endlich — endlich schlug es Zwölf!

Keine Musik der Welt klang ihm jemals so wonnevoll; der Schlag der Nachtigall hatte ihn ohnedies stets kalt gelassen, höchstens würde er, falls er schon zum Vergleichen aufgelegt gewesen wäre, dieses Zwölf-Schlagen von der schnarrenden Thurmuhr der benachbarten Kirche mit dem Zauberklange des Gläseranstoßens bei einem Bacchanal verglichen haben.

Um die Mittagsstunde wollte Thorsting kommen, das heißt, genau bemessen, zwischen halb Zwölf und halb Eins; aber, ach, es schlug Dreiviertel, es schlug Eins, und der Heißersehnte ließ noch immer auf sich warten.

Von Eins bis Zwei stand Czerny an der Thüre des Vorzimmers lauernd wie ein Soldat auf dem Vorposten, regunglos, fast ohne zu athmen.

Endlich — ein Mannestritt auf der Treppe und, o Wonne! auf dem Flur gegen diese Thüre her — und er reißt sie auf und — prallt wie vor einer platzenden Granate zurück, denn vor ihm steht eine Ordonnanz, ein Mann des Regimentes, in welchem er noch bis gestern gedient, und überreicht ihm eine Depesche, ohne zu salutiren und ohne ein Wort zu sprechen, wonach derselbe ebenso Kehrt macht und seinen ehemaligen Hauptmann da

stehen läßt, wo er ihn getroffen wie ein Schlag von rückwärts auf das Haupt.

Statt der so heiß ersehnten Hilfe — eine Depesche!

Und nun noch ihr Inhalt!

Glücklicherweise wußte Czerny diesen auswendig, und las er sie schon flüchtig durch, was er wirklich that, so fand er nur bestätigt, was er angenommen hatte: es war ein Erlaß des k. k. Obercommando, demzufolge dasselbe von seiner Quittirung ganz einfach Kenntniß nahm.

Im nächsten Augenblicke loderte die Depesche im Ofen auf, und Czerny begann von neuem das Zimmer zu durchkreuzen und dabei die Schläge der trotz ihrem Alter unermüdlichen Thurmuhr zu zählen, da er im Besitze einer Stuben- oder Taschenuhr aus beweglichen Gründen schon lange nicht mehr war.

Und wie diese Alte auf die arme junge Zeit losschlug! Es dämmerte bereits der Abend wieder herein, und Czerny zählte noch immer. Bei dem Schlage Vier aber riß seine Geduld. Rasch warf er sich aus der Hauskleidung in die Uniform — es war ja die Nacht vor der Thüre — und schloß letztre hinter sich ab, mit dem Vorsatze, zu Baron Thorsting zu eilen.

Leider jedoch fiel ihm, noch auf der Treppe, ein, daß er vergessen hatte, Thorsting's Adresse gegen die seinige sich zu erbitten; sowie auch, daß dieser Herr über Nacht gestorben oder abgereist sein könne —, lauter Dinge, die ihm bis zur Stunde nicht in den Sinn gekommen waren.

Der Baron sagte, daß er in einem Gasthofe wohne; das war alles, was Czerny — außer dem echten oder falschen Namen desselben — von dem Fremden wußte.

Alle Gasthöfe der fünf Städte, aus denen Prag besteht, abzulaufen oder selbst fahrend zu besuchen, erfordert mehr Zeit und

Geduld, als Czerny sein nannte; es gab da nur ein Mittel: die Polizei.

Sich selbst dahin zu verfügen, konnte er sich nicht entschließen.

Es kam ihm ein Gedanke. Er ging zu dem Kaufmann, in dessen Weinstube er gestern die Bekanntschaft seines präsumtiven Protectors gemacht, und ersuchte denselben, ihm einen seiner Lehrlinge auf eine halbe Stunde zur Verrichtung eines Ganges zu überlassen.

Dieses Ansuchen wurde gewährt und Czerny schrieb sofort den Namen „Baron Thorsting" auf ein Blatt Papier, das der Bursche im Polizei-Fremden-Bureau mit der Bitte um Angabe des Aufenthaltsortes des bezeichneten Herrn vorzeigen sollte; er selbst, Czerny, folgte ihm dahin und postirte sich in der Nähe des Amtsgebäudes, um den jungen Menschen da zu erwarten.

Mit welcher Ungeduld wartete er eine Viertelstunde lang!

Endlich kam der Lehrling mit dem Zettel, aber — auch mit der ihm ertheilten Auskunft zurück, daß man darüber eine Auskunft nicht geben könne, indem ein Mann dieses Namens nicht angemeldet worden, der Polizei also, wenigstens vorderhand, unbekannt sei.

Czerny beschenkte und verabschiedete den Burschen, und Beide gingen wieder ihres Weges; letztrer sehr zufrieden mit dem Geschenke des „Herrn Hauptmanns," dieser — halb außer sich.

Also ein Betrüger, sprach er dumpf vor sich hin, indem er sich fest in seinen Mantel hüllend, ohne bestimmte Richtung die Straße entlang schritt, ein Abenteurer, der sich mit dir einen Spaß erlaubte! Doch nur Geduld, du wirst ihm, entziehst du dich ja dieser furchtbaren Klemme, gewiß früher oder später begegnen, und dann weh ihm!

Aber, aber wie — fuhr er in seinem Selbstgespräche fort —, wie aus dieser Klemme kommen? Morgen früh erscheint der schreckliche alte Jude bei dir, und an eine weitere Fristung ist nicht zu denken, umsoweniger, als er gewiß schon erfahren, daß du quittirt. Fliehen? Mit ein paar Gulden und ohne Paß in der Tasche, unmöglich! Also — abwarten. Uebrigens — kann ein Baron Thorsting, obgleich die Polizei keinen solchen kennt, nicht dennoch existiren und bei dir rechtzeitig noch erscheinen? Er hat vielleicht gerade dir seinen wahren Namen genannt und im Meldezettel des Gasthofes einen andern angegeben, wozu er seine Gründe haben mag. Soviel ist gewiß, daß du für den Augenblick eine andere Aussicht nicht hast und daß du abwarten mußt. . . .

Dieses trotz aller Einfachheit höchst schwierige Thema wiederholt variirend, setzte Czerny noch eine gute Stunde lang seine nächtliche Wanderung fort, soupirte in einem ganz obscuren Gasthause, wo er, um sich zu betäuben und wenigstens Schlaf für diese Nacht zu sichern, noch unmäßiger als gewöhnlich trank, und schwankte endlich gegen Elf seiner Behausung zu.

Die Natur hatte Erbarmen mit ihm; er entschlief alsbald und erwachte erst, als es bereits völlig Tag geworden war.

Mit seiner Toilette bald im Reinen, machte er Feuer und Caffee, und begann mit dem duftigen Rauche aus der türkischen Pfeife seine Grillen — eigentlich Vampire — in die Luft zu blasen.

So brachte er zwei Stunden hin.

Es schlug Zehn, und mit diesem Schlage zugleich — —, doch hier beginnt in seinem Lebensbuche ein neuer Abschnitt.

Achtes Kapitel.

Shylock.

Mit dem letzten Schlage Zehn zugleich erklang die Thürglocke von Czerny's Wohnung, und zwar ganz schüchtern angezogen.

Das ist dein Universalerbe, sagte sich der Exhauptmann, indem er lässigen Schrittes hinaus ging, um zu öffnen.

Er hatte sich nicht getäuscht; es war der alte Jacob Levi, mit demselben Bückling eintretend wie das erstemal und im selben Costüm; ein Greis ändert nicht leicht etwas an seinen Formen.

Nunmehr stand er inmitten des Zimmers, Czerny gegenüber.

Letztrer, wie schrecklich seine Lage auch war, konnte sich beim Anblicke des so ernsten alten Juden kaum eines Lächelns erwehren, indem er bedachte, daß derselbe gekommen, um sich von ihm fünfzehntausend Gulden auszahlen zu lassen, während er kaum über fünfzehn zu gebieten hatte.

So sprach er denn auch seinen Generalgläubiger fast heiteren Tones an:

Was bringt Ihr Gutes, außer Euch selbst? warf er leicht fragend hin, während er sich seinen frischgestopften Tschibuk anbrannte.

Ich bringe, entgegnete Levi mit ruhigem Ernste, indem er sich unaufgefordert setzte, außer mir selbst nichts Gutes als — meinen Schein.

Czerny stellte sich einen Schritt weit gerade vor ihm hin und dampfte ihn so gewaltig an, daß er heftig husten mußte.

Als meinen Schein, wollt Ihr sagen, Freund Levi, nicht wahr?

Wie es Ihnen beliebt, Herr — er fügte das „Hauptmann" nicht hinzu — versetzte der Greis, nachdem er den Reiz in der Luftröhre halb verwunden hatte, ich bringe den Schein, und der

ist gut für mich wie für Sie; gut für mich, solange er in meinen Händen ist, gut für Sie, sobald er wieder in Ihren Händen sein wird.

Man kann sich nicht verständiger ausdrücken als Ihr, Freund Levi.

Herr, ich bin nicht Ihr Freund.

Nicht aufrichtiger, hätte ich sagen sollen.

Ja, das hätten Sie sollen sagen.

Ihr kommt also mit meinem Schein um Euer Geld?

Ich komme darum, um nicht darum zu kommen.

Es thut mir leid, daß Ihr Euch umsonst her bemüht.

Umsonst! Wie heißt, umsonst?

Das heißt, vergebens.

Ah so! Sie wollen also nicht bezahlen?

Wollen — mit dem größten Vergnügen, aber —

Aber Sie können nicht bezahlen —

Ei, was für ein Schlaukopf Ihr seid! Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen —

Sowie Sie meinen Brudersohn auf den Leib.

Lasset doch die Todten ruhen —

Ich will es auch, und mich dafür an die Lebendigen halten.

Nur nicht an mich, Levi, denn um mich steht es schwach.

So werde ich dafür sorgen, daß Sie bald werden — sitzen.

Dies sprach der alte Jude, indem er sich langsam aufrichtete, mit solcher Festigkeit und mit einem so furchtbaren Blicke nach Czernu, daß dieser wie mechanisch zurückwich und die Pfeife weglegte. Gleichzeitig zog Levi ein Papier aus der Brusttasche und streckte es ihm entgegen mit den eisig kalten Worten: Für den Fall Ihrer Schwäche ist hierdurch vorgesorgt.

Czernu nahm und überlas rasch das Papier; es entsank sofort seiner Hand und er selbst drohte zusammen zu brechen; er hatte einen auf seine Person lautenden, zugunsten des Jacob Levi ausgefertigten — Verhaftsbefehl gelesen.

Letzterer hob das Papier ruhig auf und barg es wieder in seinem Kleide.

Wie nun, Herr? fragte er dann.

So plötzlich Czerny vom Schwindel, wie vor einem Abgrund, befallen worden, ebenso schnell hatte er diese Umwandlung von Schwäche verwunden, und er fühlte neuen Muth in sich, wenn auch den letzten, den Muth der Verzweiflung.

Ihr werdet, rief er aus, von diesem Euch zugestandenen Rechte niemals Gebrauch machen!

Und warum nicht?

Weil Ihr zu klug seid.

Bin vielleicht etwas Besseres als klug.

Das wäre?

Gerecht, Herr! Gedenket meines armen Brudersohnes, sein Schatten fordert Gerechtigkeit, und ich werde sie üben gegen Euch. Wie heißt klug? Es geht auch im Herzen eines Juden bisweilen etwas vor, das über Klugheit hinaus ist, nur menschlich ist, und mit keinerlei Calcul zu thun hat.

Das nennt Ihr menschlich, einen jungen Mann seiner Freiheit zu berauben um des elenden Geldes willen?

Herr, es sind fünfzehntausend Gulden kein elendes Geld, soviel als es menschlich ist, einen jungen schwächlichen Mann, wie meinen Brudersohn, eines geringen Vergehens wegen mit einer Strafe zu belegen, die fast gleich der Todesstrafe. Sie haben getödtet die einzige Freude und letzte Hoffnung eines alten Mannes, und der alte Mann, Namens Jacob Levi, tödtet dagegen auch Ihr Letztes, die Freiheit.

Und wenn ich — mir da vor Euch eine Kugel durch den Kopf jagte, was dann?

Dann brauchte ich Sie nicht einsperren zu lassen.

Oder — wenn ich Euch selbst an den Hals ginge?

Dann brauchten Sie sich nicht zu erschießen, weil Sie gehenkt würden.

Ihr seid also der leibhaftige Teufel?

Wie heißt Teufel? Ich heiße Jacob Levi und bin gut.

Gut? Ihr gut?

Jacob Levi ist gut.

Und wenn Ihr es wäret, wirklich gut, und wenn ich Euch nun bitten würde, von Eurem Rechte ab — und mir Freiheit und Zeit und Möglichkeit zur Regelung meiner Verhältnisse zu lassen, was, ich frage Euch auf's Gewissen, was würdet Ihr thun?

Dann würde ich Sie, statt Sie zu hassen, wie bis zur Stunde, — verachten.

Nehmt Euch in Acht, Levi!

Dies that ich Herr, und dies thu' ich noch.

Ihr seid ein Ungeheuer —

Ich bin der Vatersbruder des todtgestraften Leb — Levi.

Und der Verlust von fünfzehntausend Gulden, den Ihr, wenn Ihr mich in den Schuldthurm werft, offenbar erleiden müßt, während ich, falls Ihr die Freiheit mir laßt, irgendwie zahlungfähig werden kann, dieser Verlust Eures für meine sämmtlichen Schuldscheine bar erlegten Geldes kümmert Euch gar nicht?

Oh sehr viel, Herr!

Also?

Also — lautet mein Calcul: das Leben eines Bettlers ist werth unter Brüdern tausend Gulden, des Leben eines ordentlichen Menschen zehntausend, das Leben eines guten Verwandten zwanzigtausend, das Leben eines Brudersohnes und respectiven Universalerben wenigstens dreißigtausend; verliere ich nun durch Ihre Einsperrung fünfzehntausend Gulden, so bleiben immer noch fünfzehntausend Gulden Gewinnst für mich.

Und meine Verpflegung rechnet Ihr nicht?

Sie, Herr, gewohnt an Freiheit und übermäßige Bewegung, werden es im Schuldthurm nicht lange machen.

Satan! . . . .

Jacob Levi . . . .

Hier trat eine kurze Pauſe ein, während welcher Czerny in furchtbarer Aufregung mit großen Schritten das Zimmer durchmaß, und der alte Jude, ihm mit vernichtendem Blicke folgend, anſcheinend ganz ruhig ſtehen blieb: Rieſe und Pygmäe, körperlich, aber auch geiſtig.

O wie klein fühlte ſich jetzt der ſchöne junge herculiſche Mann gegenüber dem verwitterten greiſen Männlein! Wie nichtig zeigte ſich da die Annahme der Identität zwiſchen Geiſt und Stoff, Seele und Leib! . . .

Welche Friſt habe ich noch?

Mit dieſer Frage, barſch hingeworfen, hielt Czerny jetzt vor dem Juden an.

Wie heißt Friſt? lautete des Letztren Gegenfrage.

Nun, ich werde Euch doch nicht etwa friſchweg aus meiner Wohnung in den Schuldthurm folgen ſollen —

Herr, die Gewalten haben mir verliehen das Recht, wenn Sie nicht vermögen zu zahlen, Ihrer werthen Perſon ſogleich mich zu verſichern, da Sie nicht mehr ſind Officier und weil Gefahr iſt im Verzug.

Wie? Ihr wagtet es — —

Ich calculire immer nur, ich risklire nie,

Und wenn ich Euch nicht folge —

So werden Sie folgen den Dienern der Gewalten, die außen ſtehen vor Ihrer Thüre.

Bei dieſen mit ſchaudererregender Kälte geſprochenen Worten des Greiſes war Czerny nahe daran, ſich, wie ein Löwe im Sprunge nach einer Antilope, auf ihn zu ſtürzen und ihn zu erwürgen; es wäre dies ein, nicht zu rechtfertigender, doch erklärlicher Act

der Verzweiflung gewesen; aber — es hat selbst die Verzweiflung ihre zubemessene Zeit und ist, wenn diese vorüber, unmöglich; Czerny besaß nicht mehr die Kraft, die selbst von der Verzweiflung noch erheischt wird.

Alles verloren! murmelte er vor sich hin, indem er zu seinem Schreibtische trat, einige Papiere daraus zu sich nahm und sich dann anschickte, seine Toilette so rasch als möglich zu beenden.

Dies geschah ohne ein Wort von beiden Seiten.

Fertig! rief jetzt Czerny energisch aus.

Es war, wie das letzte Aufflackern einer dem Erlöschen nahen Lampe.

So belieben wir zu gehen, erwiderte der Alte.

Zu fahren, wollt Ihr sagen —

Oder auch zu fahren; aber last Lugus —

Für mein Geld, Jude!

Für das meinige, — Christ!

Eine halbe Stunde später befand sich Czerny innerhalb der Schuldthurmmauern, und zwar in Einzelnhaft.

Neuntes Kapitel.

Ein wunderthätiger Magus.

Die Verhaftung Czerny's bildete nicht nur in der Truppe, sondern auch in vielen Kreisen der Einwohnerschaft von Prag mehre Tage hindurch den Unterhaltungsstoff: es liegt — heißt es ja — im Mißgeschick Anderer, selbst Befreundeter, etwas, das uns nicht ganz mißfällt.

Dieses seltsame „halbe Gefallenfinden" an fremdem Unglück wäre die dunkelste Stelle von der Nachtseite der menschlichen Natur, wenn es eben eine andere Deutung nicht zuließe. Eine solche, zur

Ehrenrettung des Menſchen nothwendige Deutung haben wir geſucht und, wie wir glauben, auch gefunden. Dieſes leiſe Gefallenfinden am Mißgeſchick des Nächſten iſt ein Theil des Intereſſes, welches uns das Tragiſche einflößt; das Tragiſche aber beſteht nur im Kampfe, in vergeblichem Ringen des Individuellen gegen das Generelle, des Zeitlichen gegen das Ewige, des Stoffes gegen den Geiſt; dieſer durch gegebene Verhältniſſe bedingte Kampf und das endliche Unterliegen des gegen die Nothwendigkeit bis zum letzten Momente Ankämpfenden iſt und bleibt für den Menſchen intereſſant, ſchon durch die Idee allein, daß er, gleich demſelben, Menſchliches erleben und ſonach, wie er, tragiſch enden kann. . . .

Genug, das Mißgeſchick des vormaligen Hauptmanns Czerny flößte den Pragern auf einige Tage hin viel Intereſſe ein, wenn auch die meiſten derſelben ſich darüber nicht eben in der von uns angedeuteten Weiſe Rechenſchaft ablegen konnten.

Gewiß iſt, daß die Kunde von dieſem Vorgange auf Amalie und ſelbſt auf Herrn von Bergheim höchſt peinlich einwirkte, ja, daß dieſes edelfühlende Mädchen ſogar einen neuen Verſuch machte, ihren Vater zugunſten des Unglücklichen zu ſtimmen, zu ſeiner Befreiung nämlich zu bewegen: ein Verſuch, der an den felſenfeſten Grundſätzen und Ehrbegriffen des Generals ſcheiterte; der ſonſt ſo liebevolle, wahrhaft menſchenfreundliche Mann blieb hierin unbewegt und ſchnitt ihr den Weg zu ſeinem Herzen, für dieſe Angelegenheit, in einer Weiſe ab, die eine wiederholte Annäherung ganz unmöglich machte. . . .

Czerny hatte nun acht Tage im Schuldthurme verlebt, wenn man ſchon ein derartiges Vegetiren — Leben nennen kann: er aß und trank, da ſeine Barſchaft für die erſte Woche ausreichte, gut und genug, rauchte bis zum Erſticken im ſelbſterzeugten Tabakqualm, las dies und jenes, ſann hin und her, und ſchlief den Schlaf, den der Leichtſinnige mit dem Gerechten gemeinhat, umſomehr, als er

dieſe Woche über jeden Abend ſein Lager in einem Zuſtande aufſuchte, der es ihn, wie nach es auch ſtand, kaum finden ließ.

Es war ihm, dank der Großmut des alten Levi, aus ſeiner Wohnung alles ihm Gehörige hierher geſchafft worden: Papiere und Bücher, Wäſche und Toilettegegenſtände, Pfeifen und Tabak, Caffee, Zucker und ein paar Flaſchen echter alter Jamaica-Rum.

Leider hielt, bei ſeiner raſchen Genußweiſe, das Verzehrbare eben nur acht Tage lang vor, und er ſah, zu ſeinem nicht geringen Schrecken, am Morgen des neunten Tages ſich auf die äußerſt einfache Arreſtmenage reducirt, deren Koſten ſein Gläubiger auf einen Monat voraus pünctlich gedeckt hatte.

Czerny litt dabei zwar weder Hunger noch Durſt, er konnte erſtren mit der Hauskoſt ſtillen und letztren mit friſchem Waſſer löſchen, aber mit dem ſich Betäuben war es nun aus, und ſelbſt das Rauchen zum Gänſewein ward ihm zuwider.

Der entſchwundenen Selbſtbetäubung folgte unverweilt die traurige Selbſtſchau, und dieſer der neu auflodernde Ingrimm.

Es war ihm, noch am zweiten Tage ſeiner Verhaftung, die Wahl zwiſchen Einzelnhaft und gemeinſchaftlicher überlaſſen worden, und er hatte ſich für erſtre entſchieden; dies infolge eines Reſtes Schamgefühl, das ihm die Gemeinſchaft mit anderen Schuldnern, obgleich unter dieſen einige noble Paſſioniſten ſich befanden, nachgerade unmöglich, weil unerträglich, erſcheinen ließ; jetzt aber, da ihm ſeine Lieblinge — Caffee und Rum — ausgegangen waren, begann er das Schreckliche der Einzelnhaft kennen zu lernen und zu fühlen, daß es dem Menſchen, unter allen Umſtänden, nicht gut, allein zu ſein.

Er ſah und ſprach niemand außer dem Wärter, der überdies weder eine gefällige Erſcheinung noch geſprächig war und in den letzten der acht Tage, nachdem er das Hinſiechen von Czerny's Börſe

bemerkt hatte, sich auf die unumgänglich nothwendigen Worte zu beschränken anfing.

Der v— Jude hat recht, sagte sich Czerny nun, du wirst es da nicht lange machen, ihm nicht viele Alimentationkosten verursachen, das halt' ein Anderer aus, das ist nichts für einen Menschen deiner Art; noch acht Tage hier, und du bist ein Mann des Todes, wirst aber eines seltenen Todes verbleichen, dich bringt die Langweile um! Aber besser, du stirbst so als ans Eckel vor — vor —

Er kam mit diesem Satze nicht zuende; vor — Deinesgleichen, hätte er sagen müssen, was er offenbar nicht sagen wollte, da er plötzlich stockte.

Die nächstfolgenden acht Tage gingen ihm nicht; — sie schlichen nur hin in wahrhaft tödtlicher Einförmigkeit; aber sie hatten, wie denn überhaupt jedes Uebel etwas Gutes mit sich führt, eben durch ihre Monotonie eine vortheilhafte Wirkung in seinem Wesen hervorgebracht: Czerny war am Schlusse der zweiten Woche ein ganz anderer Mensch, fisisch jedenfalls, und moralisch wenigstens soweit, als Leib und Seele sich gegenseitig bedingen; sein Blut, nicht mehr durch geistige Getränke in Wallung versetzt, floß ruhig durch die Adern, und sein Denkvermögen reichte wieder hin, den Verstand, wenngleich nur nothdürftig, leben zu lassen.

Er gelangte auf diesem Wege ruhiger Ueberzeugung sogar dahin, sich zu sagen, daß man durch Zähneknirschen sich nur die Zähne verderbe, ohne seine Lage zu verbessern, und daß er nichts Klügeres thun könne als — die Wandlung derselben jener Macht anheimzustellen, die noch Alles verändert hat, nämlich der Zeit.

In solcher vernünftigen Haltung fand ihn am Morgen des sechszehnten Tages der Wärter, der ihm das einfache Frühstück — eine Wassersuppe — mit den Worten vorsetzte:

Der Herr Hausverwalter läßt sich empfehlen und sagen, daß er Sie, sobald Sie gefrühstückt, in der Kanzlei erwarte.

Czerny legte bei dieſer ihn nicht wenig überraſchenden Anſprache den bereits mit gutem Appetit ergriffenen Löffel weg und blickte den Wärter voll Verwunderung an.

Wie — fragte er ganz erſtaunt — der Herr Verwalter läßt ſich mir empfehlen, ſtatt einfach befehlen? Sie haben wol falſch gehört, mein Freund?

Ich habe recht gehört, entgegnete der Wärter in beinweiten höflicherem Tone als gewöhnlich, er läßt ſich Ihnen empfehlen.

Auf dieſe Entgegnung hin erhob ſich Czerny raſch, ließ die gute Suppe — Suppe ſein, vervollſtändigte eiligſt ſeine Toilette und erſuchte gleichzeitig den Wärter, ihn ſofort nach der Hauskanzlei zu führen.

Dies geſchah, und wenige Minuten ſpäter ſtand Czerny im Büreau des Verwalters, eines Mannes in vorgerückten Jahren und von ſehr ehrenhaftem Weſen, der ihm, nachdem der Wärter das Gemach verlaſſen hatte, einen Stuhl beim Schreibtiſche anbot und ſich unverweilt alſo vernehmen ließ:

Mein Herr, ich habe Ihnen etwas für Sie und auch für mich ſehr Angenehmes zu verkünden, Ihre — Freiheit.

Czerny, trotz der Abkühlung ſeines Blutes, ſeit den letzten zehn Minuten bereits in großer Aufregung, fuhr bei dieſen Worten wie auf einen heftigen elektriſchen Schlag in ſich zuſammen.

Meine — Freiheit? ſtammelte er, den Beamten anſtarrend, der ihn mit dem unverkennbaren Ausdrucke von Theilnahme betrachtete und den ſo freudig Ueberraſchten ſich erholen ließ; denn er ſchwieg eine Weile, während er einige Papiere vor ſich ordnete.

Czerny hatte ſich alsbald erholt und, die Wahrheit bethätigend, daß Freude nicht tödtet, gleichwie jene, daß man die Natur ſelbſt nicht mit dem Pfluge ſo bearbeiten könne, um ihr Wiederauftreten unmöglich zu machen, daß zum Beiſpiele, wie im gegebenen Falle, auch der durch acht Tage fortgeſetzte Genuß von Waſſer-

suppe und sonstiger einfacher Kost ein Temperament wie das unseres Exhauptmanns nicht zu untergraben vermöge, rief jetzt mit einem Aufluge seines früheren Humors und ohne alle Rücksicht auf die Amtsstube funkelnden Blickes aus:

Ist denn eine Judenverfolgung in Prag ausgebrochen, der Ghetto zerstört, mein alter Gläubiger Levi massacrirt?

Nein, erwiderte der Verwalter freundlich lächelnd, er ist etwas besseres als das, er ist — bezahlt.

Wie? Meine Schuld an Levi bezahlt?

Die ganze Schuld; ich habe ihm noch gestern abends die volle Summe von fünfzehntausend Gulden ausbezahlt, und hier ist seine Empfangsbestätigung sammt Ihren von ihm aufgekauften Schuldscheinen.

Czerny ergriff die ihm dargereichten Papiere mit zitternder Hand und sah sie flüchtig durch.

Es war Alles in Ordnung.

Aber mit seinem Verstande war Czerny noch nicht im Reinen. Der Gedanke an Baron Thorsting durchzuckte sein wirres Gehirn zunächst und er sprach instinctartig diesen Namen wie eine Frage an den Beamten aus.

Ich kenne diesen Namen nicht, sagte Letztrer und fügte dann zu Czerny's höchster Verwunderung ruhig bei, indem er ihm gleichzeitig einen entsiegelten Brief reichte:

Dieses, wie Sie sehen, an mich oder vielmehr an die Amtsverwaltung des Prager Schuldnergefängnisses adressirte, mit dem Postzeichen Wien versehene Schreiben, dem eine Anweisung auf den Betrag von zwanzigtausend Gulden bei einem hiesigen Bankier beigeschlossen war, erhielt ich gestern nachmittags; cassirte selbst das Geld sofort ein, da die Anweisung auf Sicht lautete, und ließ dann Jacob Levi zu mir rufen, der ebenso erstaunt wie Sie über dieses seltsame Begebniß war und mir nach der von ihm

unterschriebenen Quittung Ihre Schuldscheine mit ziemlich sauerem Gesichte einhändigte.

Czerny's Gesicht war mittlerweile zwar nicht sauer, aber lang, sehr lang geworden, denn er hatte inzwischen, ohne dabei ein Wort des Beamten zu überhören, das Schreiben aus Wien durchlesen, dessen Inhalt lautete:

„Löbliche Amtsverwaltung!

Der gehorsamst Gefertigte ersucht geziemendst, die beigeschlossene Anweisung auf Sicht geltend zu machen und den Betrag von fünfzehntausend Gulden an den in Prag domicilirenden Israeliten Jacob Levi, als den Gläubiger des von ihm zur Schuldnerhaft gebrachten ehemaligen k. k. Hauptmanns Procop Czerny, auszuzahlen; Letztrem aber, Herrn Czerny nämlich, den Restbetrag von fünftausend Gulden zur Tilgung seiner nichtverbrieften sogenannten Ehrenschulden wie überhaupt zur Regelung seiner Angelegenheiten zu behändigen, mit dem Bedeuten, daß er, nach vollständiger Schlichtung derselben, Prag ohne weiteres Säumniß verlassen und nach Wien eilen möge, wo man seiner mit freundschaftlicher Ungeduld harrt; vor Allen —

Luigi Montalto,
Conte di terra firma
(Gasthof zum Römischen Kaiser)."

Czerny's Miene hatte, wie schon gesagt, während der flüchtigen Lesung dieses merkwürdigen Schriftstückes einen Ausdruck jener Verwunderung erlangt, welche den Träger derselben nichtsweniger als geistreich, weit mehr dagegen aber als verblüfft erscheinen läßt, und er befand sich auf den ersten Augenblick in nicht geringer Verlegenheit, als der menschenfreundliche Vorstand des Schuldthürmantes ihm den allerliebsten Wechselbetragsrest von fünftausend Gulden mit einer bereits ausgestellten und von

ihm nur noch zu unterschreibenden Empfangsbestätigung vorlegte und dabei sagte:

Das nenn' ich einen Freund in der Noth; und ich gratulire Ihnen mein Herr, zu diesem Ihren Freunde.

Czerny's Verlegenheit währte nur einen Augenblick; Lüge und Verstellung waren, trotz der achttägigen Diät, für ihn noch kein überwundener Standpunct.

Ja, Herr Verwalter, entgegnete er, indem er den Schein mit seiner Namensfertigung versah, Montalto ist ein ebenso trefflicher als begüterter Mann, und mein Brief, den ich noch vor meiner Verhaftung an ihn nach Venedig geschrieben, hat doch, obgleich ich schon besorgt worden, die gehoffte Wirkung gehabt.

Er steckte das Geld zu sich, und fügte noch mit derselben Sicherheit die Bemerkung hinzu, wie sehr es ihn wundere und sogar etwas schmerzlich berühre, daß sein lieber Montalto nicht ein paar Zeilen an ihn unmittelbar beigeschlossen habe.

Der Verwalter wiederholte seine Beglückwünschung und fragte dann, was für ein Bewandtniß es eigentlich mit der ihm nur halb geläufigen Adelsbezeichnung „Conte di terra firma" habe.

Czerny hatte sich da schon, gleichzeitig mit dem Beamten, erhoben und er gab Nachstehendes gleichsam aus dem Stegreif noch zum Besten:

Die Benennung „Terra firma" hat man zwei verschiedenen Landstrichen gegeben; in Italien allen Districten auf dem Festlande Italiens, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten, wie dem Herzogthum Venedig, der venetianischen Lombardei, der Tarvifer Mark, Friaul und Istrien; im spanischen Reiche der großen Landschaft in Südamerica, die an Peru, das Amazonenland, an das Mar del Nord und Mar del Sud sowie an die Landenge von Panama gränzt. Was nun meinen ausgezeichneten

Freund Montalto betrifft, so ist er ein Conte der italischen Terra firma, und zwar von lombardischer Abkunft.

Noch ein junger Mann? fragte der leutselige Beamte.

Er ist, versetzte Czerny, fünf bis sechs Jahre älter als ich, aber die Liebenswürdigkeit selbst und, wie Sie sich denken können, ein Abgott der Damen.

Also noch unverehelicht —

Noch nicht in Himens Fesseln.

Militär? Staatsbeamter?

Nichts von alledem, blos Rentier und Weltbürger, obgleich es schade um seine ausgebreiteten, besonders staatswirthschaftlichen Kenntnisse; seine größte Force besteht in Zahlen.

Sie hätten sich früher an ihn wenden, ihm Ihre Lage entdecken sollen.

Sie haben recht, Herr Verwalter, aber Sie kennen ja die Menschen, eine gewisse — falsche Scham —

Entschuldigen Sie, Herr Czerny, meine Bemerkung; ich wollte Sie nicht verletzen.

O ich bitte! ... Also der alte Sch— von Jude hat zur Wiedererlangung seiner fünfzehntausend Gulden ein saueres Gesicht gemacht; das freut mich, denn er hatte mir offenbar den Tod der Langweile zugedacht, es war das eigentlich prämeditirte Tödtung, eine Art Mord, jedenfalls Todtschlag.

Sie werden denn Prag dem Wunsche Ihrer Wiener Freunde zufolge bald verlassen?

Noch heute, Herr Verwalter. Ich habe hier nichts weiter zu thun, als Ihnen für die Humanität, welche Sie mir angedeihen ließen, wiederholt Dank abzustatten, dem braven Wärter ein kleines Andenken zu hinterlassen, und mich vollständig mit Civilkleidern zu versehen.

Hiermit empfahl sich Czerny dem Beamten, mit einem

stummen „Auf Nimmerwiedersehen“ und begab sich noch einmal nach seiner Arreststube, die er nach Verlauf weniger Minuten verließ, während welcher ihm der Wärter einen Lohnwagen besorgt hatte, um von da sogleich zu dem renommirtesten Kleiderkünstler zu fahren.

Das Geschenk oder Andenken, das Czerny dem ihn begleitenden Wärter zukommen ließ, bestand in seinen sämmtlichen Uniform- und Adjustirungsstücken nebst einer baren Remuneration von soviel Gulden als er Tage im Schuldthurme zugebracht hatte; wobei er demselben noch den Rath ertheilte, alle diese ihm geschenkten Militärsachen dem alten Juden Jacob Levi zu verkaufen.

Dies war Czerny's letzter schlechter Witz vor seinem Scheiden aus Prag, und wir werden im Verfolge der Begebenheiten sehen, ob er anderswo besseren entwickeln wird.

Vorläufig können wir von ihm nichts weiter sagen, als daß er sich sogleich mit einem Passe versah, die Hauptstadt Böhmens noch am Abende seines Befreiungtages mittels Extrapost verließ, natürlich, nachdem er sich zuvor beim böhmischen Italiener beßtens restaurirt hatte, und daß er, in einen kostbaren Pelz eingehüllt, sich in die Wagenkissen drückend, jetzt erst darüber zu sinnen begann, wer sein intimer Freund, der sogenannte Conte di terra firma Luigi Montalto eigentlich sein und welches Bewandtniß diese ganze seltsame Geschichte haben dürfte.

Während dieses verworrenen Sinnens, worin er es nicht weiter als zu der Annahme brachte, daß jedenfalls Baron Thorsting dabei im Spiele sein müsse, schlief er ein und erwachte erst gegen Acht Uhr morgens, fern bereits von Prag, wo er, was ihm gleichfalls erst jetzt beifiel, in aller Eile des Abreisens vergessen hatte, seine — unverbrieften Ehrenschulden zu bezahlen; ein Gedanke, der ihn lächeln machte, aber — nicht wehmütig.

Zehntes Kapitel.

Der Conte di terra firma.

Am Abende des zweiten Tages nach seiner Abreise von Prag traf Czerny wohlbehalten und munteren Sinnes in Wien ein.

Er kannte die localen und socialen Verhältnisse der Reichshaupt- und Residenzstadt von zweimaligem längeren Besuche her ganz genau, und es entzückte ihn die Vorstellung aller der Genüsse, welcher er sich daselbst zu erfreuen haben dürfte, in Annahme, daß ihm seine geheimnißvollen Freunde hier verweilen und seine augenblicks noch hübsch gefüllte Börse nicht einschrumpfen ließen.

Er stieg im Gasthof zum Römischen Kaiser ab.

Er stieg ab, er kehrte nicht ein; das wollte schon etwas sagen, das klang schon nobel, also angenehm: er stieg ab!

Extrapost, Bekleidung, Erscheinung überhaupt sprach zu seinen Gunsten, und es wurden ihm auf sein Verlangen zwei elegant ausgestattete Pieren, Zimmer und Cabinet, im zweiten Stocke bereitwilligst angewiesen.

Den Mangel eines Bedienten mochte der Chef der Aufwärter für eine Laune des Reisenden halten; auch konnte ja ein solcher unterwegs abgestiegen, also noch zu erwarten sein.

Eine Stunde später waren Czerny's Appartements ganz behaglich erwärmt und er selbst mittels eines köstlichen Soupers vollständig restaurirt.

Nachdem abgetragen war — abgetragen bis auf eine Flasche Bordeaux, wozu Czerny seinen Tschibuk rauchte — hielt er den Zimmerkellner zurück.

Es wohnt bei Ihnen Graf Montalto, warf er leicht hin.

Wie habe ich Euer Gnaden zu tituliren? fragte der Kellner entgegen.

Die Frage war einfach und doch machte sie den Gefragten ein wenig verlegen; darauf hatte er sich gar nicht vorbereitet. Hauptmann Czerny — konnte und wollte er nicht sagen, Czerny allein klang zu einfach, und doch hatte er seinem Vor- und Beinamen nichts anzufügen, was der vom Aufwärter anticipirten Titulatur „Euer Gnaden" einigermaßen entspräche.

Indeß, ein ingeniöser Mensch wie er, bleibt nicht lange in solcher Verlegenheit.

Prompte Bedienung, erwiderte er, sich auf dem Divan lang und breit machend, ist die Hauptsache, Titel ganz Nebending, und davon später. Also — Graf Montalto?

Wohnt und wohnt auch nicht in unsrem Gasthof.

Wie ist das?

Der Herr Graf hat hier nur sein Absteigequartier, obgleich er einen großen Salon und eine Reihe von vier Zimmern mit zwei Entrees für sich und seine Freunde vor vierzehn Tagen auf unbestimmte Zeit gemiethet hat.

In der ersten Etage?

Ja, aber im rückwärtigen Tract.

Wo wohnt er eigentlich?

Das wissen wir nicht; er hat auf einen Monat vorausbezahlt, im Fremdenbuch sich als Conte di terra firma eingeschrieben, das Uebrige kümmert uns nicht.

Ist er heute zufällig hier?

Ob der Herr Graf selbst zugegen, weiß ich nicht; irgendwer befindet sich aber in seinen Appartements, denn man sieht Licht darin, obgleich die damastenen Fenstervorhänge herabgelassen sind.

Können Sie mir Gewißheit verschaffen, ob der Graf eben jetzt zugegen?

Ich will es versuchen.

Hält das so schwer?

Der Herr Graf und seine Freunde haben eigene Dienerschaft, die Alles für die Gesellschaft besorgt, so daß wir Anderen in gar keine Berührung mit den Herren selbst kommen, sondern nur mit ihren Domestiken, und auch das nur in der Küche oder Schänke, oder überhaupt nur im Vorübergehen.

Fragen Sie also bei der Dienerschaft nach.

Sogleich, Euer Gnaden, falls ich sie zu Gesicht bekomme.

Damit entfernte sich der Zimmerkellner.

Also ein neues Geheimniß! sprach Czerny grübelnd vor sich hin, was mag dahinter stecken? Falschmünzer sind es sicher nicht, denn solche pflegen sich nicht in einem Gasthofe zu etabliren, wenigstens nicht in einem Hotel ersten Ranges. Spieler vielleicht, Spieler von Profession, die das auch in Wien streng verpönte Hazardspiel hier in großem Stile betreiben und die dein bischen Talent dafür in Anspruch nehmen wollen? Kaum; Spieler suchen obscure Oertlichkeiten. Höchst wahrscheinlich sind es Bonvivants, die hier Bacchanale oder sogar Orgien halten. Nun, gegen diese Annahme wäre nichts zu haben; darein würdest du, wie ich dich kenne, recht bald und zu völliger Zufriedenheit dieser Herren dich finden. Was bliebe noch übrig? Verschwörer etwa? Unmöglich wäre das nicht, aber es ist unwahrscheinlich, da sie sich durch das Organ dieses Comte di terra firma an dich adressirten, der du nicht danach angethan bist, dich gegen etwas anderes zu verschwören als gegen das Philisterthum der Spatsamkeit und der banalen bürgerlichen Monotonie. Nun, das Räthsel muß sich ja baldigst lösen, wennauch nicht eben heute . . .

Es sollte sich aber dieses Räthsel noch am selben Abende lösen, wenigstens theilweise.

Czerny erhob sich hier, nahm aus seiner Reisetasche Schreibrequisiten und setzte sich an den Secretär, um an Comte Montalto ein paar Zeilen abzufassen, in denen er ihm seine Ankunft meldete und den Wunsch ausdrückte, denselben sobald wie möglich zu sprechen.

Er war kaum damit fertig, als der Aufwärter wieder eintrat, und zwar mit der Nachricht, daß der Herr Graf anwesend.

Es ist gut, erwiderte Czerny gelassen und fügte, ihm das sofort gesiegelte und adressirte Billet einhändigend, ebenso ruhig hinzu: besorgen Sie dies.

Eine Viertelstunde später, während welcher Czerny seine Toilette ordnete, kam der Entsendete mit des Grafen Weisung zurück, die dahin lautete, daß er diesem ihm zugedachten Besuche jeden Augenblick mit Vergnügen entgegensehe.

Ist der Graf allein?

Kann nicht dienen, habe die Antwort nur durch einen Domestiken, dem ich das Billet übergeben.

Genug; führen Sie mich hin.

Czerny nahm Hut und Stock, und folgte dem Zimmerkellner den Corridor entlang zu einer Wendeltreppe, die unmittelbar auf den Flur führte, wo sich der Haupteingang zur Wohnung oder besser gesagt zum Absteigquartier des geheimnißumhüllten Fremden und seiner nicht minder räthselhaften Gesellschaft befand.

Sind wir zur Stelle?

Ja, Euer Gnaden.

Ziehen Sie die Glocke! —

Der Aufwärter gehorchte und entfernte sich sofort.

Die Thüre that sich auf, Czerny trat ein, und zwar in seiner besten Haltung.

Er sah sich in einer Antichambre, vor einem Bedienten in reich galonirter Livree.

Dieser verneigte sich ehrerbietig und öffnete unverweilt eine hohe Doppelthüre mit den Worten: Der Herr Graf läßt bitten.

Es ist doch sehr angenehm, mit Leuten von gutem Tone zu verkehren, sagte sich Czerny und schritt, nicht ohne ein leises Herzklopfen, an dem sich nochmals verneigenden Bedienten vorüber, der die Thüre sogleich hinter ihm zuzog.

Er befand sich jetzt in einem geschmackvoll möblirten und wolbeleuchteten Gemache mit zwei Fenstern und zwei Doppelthüren, die in den großen Salon führten, welchem dasselbe als Vorsalon diente; und er war kaum eingetreten, als er mit einem unarticulirten Ausruf einen Schritt weit zurückprallte, während ihm gleichzeitig die Worte entgegentönten:

Willkommen in Wien!

Er sah sich vor seinem Tischgenossen aus der Prager Weinstube zum Italiener, er stand vor Baron Thorsting.

Dieser lächelte freundlich zu seiner Verlegenheit und zog den Ueberraschten zu sich auf das nahebei befindliche Sofa, indem er sagte:

Sie haben mir doch bereits vergeben, daß ich nicht zu der von mir selbst festgesetzten Zeit bei Ihnen erschienen; wenigstens habe ich mittlerweile gutzumachen gesucht, was ich damals zu verhindern nicht in der Lage war.

Czerny hatte sich indeß ein wenig gesammelt, nur daß er den Sprechenden, dessen Ton und Aussehen sich in nichts verändert zeigten, mit großen Augen betrachtete, besonders als derselbe nach seiner Einleitung sich also vernehmen ließ:

Ihr so baldiges Eintreffen in Wien bestätigt mir, daß mein Schreiben an den Verwalter jener unbehaglichen Anstalt sowie meine Anweisung an den Bankier in Prag respectirt worden, und

es freut mich herzlichst, Sie wiederzusehen, wenngleich unser Zusammensein nicht lange währen dürfte, wenigstens nicht solang als ich wünschte.

Sie also, Herr Baron — rief jetzt Czerny tief Athem holend aus —, Sie sind identisch mit dem Conte di terra firma —

Luigi Montalto, ja, lieber Freund — ergänzte dieser ihm nun noch mehr als zuvor unbekannte, ebenso vornehm als elegant aussehende Herr mit derselben Freundlichkeit in Blick und Ton: ich bin der Baron Thorsting, bin der Graf Montalto, bin, was Sie wollen, vor allem aber ein Kosmopolit und ein Mann, der nicht minder gerne lebt als er leben läßt.

Wer immer Sie sein mögen, sprach Czerny da mit einer gewissen Wärme, die, zu seiner Ehre gesagt, nicht erkünstelt war, mir sind und bleiben Sie als mein Befreier ein Wolthäter, dem ich mich all mein Leben lang verpflichtet fühlen werde; frage ich schon nach Ihrem Namen, will sagen, nach dem Namen, welchen Sie eben führen, so geschieht es nur, damit ich nicht einen Verstoß begehe, und so ersuche ich Sie denn, mir zu sagen, wie ich Sie gegenwärtig zu nennen habe.

Sie meinen, hier im Gasthof? fragte der Räthselhafte mit einem Lächeln, das Czerny noch verwirrter machte als er bereits war.

Hier im Gasthof? Ich meine hier in Wien überhaupt, entgegnete er ganz erstaunt.

Im Fremdenbuche dieses Hotels heiße ich Graf Montalto, und so mögen denn auch Sie mich da nennen; treffen wir, wie es sich wol fügen dürfte, in einem anderen Hause dieser Stadt zusammen, so werde ich Ihnen mittheilen, wie ich daselbst genannt werde.

Und wie heißen Sie, wenn ich schon fragen darf, im Buche der Wiener Polizei?

So wie im Fremdenbuch dieses Gasthofes.

Gewiß, im Buche der Stadtpolizei; aber — in dem der geheimen Polizei?

Dies — entschuldigen Sie — ist mein Geheimniß.

Das ich auch respectiren werde.

Ich bin davon überzeugt; nur setze ich dieses Respectiren auf Rechnung Ihrer Klugheit und nicht, wie Sie äußerten, Ihrer Dankbarkeit, denn von Verpflichtung und Dank zu sprechen, ist eine Beleidigung gegen einen Mann von — Kopf.

Aber — Herr Graf — Sie haben mich —

Bitte, kein Wort weiter darüber!

Nun, so mögen Sie mir wenigstens zu wissen machen, was ich — auf dem Wege der Klugheit — für Sie anstreben soll.

Für mich? Nicht das Mindeste. Für Sie selbst? Viel. Für die Sache? Alles.

Für welche Sache?

Für die Sache der Gesellschaft, der ich mit Seel' und Leib anzugehören die Ehre habe und welcher auch Sie, folgen Sie meinem Rathe, allsbald angehören werden.

Ich fürchte nur, daß ich mich wenig für das Geschäftsleben eignen dürfte.

Für das Geschäftsleben! Sagte ich Ihnen nicht in Prag, daß mein ganzes Geschäft, daß all mein Beruf nur in Leben und Lebenlassen bestehe?

Ja, soeben jedoch sprachen Sie von einer Sache; es handelt sich demnach um Sachliches, folglich Fachliches, und ich habe, da ich nicht mehr Soldat bin, zu keinem Fache in der Welt — Talent oder Neigung.

Sie kennen sich selbst nicht so genau, lieber Czerny, wie ich Sie zu kennen das Vergnügen habe.

Ein theuer bezahltes Vergnügen, Herr Graf; übrigens würde es mich sehr interessiren, meine sachlichen und fachlichen Facultäten und Meriten durch Sie kennen zu lernen.

Das soll sogleich geschehen, Sie dürfen mir auf meine Fragen nur ganz einfach antworten.

Bitte zu fragen; ich bin ganz Ohr.

Was ich nicht zu befragen brauche, ist Ihre Persönlichkeit: Sie sind ein stattlicher junger Mann, dessen Wesen ein allgiltiges Empfehlungschreiben für die große Welt. Dies steht fest, obgleich Sie sich verneigen. Nun — zu meinen Fragen. Welcher Sprachen sind Sie mächtig, die deutsche natürlich nicht gezählt, in der Sie sich trefflich auszudrücken verstehen.

Ich spreche Französisch ziemlich geläufig und correct, Czechisch — als meine Muttersprache — ganz exact, Italienisch, Polnisch und Ungarisch nach Soldatenweise, und verstehe soviel Englisch als zur Lectüre genügt.

Nun sehen Sie, Freund, was Sie da gleich zum Anfange bieten! Das ist bereits ein Capital, von dessen Zinsen —

Ein Sprachmeister allenfalls leben kann, zu welchem es mir aber an Geduld fehlt.

Und doch sollen Sie Sprachmeister werden —

Ich, Herr Graf?

Ja, Sie, oder vielmehr — Meister der Sprache!

Ich verstehe Sie nicht.

Gleichviel. Doch weiter! Sind Sie musikalisch?

Ich habe vor meinem Eintritte in's Militär manchem hübschen Mädchen als fermer Baritonist zu jenem Instrumente, das einer meiner Professoren lira asinaria nannte, zur Guitare nämlich, eine Serenade gebracht; singe noch, wenn es sein muß, und weiß eine Française oder Menuet auf dem Clavier zu spielen, oder auch eine Dame im Gesange zu begleiten, will sagen, zu accompagniren,

da man zur Begleitung einer Dame nicht eben muſikaliſch zu ſein braucht; in Summa — kann ich, wenn man es nicht zu haarſcharf nimmt, für muſikaliſch gelten.

Charmant! Daß Sie im Fechten ſowol auf Stoß wie auf Hieb Ihresgleichen ſuchen und ein ausgezeichneter Piſtolenſchütze ſind, weiß ich. Wie ſind Sie als Tänzer?

In der Françaiſe langweilig, in der Ecoſſaiſe aber — hinreißend.

O lieber Czerny, ſchätzen Sie dieſes Talent nicht gering! . . . Welche Spiele ſpielen Sie?

Von blinde Kuh bis zu Farao — alle.

Auch Grandpatience und Toccatille?

Ich habe damit zwei Generalinen und einen General erobert, welche Drei zuſammen hundertſechszig Jahre zählten.

Excellent! Zeichnen und malen Sie?

Ja, aber nur Situationpläne und — Caricaturen.

Ich finde ſchon kein Prädicat oder Epithet mehr für Sie! Haben Sie jemals Comödie geſpielt?

Um aufrichtig zu ſein, ſehr oft.

O ich meine nicht dieſes Comödieſpielen! Haben Sie ſich nie auf einem Privattheater verſucht?

Auch ſchon.

Mit Glück?

Als Böſewicht, ja; als Liebhaber machte ich Fiasco. . . .

Genug, mehr als genug! rief da Montalto aus — wie wir mit Czerny den Unbekannten hier ſchon nennen müſſen — indem er dieſem die Hand reichte, Ihre Eigenſchaften und Talente ſind, wie ich ſie für unſere Sache nur wünſchen konnte und meinerſeits auch glücklich vorhergeſehen habe.

Für welche Sache? fragte Czerny nochmals, indem er ſich mit dem Grafen zugleich erhob.

Dieſer umarmte ihn mit den Worten: Für die Sache der Geſellſchaft....

Dann ſagte er, mit Czerny das Gemach durchſchreitend: die Geſchäfte, welche man Ihnen übertragen wird, gleichen den meinigen; Sie werden nichts zu thun haben als — zu leben, ein Beruf, für welchen die Natur Sie ausgeſtattet und das Geſchick recht eigentlich beſtimmt hat; Mittel, Neigungen und Umſtände treffen in Ihrer Perſon wunderbar zuſammen.

Letztere allerdings, unterbrach ihn Czerny mit ſeinem eigenthümlichen Lächeln und ganz im Tone ſeiner alten Frivolität; aber was die Mittel zum Leben betrifft, wenn Sie darunter nicht etwa mein bißchen Talent verſtehen, weiß ich kein Mittel, ſie mir zu verſchaffen.

Dieſe, entgegnete Montalto, bietet Ihnen durch mich die — Geſellſchaft, für welche Sie, wenn es Ihnen genehm, fortan zu leben haben. Sie reiſen doch gern?

Gewiß; nur nicht etwa als —

Nun?

Als Commis voyageur dieſer Geſellſchaft, denn — darauf geht es, wie ich glaube, doch hinaus.

Nein, lieber Freund, Handlungreiſender ſollen Sie nicht werden.

Was aber ſonſt?

Einfach das, was ich bin.

Kosmopolit?

Nichts mehr, nichts weniger. Sie werden reiſen, viele Länder, Städte und Menſchen kennen lernen, vielen Perſonen ſich angenehm bis zur Unentbehrlichkeit machen, mit mir correſpondiren und, durch mich, der Geſellſchaft zu wiſſen geben, wie Sie es da und dort gefunden und — ſich amüſirt haben.

Das wäre Alles?

Das iſt Alles.

Und dafür will mich die Gesellschaft bezahlen?

Bezahlen — nein; Sie werden nur als ein integrirendes Glied derselben über ihre Fonds, selbstverständlich bis zu einem gewissen Grade, zu verfügen haben; will sagen, Sie werden für alle von Ihnen zu bereisenden Orte mit den Weisungen, wielange und zu welchem besonderen Zwecke Sie an dem einen oder andern zu leben haben, gute Wechsel und Creditbriefe erhalten, mittels welcher es Ihnen möglich sein wird, ein ganz angenehmes Leben zu führen.

Czerny's Staunen wuchs noch immer an.

Herr Graf, sagte er nach kurzem beiderseitigen Schweigen, das alles ist sehr schön und für einen auf Nichts reducirten Menschen, wie ich nun einmal bin, sehr reizend, sehr verführerisch; dennoch aber — —

Nun, mein Freund?

Dennoch werden Sie begreiflich finden —

Daß Sie von dem allen noch nichts begreifen?

Sie sagen es, und ich füge hinzu, daß ich in allen Dingen nichts mehr hasse als Ungewißheit, Unklarheit.

Es geht mir ebenso.

Dann werden Sie meine Bitte nicht tadeln —

Welche?

Mir reinen Wein einzuschenken.

Dies soll geschehen, doch hat Alles seine Zeit.

Ich muß demnach warten?

Bevor ich hierüber spreche, beantworten Sie mir ein paar Fragen, ganz offen.

Sprechen Sie, ich höre.

Haben Sie Vertrauen zu mir?

Subjectives, ja.

Objectives nicht?

Auch, aber nur, ſolange und inſofern das Sachliche von Ihnen unmittelbar ausgeht, auf Ihre Individualität ſich gründet.

Sie fühlen alſo Simpathie für mich.

Es iſt der Fall, ich fühle mich zu Ihnen hingezogen; auch wäre ich der undankbarſte Menſch unter der Sonne —

Davon nichts, mein Freund, wie ich Ihnen ſchon geſagt; ſchon darum kein Wort der Verpflichtung, weil ich, um Ihnen einen Beweis meiner Redlichkeit zu geben, offen bekennen muß, daß ich bei Ihrer Befreiung einen höheren Zweck, als nur dieſe, verfolgt habe.

Ihre Offenheit, Herr Graf, ſteigert nur meine Simpathie.

Ich gehe darin noch weiter, und ſage Ihnen, daß ich auf Ihren leichten Sinn gerechnet —

Auf meinen Leichtſinn, wollen Sie ſagen.

Ja, auf Ihren Leichtſinn.

Darin dürften Sie ſich auch nicht ſtark verrechnet haben, obgleich mich die zweite Hälfte meines Schuldthurm-Sejours ein wenig nachdenkender gemacht; übrigens iſt eine Kluft zwiſchen Leichtſinn und —

Und dem, was Sie gewiß mir nicht zutrauen werden.

Gewiß nicht, Herr Graf.

Wenn ich Sie nun aufforderte, mir einige Zeit noch, ſagen wir, ein paar Monate, ja einige Wochen nur, unbedingt zu vertrauen und in dieſer Friſt bezüglich der Geſellſchaft, in der ich lebe und auch Sie leben ſollen, weder an mich noch an ſonſt jemand eine Frage zu richten, was — was würden Sie thun?

Czerny reichte dem Grafen, der bei dieſer Frage ihn ſcharf in's Auge faſſend anhielt, die Hand.

Ich würde Ihrer Aufforderung nachkommen, entgegnete er mit Feſtigkeit.

Gut, sagte der Graf, und dieser Handschlag gelte für uns Beide als Eid: für Sie, daß Sie mir bis auf weiteres vertrauen; für mich, daß Sie vonseite der Gesellschaft zu nichts verhalten werden sollen, was Sie nicht selbst gutheißen und demzufolge im Interesse der Gesellschaft thun wollen.

Ich bin es zufrieden.

Genug denn für jetzt. Es erwarten mich in dem hier anstoßenden Salon mehre Freunde, die bald auch die Ihrigen sein werden.

Also — Mitglieder — dieser Gesellschaft?

Ja, mein Lieber. Und nun adieu! Ich erwarte Sie übermorgen früh, etwa gegen Neun.

Hier?

Ja.

Ich werde kommen.

Damit schied Czerny von Montalto-Thorsting.

Elftes Kapitel.

Die Gesellschaft.

Nachdem Montalto — wie der seltsame Fremde gegenwärtig heißt oder genannt werden will — seinen Schützling ebenso freundlich entlassen als empfangen hatte, fuhr er sich mit der flachen Hand über die hohe Stirne, gleichwie um sich selbst zu magnetisiren, und schritt langsam einer der in den großen Salon führenden Doppelthüren zu, indem er achselzuckend vor sich hin murmelte: der Zweck heiligt das Mittel.

Als er in diesen elegant möblirten und taghell erleuchteten Salon eintrat, begrüßten ihn die daselbst anwesenden Herren auf's neue, indem sie sich ehrerbietigst verneigten.

Es waren ihrer Zehn.

Mehre derselben, besonders die drei ältesten, Männer von fünfzig bis sechszig Jahren, wiesen sich sehr reich gekleidet und hatten ein vornehmes Aussehen, während die drei jüngsten sowol in Kleidung als Haltung zwar anständig, doch ganz einfach erschienen, nur daß eben diese durch ihre Fisiognomien auf den ersten Blick als Männer von ungewöhnlicher Intelligenz sich kennzeichneten.

Es hatten dieselben eine Gruppe für sich gebildet; ein wenig abseit von den anderen Herren, die während Montalto's Abwesenheit ein leises, aber sehr angelegentliches Gespräch führten, welches jedoch bei seinem Wiedererscheinen sich sofort abschloß.

Er schritt, Letztre durch eine artige Handbewegung einladend sich niederzulassen, auf die Gruppe der jungen Männer zu und trat mit einem von ihnen nach der nahen Fensterbrüstung, deren Vorhänge Beide gewissermaßen von der übrigen Gesellschaft trennten und ihre ohnedies nur halblaut gepflogene Unterhaltung für dieselbe völlig unvernehmbar machten.

Dieser junge Mann, der etwa sechs — siebenundzwanzig Jahre zählen mochte, war von hoher schlanker Gestalt, obgleich er ein wenig gesenkt erschien; übereinstimmend mit dem leidenden Ausdrucke seiner übrigens schönen, edlen und geistbekundenden Gesichtszüge von reinem germanischen Schnitt.

Das Schreiben meines Freundes, begann Montalto milden Tones, demzufolge ich Sie für heute zu mir bat, legt mir Ihre Angelegenheit sehr nahe, und ich werde nicht säumen, für Sie das Mögliche zu thun, wiewol Ihre Sache —

Eine äußerst schwierige ist, fiel der junge Mann tiefaufathmend ein.

Eine sehr delicate jedenfalls, fuhr Montalto nachdenkend fort;

doch beruhigen Sie sich, verzweifelt ist sie noch nicht. Haben Sie, wie ich Ihnen geschrieben, Ihre Papiere mitgebracht?

Hier sind sie, Herr Graf.

Gut, ich werde sie noch heute durchsehen. Kommen Sie morgen wieder zu mir.

Um welche Stunde?

Um die jetzige.

Ich werde mir die Ehre geben.

Mittlerweile werde ich meinen ersten Versuch zu Ihren Gunsten wagen.

Der Herr Graf wollten sich um meiner, um eines — o Gott!

Ruhig, ruhig, mein junger Freund! Haben Sie Vertrauen — vor allem eben zu Gott und dann auch — zu mir!

Sie sollten sich meinerwegen einem Wagniß aussetzen!?

Nehmen Sie das Wort nicht so genau, ich meinte das nicht so streng, am Ende wagt man ja immer, wenn es sich um Wahrheit handelt, und ich fühle mich, nach allem was mein Freund über Ihre Verhältnisse mir geschrieben, verpflichtet, für Sie, für die Wahrheit in Ihrer Sache einzustehen.

Ihre außerordentliche Güte, Herr Graf —

Ist sie außerordentlich, so beweist es leider nur, daß die Wahrheitliebe der Menschen von heute nicht in der Ordnung ist.... Sie haben Ihre Existenz seit jener Katastrofe, da Sie aus zwar edlem aber vielleicht zuweit getriebenen Selbstgefühle jede Unterstützung vonseite meines Freundes dankend abgelehnt, durch Unterrichtertheilen sich gesichert.

Ja, Herr Graf.

Und dies ist noch der Fall?

Noch immer; der Ertrag ist zwar gering, doch ausreichend für meine sehr einfachen Bedürfnisse.

Worin ertheilen Sie Unterricht?

In Mathematik, Geografie und Geſchichte, zumeiſt aber in Sprachen.

Welcher ſind Sie mächtig?

Der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen.

Wieweit der franzöſiſchen?

Daß ich in ihr zu denken vermag.

Gut; dies dürfte Ihnen beſonders förderlich werden, nämlich da, wo ich meinen erſten Schritt für Sie verſuchen, nicht wagen — will.

Wie? Herr Graf hätten bereits —

Eine Idee? Ja, mein junger Freund. Haben Sie vielleicht, wennauch nur oberflächlich, politiſche Studien gemacht?

Neben den für meinen Beruf nothwendigen Studien trieb ich ſolche privat, und mit großer Neigung.

Zum Beiſpiel?

Natur- und Völkerrecht, Geſchichte der Staatenverträge, Statiſtik und Staatsökonomie.

Sehr gut, denn hierin muß derjenige Kenntniſſe beſitzen, der da, wohin ich denke, beſchäftigt werden ſoll.

Und wo, Herr Graf, wenn es mir ſchon geſtattet, zu fragen, wo wäre dies?

Bei dem Manne, der Oeſterreichs Geſchicke ſeit fünf Jahren als Hof- und Staatskanzler und durch zwei Jahre bereits auch als niederländiſcher und italieniſcher Kanzler lenkt.

Bei Kaunitz?!

Bei Kaunitz. Und nun — auf Wiederſehen! Adieu! . . .

So ſprechend ſchritt Montalto vom Fenſter weg und auf den zweiten der jungen Männer zu, dem er die Hand mit den lautgeſprochenen Worten reichte:

Es freut mich, Sie bei mir begrüßen und Ihnen ſagen zu

können, daß Sie der Erfüllung Ihres Wunsches in kurzer Zeit entgegensehen dürfen.

Der so Angeredete verneigte sich ebenso anstandsvoll als ehrerbietig.

Diese Auszeichnung werde ich nur Ihnen zu danken haben, sagte er.

Nur Ihren Verdiensten um das Unterrichtswesen und um die Religion, sowie jenen Ihres Vaters um Rechtsgelehrsamkeit und Bibliografie, fiel Montalto freundlich ein und fügte, an die Gruppe der älteren Herren sich wendend, in gleichem Tone hinzu: auch Sie werden mit Vergnügen vernehmen, daß die Lehrkanzel für Aesthetik, Literaturgeschichte und Bücherkunde am Collegium Theresianum unsrem würdigen Freunde Denis hier zugesichert ist.

Es folgten dieser Mittheilung Beifallsäußerungen, und einige Herren näherten sich dem jungen Manne, um ihn zu beglückwünschen.

Es war derselbe kein Anderer als der nachmals unter dem Namen des Barden Sined allgemein bekannt gewordene und hochgeschätzte Dichter und Gelehrte Michael Denis, dem seine Zeit in Bezug auf Veredlung des Geschmackes und besonders der deutschen Sprache in Oesterreich viel zu verdanken hatte.

Erst neunundzwanzig Jahre alt, hatte er sich als Gelehrter bereits einen Namen gemacht durch sein Werk „Wien's Buchdruckergeschichte bis 1560," und um den Orden der Jesuiten, in deren Gimnasium zu Passau er mit lebhafter Einbildungkraft und hoher Erregbarkeit sich den Wissenschaften gewidmet und dem er nun schon über zehn Jahr angehörte, sich große Verdienste erworben.

Der dritte endlich dieser jungen Männer, der noch nicht völlig achtundzwanzig Jahre zählte, war der Wiener Dichter Carl Mastalier, der gleichfalls in den Jesuiten-Orden trat und die Professur der Aesthetik an der Universität zu Wien erhielt.

Zu ihm hatte sich jetzt einer der älteren und dem Anscheine nach vornehmsten Herren dieses Salons gesellt und einige Fragen über Gegenstände der Poesie an ihn gerichtet, die auf äußerst bescheidene Weise beantwortet wurden; denn Mastalier kannte seinen Mann und den mächtigen Einfluß desselben auf das Urtheil und die Entscheidung des hohen Adels, ja sogar des kaiserlichen Hofes in Dingen der Kunst, besonders in Wien, indem dieser Mann bereits europäischen Ruf und bei seiner Rüstigkeit, im schon zurückgelegten sechszigsten Lebensjahre, die Aussicht auf ein Alter von achtzig bis neunzig Jahren hatte, wie er denn wirklich auch vierundachtzig Jahre lebte.

Täuschte sein Aussehen inbetreff seines Alters — denn er schien damals ein Vierziger —, so war dies noch mehr der Fall in Bezug auf seine Abkunft: er hatte das Wesen eines Cavaliers, eines vollendeten Höflings, und war der Sohn eines — gemeinen Soldaten, Namens Trapassi, welchen Namen aber sein Ziehvater, der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, in's Griechische übersetzte, in — Metastasio.

Vor bereits dreißig Jahren von Kaiser Carl VI. nach Wien berufen und mit einem Jahrgehalt von viertausend Gulden zum Hofdichter ernannt, hatte er bis zur Stunde noch jedes Hoffest durch seine vollkommen reinen, zierlichen und anmutigen Verse verherrlicht, während seine Heimat ihn zu ihren Classikern zählte.

Montalto ließ sich nun auf der inmitten des Salons befindlichen Ottomane nieder und es gruppirte sich um ihn die Gesellschaft zu allgemeiner Conversation, die zum Beginne nur gewöhnliche Dinge behandelte, da jetzt die Domestiken erschienen und Erfrischungen umherreichten.

Dies währte nicht über eine Viertelstunde.

Die Dienerschaft entfernte sich, die Unterhaltung nahm einen ernsteren Charakter an.

Das Ende dieses unseligen Krieges, bemerkte einer der älteren Herren, ist nicht abzusehen; Friedrich wird Alles daransetzen, um Schlesien zu erhalten; diese schöne Provinz ist, nach meiner Ansicht, für Oesterreich verloren.

Wenigstens zum größten Theile, sagte Montalto, und leider wird sich zu diesem Verluste, wie denn überhaupt ein Uebel leicht ein anderes nachschzieht, ein sehr böser Umstand gesellen.

Welcher, Herr Graf?

Dieser lange und starke Contact mit Preußen wird einen starken Rückschlag auf die religiöse Seite Oesterreichs zur Folge haben.

Sie meinen zunächst die clericale —

Gilt Ihnen dies nicht für gleichbedeutend?

In mancher Beziehung, ja.

In jeder; ein Angriff auf die Form ist ein Kampf gegen die Idee; sie bedingen sich wechselseitig wie Leib und Seele, dies in allen großen Dingen, zumeist aber in Fragen der Religion.

Hier hat der Katholicismus seine mächtigste Stütze am Throne selbst.

An der Kaiserin Königin, ja; nicht aber an ihrem Premier. —

Sie besorgen, Herr Graf, daß Kaunitz an clericale Reformen denken könnte?

Ich befürchte dies allerdings.

Er — als ehemaliger Domherr zu Münster — sollte?

Vielleicht gerade deßhalb; pflegt doch auch ein getaufter Jude auf die Juden schlecht zu sprechen zu sein. Kaunitz hielt sich stets mehr an's Zeitliche als an's Ewige. Kaum waren seine Brüder theils zuhause gestorben, theils im Felde geblieben, verließ er den geistlichen Stand und begann für das Weltliche sich auszubilden. Er ist im vollen Besitze von Maria Thresia's Vertrauen und wird dieses, wir dürfen uns da keiner Täuschung hingeben, auch

in Dingen der Kirche auf ſeine Weiſe benutzen. An der Kaiſerin erlauchtem Gemale hat die Sache der Kirche keinen Protector, da er an Staatsgeſchäften überhaupt nicht Antheil nimmt, oder beſſer geſagt, nicht nehmen darf, und auf einen Jüngling von ſiebenzehn Jahren, wie Oeſterreichs präſumtiver Thronfolger Joſef, hierin bauen, hieße auf Flugſand bauen, ganz abgeſehen davon, daß er mit ſeiner frommen Mutter wenig harmonirt, ja, daß er jetzt ſchon eine Abneigung gegen die Geiſtlichkeit an den Tag legt, die mit der Zeit unbeſiegbar werden und maßloſe Dimenſionen annehmen dürfte. Noch gehorcht er ſeiner Mutter, wol; aber nur, um nicht die Dehors zu verletzen, ohne innere Zuſtimmung, mit nur mühſam unterdrücktem Unwillen.

Man trifft doch jetzt Anſtalten, ihn zum Heere abgehen, am Kriege theilnehmen zu laſſen, wofür der Prinz auch große Neigung zeigt; geſchieht dies, ſo wird er, lebhaft wie er iſt, ſich mit ganzer Seele dem Kriegsweſen hingeben und in anderer Richtung nicht einſchreiten wollen, ſelbſt wenn er dürfte.

Noch iſt er nicht in der Truppe, auch ſcheint Kaunitz dagegen zu ſtimmen.

Aber Maria Thereſia hat es beſchloſſen —

Man nimmt bisweilen Entſchlüſſe zurück.

Sie haben recht, Herr Graf; ich hörte ſogar, daß die Kaiſerin daran denke, ihn bald zu vermälen, und zwar mit Eliſabeth von Parma.

Dies alles iſt noch zweifelhaft; außer allem Zweifel ſteht nur, daß der Clerus Oeſterreichs an ſeinem eigentlichen Herrn und Meiſter Kaunitz einen ebenſo entſchiedenen als gewaltigen Gegner hat und vonſeite des Thronfolgers für die Geiſtlichkeit nichts Gutes zu erwarten iſt.

Den feſteſten Halt, bemerkte einer der älteren Cavaliere, bietet dem Katholicismus nun ſchon einmal unſere Geſellſchaft.

Die Geſellſchaft Jeſu, entgegnete Montalto mit ſtarkem Nachdruck, iſt, im Ganzen, nicht zu erſchüttern, ihr allgemeiner Beſtand für die Zukunft geſichert; allein es kann und wird ſich wiederholen, daß ſie zeit- und theilweiſe große Störung erleidet, wie es eben jetzt zum Beiſpiel in Portugal den drohenden Anſchein hat.

Von mehren der Herren dringend erſucht, ihnen Näheres hierüber mitzutheilen, ſagte Montalto:

Es haben gewiſſe Intriguen des Adels gegen die Regierung ſtattgefunden, und der Miniſter Carvalho beſchuldigt die Jeſuiten der Mitwirkung bei dieſen Vorgängen.

Das iſt eine ſchändliche Beſchuldigung! Das alte abgedroſchene Lied unſrer Gegner! Ein nichtswürdiges Verfahren! unterbrachen ihn Dieſe und Jene.

Den Beweis zu liefern, fuhr Montalto noch ernſteren Tones fort, wird Carvalho ſchuldig bleiben, was aber nicht verhindern dürfte, der Geſellſchaft dennoch einen furchtbaren Schlag beizubringen; denn, gelingt es dieſem uns ſo gehäſſigen Miniſter, den König zu ſeiner Anſicht zu bewegen, ſo werden, denken Sie an das von mir jetzt Geſagte, die Jeſuiten für Hochverräther erklärt, aus Portugal vertrieben und alle ihre Güter confiscirt; während jetzt noch unſer Orden vierundzwanzig Profeßhäuſer, an ſiebenhundert Collegien, hundertachtzig Seminarien, ſechszig Noviziate, über dreihundert Reſidenzen und faſt ebenſoviel Miſſionen in heidniſchen und proteſtantiſchen Ländern, im Ganzen bei dreiundzwanzigtauſend Glieder aller Grade, unter dieſen die Hälfte geweihte Prieſter zählt, was wird er nach dieſer ſchrecklichen Niederlage auf langehin ſein?

Sie wird, rief ein Herr begeiſtert aus, die Inſchrift ihres Wappens bethätigend, in majorem Dei gloriam ſich neu erheben, dem Fönix gleich!

Und die Geſellſchaft, fügte ein Anderer mit derſelben Emſaſe hinzu, wird erfüllen, was ihr dritter General, Franz Borgia, profezeite mit den Worten: „Wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns verjüngen!“

Gewiß, meine Herren, ſprach Montalto mit hoher Würde, ganz gewiß wird unſer Orden den weiten Erdkreis geiſtig beherrſchen, wasimmer auch zeitweiſe da und dort gegen ihn unternommen werden mag; ebenſo gewiß aber auch iſt, daß wir, der weltliche Theil desſelben, zum Schutze und zur Förderung der Geſellſchaft mehr thun können und müſſen, als der geiſtliche Theil, und daß wir demzufolge kein Moment außer Acht laſſen, nicht einen Augenblick verſäumen dürfen, wodurch und worin Schädliches entfernt und Nützliches herbeigeführt werden kann.

Nach kurzem Schweigen fuhr er etwas gemäßigteren Tones alſo fort, indem er ſich an Denis und Maſtalier wandte:

Sie, meine Herren, haben als Lehrer Ihre beſtimmte concrete Aufgabe, deren Löſung Sie mit Eifer und Klugheit verfolgen werden; die Jugend iſt die Zukunft, der von Ihnen da ausgeſtreute Same wird das geiſtige Brot der nächſten Generationen; gedeihen jedoch kann Ihre Saat nur, wenn Sie den Boden zuvor gehörig bearbeiten und dann nicht müde werden, ihn vom Unkraute der ſogenannten Denkgläubigkeit zu ſäubern.

Ebenſowenig, wie dieſen wackren jungen Männern als Lehrern, habe ich Ihnen, meine edlen Freunde vom weltlichen Stande, Pflichterfüllung an's Herz zu legen, denn Sie kennen alle, gleich ihnen, Ihre Aufgabe; richte ich ſchon das Wort an Sie, ſo geſchieht es nur, um mich, dem unſer Ordensgeneral beſonderes Vertrauen ſchenkt, in der Beſprechung dieſer Aufgabe ſelbſt zu ſtärken, zu erheben. Sie iſt ſchwierig, wie leicht ſie auch ſcheint, leicht — da uns in der Wahl der Mittel freie Hand

gelaſſen iſt; ſie bleibt immerhin ſchwierig und erfordert nicht weniger an Kraft zur Ausdauer als an Tact im Verkehre mit der Welt, die der Zeitgeiſt von Tag zu Tag in Dingen der Kirche, um nicht zu ſagen, der Religion — ſkeptiſcher oder doch indifferenter macht. Die Kirche aber hat keinen gefährlicheren Feind als den Indifferentismus, weit weniger ſchadet ihr Antagonismus; wie denn überhaupt gegen paſſiven Widerſtand nichts auszurichten iſt, da man ihn nicht auf offenem Felde bekämpfen kann. Sie verſtehen mich, meine Herren, und ergänzen ſich im Geiſte, was mein Wort hierin unberührt läßt. Daß Sie mich nicht nur verſtehen, ſondern durch eigenes Denken, durch eigenen Eifer meinen Wünſchen, welche nur die unſers Ordens ſind, zuvorzukommen ſtreben, beweiſen mir Ihre Eingaben, deren letztre ich bereits zur Kenntniß des Generals gebracht; ſein Blick ruht auf Ihnen, und damit iſt — Alles geſagt. Ich ſehe Ihrem nächſten Beſuche hier übermorgen abends mit wahrem Vergnügen entgegen.

Montalto erhob und verneigte ſich ehrerbietigſt vor der Verſammlung, die ſich in gleicher Weiſe von ihm empfahl.

Er aber gab einem der älteren Herren einen Wink, und dieſer blieb zurück.

Die Luft noch immer rein? fragte Montalto, indem er ihm den Arm reichte und eine Promenade durch den Salon begann.

Zur Stunde wol noch, aber — lautete die etwas zögernde Antwort.

Nun, aber? Ich liebe die „Aber" nicht, obgleich ich ſie nicht fürchte.

Sie haben mein Aber auch nicht im Augenblicke zu fürchten, ſondern blos zu berückſichtigen, da ich nicht Herr deſſen bin, was der nächſte Augenblick bringen kann.

Kaunitz dringt wol ſehr in Sie, lieber Feldern?

Er prätendirt von mir, daß ich noch Geheimeres wiſſe als die geheime Polizei —

Und mit voller Berechtigung, da Sie dieſelbe eigentlich leiten und ihm das beſondere Referat liefern.

Mit meinem beſonderen Referate ſcheint er eben nicht beſonders zufrieden, namentlich nicht in Bezug auf unſern Orden, will ſagen, auf unſere Geſellſchaft in Wien, um deren Beſtand er weiß, ohne eigentlich etwas zu wiſſen.

Und über das Eigentliche hierin ſollen Sie ihm Bericht erſtatten?

Natürlich.

Sie befinden ſich allerdings in einer Klemme —

Gewiß.

Mitglied unſerer Geſellſchaft und zugleich gewiſſermaßen Chef der geheimen Polizei; ich fühle ganz die Schwierigkeit Ihrer Poſition.

Sein Haß gegen die Jeſuiten —

Gleicht, ich weiß es, ſeiner Furcht vor ihnen.

Wennnicht ſeiner Furcht — denn Kaunitz fürchtet nichts —, ſodoch ſeiner Achtung vor ihren politiſchen Talenten; er haßt nur, was ihm Achtung gebietet und gleichzeitig ſeinen Neigungen und Planen widerſtrebt, wie er im Gegenſatze für alles ihm nicht Zuſagende, ſofern es keine hohe politiſche Bedeutung äußert, nur Verachtung hat; wie er zum Beiſpiel von Ludwig dem Vierzehnten, weil er in ſeinen reifen Lebensjahren es ſich noch zur Ehre gerechnet, in den weltlichen Theil unſers Ordens aufgenommen zu werden, in dieſer Beziehung mit Geringſchätzung ſpricht.

Alſo — die Luft um mich her ſcheint ſich trüben zu wollen?

Hätten Sie mich heute nicht gefragt, ſo würde ich es für meine Pflicht gehalten haben, Ihnen darüber einen Wink zu geben; es droht in Wahrheit ein Gewitter über Sie hereinzubrechen.

Ich werde dieſes Gewitter beſchwören.

Wodurch?

Durch meinen Beſuch bei Kaunitz ſelbſt.

Sie werden ihn nicht zu Ihren Gunſten geſtimmt finden.

Gleichviel, möglicherweiſe ſogar beſſer. Wieweit reicht die Denunciation inbetreff meiner?

Daß Sie dem Jeſuiten-Orden angehören, daß Sie einen hohen Rang darin einnehmen und mit dem General in Rom direct verkehren. —

Weiter?

Ich dächte, dies wäre genug.

Sprach er ſich gegen Sie darüber aus?

Ja, noch heute.

Und Sie?

Ich — ich erſtaunte ſelbſtverſtändlich.

Und Kaunitz glaubte Ihnen —

Das iſt ſchwer zu ſagen; ich möchte das nicht behaupten.

Hat man ihm Beweiſe geliefert?

Nein; dieſe eben verlangt er von mir.

Ich werde Ihnen darin zuvorkommen.

Sie wollen ihm die Beweiſe ſelbſt liefern?

Nach meinem Beſuche bei Kaunitz eile ich zu Ihnen, um Sie au fait zu ſetzen. War oder iſt auch von unſren geheimen Zuſammenkünften hier die Rede?

Merkwürdigerweiſe noch nicht.

Und Sie ſprechen von trüber Luft!

Mich macht, weitmehr als meine Stellung, meine Liebe — und Hochachtung für Sie beſorgt . . . .

Hier umarmten und trennten ſich die geheimen Freunde.

Zwölftes Kapitel.

Kaunitz und der geheime Agent.

Um die Stellung Oeſterreichs zu den Hauptmächten Europa's in jener Epoche, im Anfange nämlich des Siebenjährigen Krieges, richtig aufzufaſſen, iſt ein geſchichtlicher Rückblick unerläßlich, beſonders inſofern dieſer die politiſche Durchbildung des Mannes betrifft, deſſen Händen damals das Staatsruder anvertraut war, des Grafen Kaunitz.

Was heute für die Diplomatie Paris, war zu jener Zeit Verſailles: die hohe Schule.

Kaunitz hatte da ſeinen Curſus vom Jahre 1750 bis zum Mai 1753 durchgemacht, und zwar auf eminente Weiſe.

Fungirte er am franzöſiſchen Hofe als öſterreichiſcher Geſandter oder ſtudirte er da nur Sitten und Formen als feiner Lebemann und geiſtvoller Verehrer der Frauen?

Durchſchauten ihn da die ſchärfſten Augen der großen, bis zum äußerſten Ueberreiz raffinirten Welt; war das Leben in ihr, das anſcheinende Sichgehenlaſſen in derſelben unſrem Grafen Zweck oder nur Mittel? Huldigte er dem frivolen Höflingstreiben in Verſailles vielleicht nur, um den blaſirten König und die ihn beherrſchende Pompadour ſich und ſomit ſeinen Planen günſtig zu ſtimmen?

Der Erfolg ſeiner Miſſion beſtätigt die Annahme des Letztren. Es gelang Kaunitz, was jeder denkende Franzoſe für unmöglich halten mußte, ſowie jeder mit nationaler Leidenſchaft dagegen war, es gelang ihm — ſein Ziel zu erreichen, die Allianz Frankreichs mit Oeſterreich zu begründen!

Zur Erreichung dieſes Zieles ſcheute er, wie wenig er auch ſonſt von den Jeſuiten wiſſen wollte, ein Mittel nicht, das eben nur, echt jeſuitiſch, der Zweck zu heiligen vermochte: er veranlaßte, drängte und beſtimmte ſeine von ihm ſelbſt wie von aller Welt hochverehrte Monarchin, die tugendhafteſte Frau ihrer Zeit, an eine Courtiſane, wie die Pompadour, ein Schreiben in äußerſt verbindlichen, um nicht zu ſagen freundſchaftlichen Ausdrücken zu richten; alſo zu einer an Demütigung gränzenden Herablaſſung, ohne welchen Act jedoch, der ſeine Erklärung nur in Maria Thereſia's bis zum Haß geſteigerter Gereiztheit gegen Friedrich II. findet, jenes zur Schuldentlaſtung Oeſterreichs wie zur augenblicklichen Defenſive nothwendige Bündniß mit Frankreich nimmermehr zuſtande gekommen wäre.

Gekrönt mit dieſem diplomatiſchen Siegespreiſe kehrte, von ſeiner Kaiſerin berufen, Kaunitz als vollendeter Staatsmann im Frühlinge 1753 nach Wien zurück, um den ihm zugedachten großen Wirkungkreis anzutreten.

In dem von Maria Thereſia ſofort verſammelten Staatsrath erſchien, mit Uhlefeld, Königseck, Harrach und Bartenſtein, Kaunitz als der Jüngſte, ein Mann von zweiundvierzig Jahren.

Man prüfte das neue Siſtem der öſterreichiſchen Politik, nämlich das Bündniß Oeſterreichs mit Frankreich, und man ſprach ſich für das alte Siſtem, das iſt, für die Fortſetzung eines Bundes zwiſchen Oeſterreich und den Seemächten aus. Kaunitz ſchweigt und ſcheint nicht zu hören, was ſie ſagen; er ſchneidet Federn, er läßt ſeine Uhr repetiren, er ordnet dies und jenes an ſeiner ganz und gar pariſiſchen Toilette, bis — alles zugunſten des Bündniſſes mit den Seemächten vorgebracht und erſchöpft iſt; nun aber iſt das Wort an ihm, und dieſes ertönt miteinmal ſo geiſtesmächtig, ſo gründereich und überzeugungvoll, daß ſeine Gegner

alle — ſich vor ihm beugen: Kaunitz iſt von dieſem Augenblick an Premier; zunächſt Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, bald danach geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler, während die anderen Miniſter anderweitig beſchäftigt werden; Uhlefeld als Oberſthofmeiſter, Bartenſtein als böhmiſch-öſterreichiſcher Vicekanzler.

Von da ab bis zur Zeit, in der unſere Erzählung beginnt, erhielt ſich Kaunitz in dem wolbegründeten Vertrauen ſeiner Monarchin, und er blieb auch der Mann, mit deſſen Hilfe Maria Thereſia heilſame Reformen in ihren Staaten ausführte. Im diplomatiſchen Verkehre hatte er kaum ſeinesgleichen; mit der feinſten Gewandtheit im Unterhandeln und dem Talente, in die ſchwierigſten Angelegenheiten Licht und Ordnung zu bringen, verband er die ſeltene Kunſt, ſeine eigentlichen Zwecke den Argusaugen der Diplomaten zu entziehen, und die noch ſeltenere Tugend unantaſtbarer Redlichkeit. Seine Verſtellung ging nie auf Koſten dieſer Tugend; ſeine merkwürdige Zurückhaltung beſtand nur darin, ſeine Gedanken nicht kundzugeben, aber niemals ſagte er etwas, das er nicht dachte; wie er denn ſelbſt am Schluſſe einer Inſtruction dies mit den Worten feſtſtellte: „Der Miniſter ſolle unterhandeln, wie die Kaiſerin regiere, nämlich ſo, daß er die Redlichkeit, das gute Trauen und Glauben und die getreue Erfüllung des gegebenen Wortes zum Grund aller Handlungen lege und darin den höchſten Vorzug ſuche.“)

Obgleich alles, was zu ſeiner auf's äußerſte verfeinerten Toilette gehörte, aus Paris kommen mußte und er den Sitten und Gebräuchen, der Literatur und den Gelehrten Frankreichs den Vorzug vor jenen Deutſchlands einräumte, ſo war und blieb doch Kaunitz in Bezug auf Staatsverwaltung der innigſte Verehrer deutſchen Weſens und Sinnes, der eifrigſte Antagoniſt der allzu raffinirten franzöſiſchen Grundſätze und der wärmſte Freund

ſelbſt der trockenſten Wiſſenſchaften, ſofern ſie ſeinen Staatszwecken förderlich ſchienen.

Er ſchätzte Gelehrte und Künſtler, zog ſie zur Tafel und brach für ihre ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft die Bahn; er geſtattete, ſelbſt ein Feind aller Schmeichelei, jedem Freimütigkeit, wenn ſie ſich auf Talent ſtützte; ſowie er, Leuten gegenüber, die, ohne eigenes Verdienſt, mit ihrer Herkunft großthaten, ſich ſchroff und zurückſtoßend benahm.

Ueberhaupt herrſchte in Kaunitz — dem Privatmann und dem Staatsmann — ein merkwürdiger Dualismus: an ſeiner Perſon und in ſeinem Hauſe nicht ſelten bis zur Kleinlichkeit eigenſinnig, furchtſam ſtreng gebarend und hin und wieder eitel, erwies er ſich als Staatsmann ſtets für das Liberale, für das Edle und Große, blieb bei aller Freimütigkeit beſcheiden und ließ ſeine Meinungen, wenn er ſie nicht zur Geltung bringen konnte, ohne Groll oder Empfindlichkeit fallen, und handelte dann mit derſelben Loyalität und Wärme nach den entgegengeſetzten, ſobald ſie einmal beſchloſſen waren.

Kaunitz, einem alten mähriſchen Adelsgeſchlechte — Kaunitz-Rittberg — entſproſſen, im Jahre 1711 zu Wien geboren und, wie ſchon früher bemerkt, als einer der Jüngeren von neunzehn Geſchwiſtern, für den geiſtlichen Stand beſtimmt und noch als Kind mit der Stelle eines Domicellars zu Münſter bedacht, war zur Zeit unſerer Geſchichte, alſo in einem Alter von ſiebenundvierzig Jahren, noch ein ſehr ſtattlicher Mann von hoher ſchlanker Geſtalt und guter Haltung; ſeine Geſichtszüge, wenn nicht eben ſchön, doch regelmäßig, hatten, ohne große Lebhaftigkeit, den Ausdruck von viel Verſtand und Scharfſinn, ſein Blick etwas Durchdringendes.

So war, nach Innen und Außen, der große Mann, bei welchem — in ſeinem Palais — am Morgen nach der von uns

geſchilderten geheimen Aſſemblee im Gaſthofe zum römiſchen Kaiſer Montalto-Thorſting ſich melden ließ.

Dieſer Beſuch, obgleich in verhältnißmäßig ſehr früher Stunde — es war erſt Zehn Uhr — ward vom Staatskanzler angenommen.

Kaunitz befand ſich, zwar friſirt bereits, aber noch im Schlafrock, in ſeinem Arbeitcabinete am Schreibtiſche, als der Gemeldete eintrat, wonach der Kammerdiener ſich ſofort entfernte.

Einmal wieder in Wien, Hochberg?

Mit dieſer ziemlich trocken betonten Frage dem Eintretenden ſich läſſig zuwendend, lud ihn der Graf mittels einer leichten Handbewegung ein, ſich niederzulaſſen; welcher Einladung Letztrer, der nunmehr, wennnicht „Hochberg“ eine Ueberſetzung von „Montalto“ oder dies umgekehrt der Fall war, einen dritten Namen führte, mit einer zwar ehrerbietigen aber nichts weniger als verlegenen Neigung des Hauptes nachkam, indem er ſich ein paar Schritte weit vom Schreibtiſche in einem am Fenſter ſtehenden Fauteuil niederließ, von welchem Sitze aus er den mächtigen Miniſter beinahe en face gegenüber hatte, der ſeinerſeit fortfuhr, die auf dem Schreibtiſche liegenden Papiere durchzuſehen, als wäre niemand zugegen.

Der ſogenannte Hochberg kannte ſeinen Mann, und ſah, daß ſein Freund Feldern ihn nicht umſonſt gewarnt hatte, daß ein Sturm im Anzuge war; gleichzeitig aber kannte er die Menſchen im allgemeinen und ſich insbeſondere zu genau, als daß er vor dem drohenden Gewitter auf der Stirne des Miniſters hätte zurückſchrecken können; im Gegentheile würde Letztrer um Hochberg's Lippen ſogar ein feines Lächeln ſpielen und denſelben, ſtatt zu zittern, mit ſeiner Handkrauſe tändeln geſehen haben, falls er es für geeignet gehalten hätte, von den Acten auf und nach ihm zu blicken.

Excellenz, ich komme, Ihnen meine Verehrung zu bezeigen, lautete Hochberg's Antwort auf die beim Eintreten an ihn gerichtete Frage, indem er auf des Grafen Wink sich niederließ.

Die hiernach folgende kurze Pauſe, welche er mitrecht für die Windſtille vor dem Ausbruch eines Orkans hielt, genirte ihn nicht im mindeſten; ſie kam ihm ſogar gelegen, da er ſeine Gedanken noch beſſer ordnen konnte als ſie es bereits waren.

Alſo wieder in Wien; wie lange ſchon? fragte Kaunitz jetzt, ohne ſeine Haltung und Beſchäftigung zu verändern, ſo gleichgültigen Tones, als ſagte er das eben nur, um etwas zu ſagen.

Seit vierzehn Tagen, entgegnete Hochberg womöglich noch tonloſer.

Sie kommen von Paris?

Ich komme von Rom.

Bei dem Worte Rom durchzuckte es Kaunitz erſichtlich; auch erhob er plötzlich den Blick, der wie ein Blitz das auf ihn gerichtete Auge Hochberg's traf, aber — ohne dasſelbe zu blenden.

Meine kühne Offenheit, ſagte ſich dieſer, hat ihn überraſcht.

Kaunitz, wie faſt immer, ernſt und, fühlte er ſich wie eben jetzt gereizt, ſogar zurückſtoßend, fixirte nun ſeinen Mann in einer Weiſe, die vielleicht jeden Andern erbeben gemacht hätte; er wollte offenbar mit ſeinem durchdringenden Blicke die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit in den Geſichtszügen desſelben leſen, bevor noch ein Wort weiter gewechſelt würde.

Hochberg's Miene war die eines Marmorgebildes; ſie blieb dieſe Secunden über unveränderlich.

Die Kraft ſeines Blickes etwas ermäßigend, lehnte ſich Kaunitz nun im Fauteuil zurück, kreuzte die Arme über der Bruſt und ließ ſich ganz danach an, ein rigoroſes Examen vorzunehmen.

Alſo — von Rom?

Eurer Excellenz zu dienen.

Wie? Um mir zu dienen, wären Sie in Rom gewesen?

Ich werde, mit Eurer Excellenz Erlaubniß, ein andermal ganz einfach Ja — statt — zu dienen, sagen.

Ich hatte Sie also mißverstanden —

Ja, Excellenz.

Uebrigens — warum sollten Sie nicht auch in Rom mir gedient haben wollen oder können, nachdem Sie mir vor zwei Jahren — nicht wahr, es ist so lange her, daß Sie — wie war es doch gleich?

Daß ich Euerer Excellenz meine Dienste angeboten.

Richtig, Ihre Dienste, und zwar Ihre guten Dienste; ich erinnere mich jetzt ganz genau Ihres Anerbietens.

Ich glaube auch, Excellenz, im Laufe dieser zwei Jahre Ihnen Beweise meines guten Willens geliefert zu haben.

Ma foi, mehr als dies; ich bin nicht unerkenntlich.

Ihre Zufriedenheit war und ist mein Stolz.

Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie nicht mehr Ursache haben, darauf stolz zu sein.

Euere Excellenz sind demnach unzufrieden mit mir —

Pardieu, wie mit Jedem, der die Richtung verläßt, welche ich — ich ihm vorgezeichnet!

Ich habe diese nicht verlassen, nur — ausgedehnt.

Bis in das geheime Cabinet des Generals —

Der Jesuiten; ja, Excellenz.

Monsieur! —

Excellence? . . .

Abermals eine kurze Pause, deren der große Staatsmann weitmehr benöthigte als sein geheimer diplomatischer Privatagent Hochberg, welcher mit sich vollständig im Klaren, auf Alles vorbereitet, auf jeden Angriff gefaßt war.

Kaunitz ergriff und zerknitterte ein Blatt Papier, wie er bei heftiger Gemütsbewegung zu thun pflegte, und maß gleichzeitig seinen Agenten vom Kopf bis zur Sohle mit einem Blicke, aus welchem ebensoviel Staunen als Entrüstung sprach.

Er war offenbar mit sich nicht einig, was er von diesem Manne halten solle; imponirte ihm die Sicherheit desselben auch nicht geradezu, so fühlte er sich doch im Momente genirt, und er wollte und mußte dieser Ungewißheit so rasch wie möglich ein Ende machen.

Der General des Jesuiten-Ordens — nahm er jetzt mit scharfer Betonung das Wort — empfängt nur Leute, die ihm dienen.

In der Regel, ja, entgegnete Hochberg ruhig.

Empfing er Sie etwa ausnahmweise?

Es ist der Fall, Excellenz.

Ich habe Beweise vom Gegentheil —

Euere Excellenz sind zu gerechtigkeitliebend, als daß Sie diese sogenannten Beweise nicht streng prüften.

Dies wird geschehen, verlassen Sie sich darauf.

Hochberg dachte sich: es ist also noch nicht geschehen und darauf verlasse ich mich.

Ich bin deß gewärtig, sagte er.

Mittlerweile werden Sie gut daran thun, fuhr Kaunitz ungeduldig fort, diese Beweise selbst zu entkräften, indem Sie erklären, warum Sie der Ordensgeneral ausnahmweise vor sich gelassen.

Er empfing mich als das, was ich seit zwei Jahren zu sein die Ehre habe; als einen Mann nämlich, den der Lenker des österreichischen Staatsschiffes mit seinem Vertrauen beehrt und —

Der dieses Vertrauen mißbraucht, indem er, selbst zugegeben, daß es in meinem Interesse geschehen, auf eigene Faust handelt,

einen derartigen mir ganz unbegreiflichen Schritt ohne mein Wissen wagt.

Excellenz, es sind die besten Diener nicht immer jene, welche nur Aufträge vollziehen.

Das ist ein Gemeinplatz, weiter nichts. Mir dient man schlecht, wenn man etwas unternimmt, wovon ich nichts weiß, was ich nicht selbst angeordnet, was ich nicht lenken kann.

Und doch geben Euere Excellenz den Botschaftern und Gesandten und residirenden Ministern da und dort carte blanche—

Nur zur Ausfüllung dessen, was meine Instructionen ihnen gebieten.

Nun, ich befand mich im selben Falle.

Sie bekleiden weder die eine noch die andere jener Chargen.

Dem Namen nach allerdings nicht.

Es ist das eine Anmaßung, die ich nicht dulde.

Die aber — wenn sie schon bestände — in meinem Eifer, Euerer Excellenz zu dienen, ihre Entschuldigung, wonicht Rechtfertigung finden dürfte.

Genug, Herr von Hochberg! Was wollten, was machten Sie beim General der mir verhaßten Jesuiten, der ganz gut weiß, daß ich diese Gesellschaft hasse, wie man es beim päpstlichen Stuhle weiß, da man mir in der Ministerialcorrespondenz noch immer die Ehre erweist, mich den ministro eretico zu nennen, mich als Ketzer zu bezeichnen; was, frage ich, wollten Sie bei ihm?

Ich ging zu ihm, nachdem ich den Gang zum österreichischen Gesandten in Rom vergebens gemacht, will sagen, durch ihn erfahren hatte, wie schlimm man im Vatican auf die von Ihrer Majestät der Kaiserin oder vielmehr von Euerer Excellenz beschlossenen und theilweise schon in Ausführung gebrachten kirch-

lichen Reformen in Oeſterreich zu ſprechen, wie wenig auf Zuſtimmung vonſeite Seiner Heiligkeit zu rechnen iſt.

Kaunitz ſtutzte einen Augenblick.

Er hatte Herrn von Hochberg innerhalb zweier Jahre zu wiederholtenmalen mit geheimen Miſſionen betraut, mit nur mündlich ertheilten Inſtructionen da und dort operiren laſſen und bis zur Stunde Beweiſe von außerordentlichem Tact und treuer Hingebung dieſes Mannes erhalten; ſo fragte er ſich denn jetzt ſelbſt, ob ihm das Recht zuſtehe oder ob er Grund habe, auf eine möglicherweiſe aus Gehäſſigkeit und Neid hervorgegangene Denunciation hin eine ſolche politiſche Arbeitkraft als unbrauchbar oder gar als ſchädlich von ſich zu weiſen.

So fragte er ſich ſelbſt; an Hochberg aber richtete er in etwas weniger barſchem Tone nun die Frage, was ihn überhaupt bewogen habe, nach Rom zu gehen.

Excellenz kennen — entgegnete dieſer mit faſt jünglinghafter Schüchternheit, indem er den Blick ſenkte und ſeinen Hut verlegen in den Händen drehte — mein Verhältniß zu der venetianiſchen Dame . . .

Zur Gräfin Manolli?

Ja, Excellenz.

Nun? dieſe Dame weilt ja in Venedig —

Seit einigen Monaten in Rom, Excellenz.

Alſo — um ihrer willen —

Ging ich auf ein paar Tage nach Rom.

Das iſt ein Anderes. Abgemacht! . . . Von welchen Reformen ſprachen Sie?

Zunächſt von der, nur Euerer Excellenz zu dankenden Beſchlußfaſſung, die Geiſtlichkeit nicht länger als eine außerhalb des Staates oder gar als über dem Staate ſtehende Macht zu betrachten und dieſelbe zur Theilnahme an den Staatslaſten zu

verhalten, nämlich zu besteuern, ohne fortan hierzu, wie es noch vor einigen Jahren in außerordentlichen Fällen geschehen, die Genehmigung des päpstlichen Stuhles einzuholen . . .

Weiter!

Die zweite noch wichtigere, von Euerer Excellenz am 21. Januar 1754 begonnene und bis zur Stunde energisch, selbst gegen den Volkswillen durchgeführte Reform —

Die Verminderung der Feiertage?

Ja, Excellenz, die Verminderung der dem Volke allerdings sehr lieben vielen Feiertage, in deren Begehung Sie mitrecht eine Störung im Handel und Wandel, im Ackerbau und Gewerbfleiß, demnach eine nothwendige Beeinträchtigung des Volkswolstandes und nur Förderung von Müssiggang und Schwelgerei sehen . . .

Und dann?

Dann war die Rede von der neuen kaiserlichen Verordnung in Bezug auf den Mißbrauch der Exorcismen und die Abschaffung der Hexenprocesse, welche nicht genug zu rühmende Verordnung Oesterreich, nächst Euerer Excellenz, Herrn van Swieten zu danken hat, der Schriften Scipio Maffei's nicht zu vergessen.

Zuende?

Mit dem Thema, ja.

Und dieses behandelten Sie — in meinem Interesse — beim General der Jesuiten?

So war es.

Wie gelangten Sie zu ihm?

Durch einen Verwandten der Gräfin Manolli.

Das ist Wahrheit, ich weiß es. Nun aber sind Sie wol mit Ihrer Wahrhaftigkeit zurande.

Noch nicht, Excellenz.

Sie begaben ſich alſo zum Oberhaupte der Geſellſchaft Jeſu, um zugunſten meiner Reformen gegen das Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit zu operiren?

Es war der eigenthümliche Fall.

Und das Reſultat dieſes wirklich äußerſt intereſſanten Falles — War und iſt die Anbahnung eines Uebereinkommens.

Natürlich — unter Bedingungen?

Umſonſt, Excellenz, geſchieht in dieſer ſublunariſchen, egoiſtiſch-praktiſchen Welt wenig, um nicht zu ſagen — gar nichts; es hat eben Alles ſeinen Preis.

Da hätten auch Sie den Ihrigen —

Ich will mich nicht beſſer machen als ich bin.

Alſo unter Bedingungen — will der Herr Ordensgeneral meine Intentionen beim römiſchen Stuhle unterſtützen.

Ja, Excellenz.

Nun, ich will Sie der Mühe überheben, dieſe Bedingungen mir zu nennen —

Eure Excellenz kennen Sie ſelbſtverſtändlich.

Ich ſoll in den meiner Leitung anvertrauten Staaten dem Jeſuitenorden Schutz angedeihen laſſen, nachdem ſich derſelbe in der ganzen alten wie neuen Welt bereits unmöglich gemacht, nicht wahr?

Meiner Anſicht nach, Excellenz, obwol ich, wie Sie wiſſen, den Jeſuiten nicht gerade hold bin, geht die Welt hierin zuweit, und ich beſorge ſogar, daß mit dem Sturze der Jeſuiten die gemeinſchaftliche Vormauer aller Autorität fallen dürfte.

Die Autoritäten, mein Herr, welche im Kampfe gegen die Anarchie einer ſolchen Vorhuth benöthigen, verdienen nicht zu ſiegen.

Hiernach ſchwieg Kaunitz eine Weile.

Dann ſchlug er einen etwas leichteren Ton an, indem er ſagte:

Die Auflöſung der Geſellſchaft Jeſu wird nicht von mir, ſondern von Carvalho *) ausgehen; dorthin, nach Portugal und nach America mag der Ordensgeneral ſein Hauptaugenmerk richten; dies können Sie ihm intimiren, da Sie doch nun einmal mit ihm correſpondiren.

Nicht ſo eigentlich, Excellenz —

Alſo uneigentlich, Herr von Hochberg.

Excellenz befehlen es mir demnach?

Ich geſtatte es Ihnen.

Und verzeihen mir meine wolintentionirte Eigenmächtigkeit?

Ja, in Annahme, daß ich Ihnen nichts zu verzeihen habe.

Excellenz ſollen mit mir zufrieden ſein.

Wär' ich es nicht bisher geweſen, ſo wären Sie keine Exiſtenz mehr; daß ich es bleibe, hängt nicht von mir, nur von Ihnen ab. Haben Sie mir ſonſt noch etwas mitzutheilen?

Eine Bitte, Excellenz.

Haben Sie einen Wunſch für Sie ſelbſt?

Für einen jungen Mann, der ebenſo talentvoll als unglücklich iſt.

Ich ehre das Unglück, liebe jedoch die Unglücklichen nicht ſehr, denn Unglück depravirt leicht, das Herz ſowol wie den Kopf.

Excellenz werden bei dieſem jungen Mann Kopf wie Herz noch auf dem rechten Flecke finden.

Was ſoll ich für ihn thun? Wie heißt er? Wer iſt er?

Dieſer junge Mann, von einem ſchleſiſchen Cavaliere mir angelegentlichſt empfohlen, nennt ſich — Carl Hoffer, und lebt hier ſeit einigen Monaten einfach von Unterrichtertheilen. Seine

*) Sebaſtian Joſef von Carvalho, wurde im J. 1755 von Joſef I. König von Portugal zum Grafen von Oeyras, 1756 zum Premierminiſter und 1770 zum Marquis von Pombal erhoben, unter welch' letztrem Namen er zumeiſt bekannt iſt.

höchst seltsame Geschichte, die seiner jüngsten Vergangenheit nämlich, würde er Euerer Excellenz gerne direct kundgeben.

Wie alt ist er?

Er steht im siebenundzwanzigsten Jahre.

Dem Namen nach ein Deutscher —

Er ist ein Deutschböhme.

Die Deutschböhmen sind meist Leute von Talent. Hat er Studien?

Er ist ein tüchtiger Mathematiker, trieb mit Eifer die wichtigsten in Politik einschlägigen Wissenschaften, besitzt schöne Sprachkenntnisse, ist vor allem sehr fest im Französischen, und dürfte sich sonach besonders zum Publicisten eignen.

Ich will — ihn sehen.

Wann befehlen Eure Excellenz?

Morgen — um diese Stunde.

Und wann habe ich wieder zu erscheinen?

Mit Ihrem Schreiben an den Ordensgeneral — übermorgen.

Wie heute?

Wie heute.

Excellenz, ich habe die Ehre mich zu empfehlen.

Sie hatten das Glück, Herr von Hochberg, sich mir empfohlen zu haben. Adieu!

Dreizehntes Kapitel.

Der Wegweiser.

Von Kaunitz weg begab sich Hochberg unmittelbar zu seinem Freunde Feldern, um denselben, wie er es zugesagt hatte, über den Erfolg seines kühnen Schrittes in die Höhle des Löwen zu

beruhigen; ja — zu beruhigen, denn ein ungünſtiges Reſultat dieſes Wagniſſes hätte auf ihn als Beamten einen ſchweren, vielleicht zermalmenden Rückſchlag machen können.

Ich habe — ſchloß Hochberg ſeine Mittheilung lächelnd — dem vergifteten Pfeile der Denunciation die Spitze abgebrochen, noch mehr, ich habe mich in meinem Verhältniß zu unſrem Ordensgeneral gegenüber dem Staatskanzler auf lange Zeit, wennnicht für immer, rückenfrei geſtellt und kann die Dinge vor mir handhaben, wie es zu meinen — will ſagen unſren — Zwecken paßt.

Nach längerer vertraulicher Unterhaltung nahm er dann von ſeinem Freunde Abſchied, indem er noch ſagte:

Ich fahre jetzt nachhauſe und werde den ganzen Tag arbeiten; zunächſt habe ich mich an mein Schreiben nach Rom zu machen, das ein kleines diplomatiſches Meiſterſtück werden ſoll, ganz im Geiſte des Herrn von Kaunitz und zugleich ganz zum Vortheile, im recht eigentlichen Intereſſe der Geſellſchaft: manus lavat manum; wer ſo betrügt, daß ſein Betrug gefällt, betrügt nicht, und betrög' er eine Welt ....

— Hochberg arbeitete dieſen Tag über raſtlos; er ſchrieb, noch außer dem hochwichtigen, der Reviſion des ſcharfaugigen Staatskanzlers zu unterziehenden Memoire an den Jeſuitengeneral, ein Duzend Briefe des verſchiedenartigſten Inhaltes und nach allen Himmelsgegenden beſtimmt unter wahren und falſchen Adreſſen, beſorgte ſie ſelbſt zur Poſt, kehrte in den Gaſthof zurück und gönnte ſich jetzt erſt Ruhe und Erquickung durch Speiſe und Trank.

Die noch übrige Zwiſchenzeit bis Neun Uhr, um welche Stunde er unſern Exhauptmann Czerny zu ſich beſtellt hatte, brachte er mit Lectüre zu, und zwar mit Leſen von Streitſchriften für und gegen die Jeſuiten.

Czerny ſtellte ſich pünctlich ein.

Hochberg — für ihn Conte Montalto — empfing ihn freundlich, wenngleich nicht ohne eine gewiſſe Reſerve, die, ebenſoweit von Vertraulichkeit als von Protectorsweſen entfernt, eine Schranke zog, die zu überſchreiten unmöglich war.

Sie ſchritten den Salon auf und nieder.

Nach einigen Fragen über ziemlich gleichgiltige Dinge, Unterhaltung und dergleichen betreffend, die Czerny munter genug beantwortete, ſagte Hochberg:

In Annahme, daß Sie noch immer bereit, im unbedingten Vertrauen zu mir meinen Anordnungen nachzukommen, habe ich Ihnen ſchon heute — was ich geſtern noch nicht wußte — Ihre Beſtimmung für die nächſte Zukunft zu bezeichnen. Sie ſind doch bereit?

Ich bin es, Herr Graf.

Gut, Herr Czerny. Auf dem Wege, den ich Ihnen bezeichnen werde, können Sie Ihr Glück machen.

Worin, wenn ich fragen darf?

Sie können ein wolhabender, ja, ein reicher Mann werden.

Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Und der Weg dazu?

Führt von hier nach Liſſabon und, möglicherweiſe, von Portugal aus auf einige Zeit nach America.

An Bewegung und Luftveränderung wird es mir da nicht fehlen.

Gewiß nicht, und ohne daß Sie Ihre Grundſätze zu ändern nöthig haben werden.

Herr Graf machten Bekanntſchaft mit meinen Grundſätzen zu einer Zeit und auf eine Weiſe, die Ihnen eben keine ſehr hohe Meinung von denſelben eingeflößt haben können —

Und die ich, nach unſrem geſtrigen Geſpräche, dennoch reſpectire —

Gehorſamer Diener.

Nun, wollen Sie dieſe Reiſe machen?

Mit größtem Vergnügen.

Und bald antreten?

Wenn es ſein muß, noch heute.

Sehr gut, Herr Czerny.

Und meine Miſſion, worin wird ſie beſtehen?

Hochberg ſchwieg eine Weile. Dann mit Czerny im Gange anhaltend und ſeinen Mann ſcharf in's Auge faſſend, fragte er raſch:

Was halten Sie von den Jeſuiten?

Czerny machte bei dieſer überraſchenden Frage in ſeinem angeſtammten und noch lange nicht verwundenen Leichtſinn über die gewiſſe Reſerveſchranke zwiſchen ihm und dem Conte di terra firma einen kecken Satz:

Ich halte die Jeſuiten, entgegnete er in frivolem Tone, für ausgemachte — —

Politiker, wollen Sie ſagen, unterbrach ihn Hochberg ſeinerſeit mit einer Betonung, die unſern Voltigeur über die Schranke wieder zurückwarf.

Politiker? Alſo — Politiker, obgleich ich das nicht hatte ſagen wollen, entgegnete er ein wenig eingeſchüchtert.

Haben Sie ſchon irgendeine erſchöpfende Schrift über Jeſuitismus geleſen?

Eine einzige, und dieſe erſchöpfte mich wirklich derart, daß ich es ſeitdem nicht mehr wagte, eine zweite zur Hand zu nehmen.

Welche Schrift laſen Sie?

Die „Monita secreta societatis Jesu.“

Sie ſind nicht echt.

Mag ſein; aber langweilig ſind ſie unzweifelhaft.

Sie verſtehen alſo Latein?

Ich absolvirte das Gimnasium bei den Jesuiten; daher auch meine Antipathie; wir mußten gar zuviel büffeln.

Hochberg lächelte.

Und doch, sagte er leichthin, war schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts der jesuitische Unterricht der Jugend so vortrefflich, daß sogar der berühmte Bacon, Großsiegelbewahrer von England, seinen nichtkatholichen Landsleuten die Jesuitenschulen als Muster anpries, da es, wie er sich äußerte, keine besseren auf Erden gäbe.

Hierauf den Gang wieder fortsetzend, ließ er, beinahe wie im Selbstgespräch, sich also vernehmen:

Es bereitet sich in Europa ein gewaltiger, wol auch gewaltsamer Umschwung der Dinge vor. Die schon jetzt hier und dort zutage tretende Gleichgiltigkeit in Bezug auf positive Religion wird Ausbreitung von Unglauben zur nächsten Folge haben und dieser Unglaube kann, ja muß — die Throne Europa's erschüttern, da die Kirche ihre Grundveste bildet. Mit dem kirchlichen Verbande zugleich werden sich alle die alten Bande zwischen Fürsten und Völkern lösen, und Demokraten wie Absolutisten werden alle, ohne sich deß bewußt zu sein, gemeinschaftlich auf dasselbe Ziel hinarbeiten, auf die Zerstörung des gesetzlich geordneten Bestandes der Gesellschaft. In dieser Unbewußtheit, in diesem — man möchte sagen — fatalistischen Gedrängtwerden nach dem Umsturze alles legal Bestehenden eifern denn ganz natürlich diese Wahnsinnigen zumeist gegen die Vertreter und Beschützer des conservativen Principes, und so konnte es nicht fehlen, daß der Orden der Jesuiten, dessen aufhaltende Kraft sie kennen, ihnen verhaßt wurde, weil eben seine Grundsätze nicht minder gegen die Revolution als gegen die Despotie gerichtet sind.

Nach einigem Schweigen sprach Hochberg, in bestimmterer Richtung zu Czerny, weiter:

Sie erhalten von mir mehre Empfehlungsschreiben an hervorragende Personen in Lissabon, zunächst an den Herzog von Aveiro, nämlich Don Jose Mascarenhas y Lancaster, Marquis de Torresnovas y Chuvea, Grafen zu Sta. Cruz; dann an die Marquise von Tavora, deren Gemal, früher Vicekönig zu Goa, nach der Herzogswürde strebt; diese Dame, würdig und geistvoll, macht großes Haus und fesselt Alles durch ihre ausgezeichnete Persönlichkeit.

Und in dieses große, schon dem Namen nach nicht endenwollende Haus soll ich — ich eintreten? erlaubte sich Czerny zu fragen.

Ja, Sie, mein Herr, mit einem Briefe von mir.

Und meine Aufgabe daselbst?

Diese werden Sie kennen lernen aus meiner Instruction, welche Ihnen unterwegs in der Postchaise eine kleine Zerstreuung bieten dürfte, obgleich ich wünsche, daß Sie gefaßt seien und bleiben.

Dies kann ich Ihnen versprechen, Herr Graf; denn während meine Kameraden sich versammelten, um sich zu zerstreuen, pflegte ich meinerseits mich zu zerstreuen, um mich zu sammeln; übrigens habe ich gelernt Ordre pariren.

Nun, lieber Czerny, meine Ordre wird Ihnen niemals lästig werden; Sie sollen, noch einmal gesagt, Länder, Städte und Menschen kennen und den Werth der Freundschaft schätzen lernen, welche ich Ihnen zuzusichern in der angenehmen Lage bin.

Ich werde also in die große Welt von Lissabon eintreten —

Ja, das ist Ihre nächste Bestimmung.

Herr Graf, gestatten Sie mir eine Bemerkung.

Sprechen Sie.

Ich besorge, daß ich in jener großen Welt eine sehr kleine Rolle spielen werde.

Wie meinen Sie das? Kleine Rolle, warum?

Ich hätte ſagen ſollen, eine Rolle, die über mein Talent hinaus iſt, für welche ich nicht das rechte Zeug beſitze, wie Herr Graf doch ſelbſt wiſſen, da Sie mich ſo genau kennen; ich war Soldat, und weder Garniſon noch Campagne geben den für die große Geſellſchaft nöthigen Schliff.

Letztres, mein Freund, iſt gerade das, worauf ich bei Ihnen bezüglich dieſer Stellung am meiſten Werth lege: Sie werden eben als ungeſchliffener Edelſtein dort Ihr Glück machen, und die Damen werden ſich um das Vergnügen ſtreiten —

Mich zu ſchleifen?

Gehörig zu facettiren — und zu faſſen, ſobald Sie nach Wunſch brilliren. Uebrigens iſt Ihre Außenſeite nichts weniger als rauh zu nennen.

Herr Graf ſind ebenſo artig als — mir — unbegreiflich.

Ich will für Sie noch eine Weile intereſſant bleiben, und Sie intereſſirt nur, was Sie nicht begreifen.

Ich ſagte ja, daß Sie mich ganz genau kennen. Herr Graf ſind alſo der Anſicht, daß ich mich in Liſſabon gut aus der Affaire ziehen werde?

Noch mehr; ich bin feſt überzeugt, daß Sie durch Ihre Perſönlichkeit und geiſtige Begabung und munirt mit meinen Empfehlungen ſich in die Affairen ziehen und einen namhaften Theil jener großen Welt in verhältnißmäßig kurzer Zeit um ſich gruppiren und, wie Marionetten am Drahte, nach Belieben, das heißt, nach meiner Inſtruction bewegen werden.

Aber — mit einem rang- und titelloſen Paſſe, wie der meinige aus Prag, hinein in ein Land, wo der ärmſte Fidalgo ein halbduzend Namen hat —

Ihren Prager Paß werde ich mit einem Geſandtſchaftpaſſe vertauſchen, der Ihrer Erſcheinung das nöthige Relief geben ſoll.

Ich werde alſo ein anderer Menſch werden —

Und dabei nicht verlieren —

Ah, Herr Graf, das iſt ein wenig malitiös —

Ich meine, nur dem Namen nach.

Oh, geniren Sie ſich nicht! Sie ſehen ja, daß ich lächle. Zudem kann es mir nur lieb ſein, meinen Namen loszuwerden, der mich an eine ſehr unliebſame Epoche meines Lebens erinnert. Welchen Namen und reſpectiven Charakter gedenken Sie mir anzupaſſen?

Einen für die Portugieſen ganz unausſprechlichen Namen und unerklärlichen Charakter.

Ich werde alſo heißen?

Procopius von Schwarzrock.

Und ſein?

Comptabilitätrath.

Eine ingenieuſe Metamorfoſe, das! Den weißen Rock in einen ſchwarzen zu verwandeln, wobei auch nur eine halbe Lüge unterlauft, nämlich der meinem wahren Namen Czerny, zu deutſch Schwarz, angehängte Rock, und dann einen Menſchen zu einem Rechnungrathe zu machen, der ſich in den Schuldthurm hineinverrechnet und keinen Rath für ſich ſelber hatte; das iſt wirklich ebenſo geiſtreich als boshaft.

Sie ſind demnach ſoweit zufrieden?

Ganz und gar; nur möchte ich noch wiſſen, in welchen Dienſten ich als Comptabilitätrath fungire.

In Dienſten einer Univerſal-Amelioration-Geſellſchaft, welche ihre Agentien in allen Hauptorten der Welt und ihren Hauptſitz in Rom hat.

Ah, das alſo iſt — die gewiſſe Geſellſchaft!

Ja, Herr von Schwarzrock, wie ich Sie jetzt ſchon nennen will, damit Sie ſich an Ihren neuen Namen gewöhnen.

Sie haben recht, Herr Graf, besonders an den neuen — Rock, denn ein solcher genirt anfangs immer ein wenig. Also Rechnungrath der Universalverbesserunggesellschaft bin ich von jetzt an —

Wenigstens zunächst für Portugal und eventuell auch für America.

Und was, Herr Graf, strebt diese Gesellschaft zu verbessern?

Alles, wie schon das Wort „Universal" besagt.

Ich verstehe; das heißt, ich habe eigentlich keine Ahnung davon.

Ihre Instruction, die ich morgen noch abfassen will, wird Sie darin au fait setzen. Uebermorgen können Sie abreisen; morgen Abend um diese Stunde händige ich Ihnen alles Nöthige hier ein: Papier, Geld, Credit- und Empfehlungbriefe. Für heute — gute Nacht!

Herr Graf, ich habe die Ehre.

Also — auf morgen, Herr Procopius von Schwarzrock — Sie vergaßen den Titel —

Ganz recht; gute Nacht denn, Herr Comptabilitätrath — —

Eigentlich, Herr Universalameliorationcomptabilitätrath — wie ich schon bitten muß, ich Portugiesisch-Unaussprechlicher . . .

Hochberg reichte dem also Neugestalteten lächelnd die Hand zum Abschiede, und Czerny empfahl sich ganz in der Haltung eines — Rathes.

Bald nach Czerny's Entfernung empfing Hochberg den Besuch des jungen Mannes, für welchen er sich bei Kaunitz heute verwendet hatte.

Es war ihm derselbe, wie schon gesagt, von einem hochgestellten Manne zu Prag — einem weltlichen Mitgliede der Gesellschaft der Weltverbesserer — sehr angelegentlich empfohlen

worden, und es galt ſonach hier, vorderhand wenigſtens, nur — ihn zu placiren.

Daß Hochberg ihn eben unter die Aegide des Staatskanzlers ſtellen wollte, hatte, da er überhaupt nichts ohne Grund unternahm, gewiß auch ſeine guten Gründe. Zunächſt verpflichtete er ſich durch dieſe Protection den talentvollen jungen Mann und konnte, wie gering er auch die Dankbarkeit der Menſchen im allgemeinen veranſchlagte, bei dieſem doch mit vieler Sicherheit auf Dank rechnen und gelegentlich, falls ihn der mächtige Miniſter ſo oder ſo beſchäftigte, ſeine Gegendienſte bei demſelben in Anſpruch nehmen; immerhin hatte er an ihm einen Stein mehr im Bret bei ſeinem — gewagten Spiele mit dem großen Staatsmanne.

Soweit ging und war auch Hochberg's Calcul richtig; nur ſollte es ſich, wie wir aus dem Laufe der Begebenheiten erſehen werden, abermals und zwar in höchſt merkwürdiger Weiſe zeigen, wie unverläßlich alle menſchlichen Berechnungen gegenüber dem ſind, was die Alten Fatum nannten und wir Neueren, je nach unſerer filoſofiſchen oder religiöſen Weltanſchauung, moraliſche Nothwendigkeit — Cauſalnexus — oder Vorſehung nennen . . .

Hochberg alſo empfing den jungen Mann, der für uns vorläufig Carl Hoffer heißt, ſehr freundlich und theilte ihm das Ergebniß ſeiner Fürſprache bei Kaunitz mit.

Der Staatskanzler, fügte er hinzu, in deſſen Palais Sie morgen zwiſchen Zehn und Elf vormittags zu erſcheinen haben, wird Sie, wie ich ihn kenne, einer kurzen aber ſcharf eingehenden Prüfung Ihrer Kenntniſſe und Fähigkeiten unterziehen; dies aber iſt nur gut für Sie, denn er weiß Talente zu würdigen und ihm ſind oft ein paar Bemerkungen ſoviel wie für minder ſcharfe Denker weitgreifende Auseinanderſetzungen.

Aber meine — entſetzlichen Verhältniſſe! entgegnete Hoffer tief aufſeufzend.

Hochberg ſchwieg einen Augenblick.

Halten Sie es damit ſo, ſagte er dann: unterziehen Sie ſich vor allem dem Rigoroſum, das er ſofort mit Ihnen vornehmen wird, gefaßt, ruhig, gegenſtändlich; beantworten Sie ſeine Fragen, wie er es liebt, mit Präciſion, und immer nur die jedesmalige Frage ſelbſt; es müßte denn ſein, daß er Ihnen eine jener Fragen vorlegte, die eine Bezugnahme auf wichtige, damit zuſammenhängende Dinge nothwendig machen und deren er ſich gerne bedient, um den Scharfſinn des Gefragten zu prüfen. Was nun Ihre leidigen Verhältniſſe betrifft, ſo habe ich ſie unberührt gelaſſen und dem Staatskanzler bemerkt, daß Sie den Wunſch geäußert, ſich ihm unmittelbar anzuvertrauen; ich that dies aus dem guten Grunde, weil eine derart vertrauensvolle Mittheilung günſtig zu ſtimmen und ſelbſt für einen Mann wie Kaunitz, der ein Feind aller Schmeichelei, etwas Verbindliches zu haben pflegt; es gibt Schmeichelhaftes, dem kein Menſch ganz widerſteht. Genug; ſprechen Sie über Ihre Verhältniſſe nur, falls er danach fragt, dann aber offen und einfach; wie ich die Sache anſehe, haben Sie mehr zu hoffen als zu befürchten, und Sie heißen ja, wenigſtens vorderhand Hoffer. Alſo Muth! Morgen abends erſtatten Sie mir Bericht.

Damit entließ Hochberg den jungen Mann, der trotz dieſer Aufmunterung vonſeite ſeines Gönners ſich ſchweren Herzens entfernte . . .

Vierzehntes Kapitel.

Strenge Prüfungen.

„Der Stil iſt der Menſch," ſagte Buffon, und „Kleider machen Leute," ſagt alle Welt.

Der geheime Haus-, Hof- und Staatskanzler Kaunitz achtete den Stil und beachtete die Kleidung in hohem Grade, an ſich ſelbſt wie an Anderen, beſonders an Jenen, mit welchen er oft und eingehend zu verkehren hatte.

Ihm waren Form und Geiſt identiſch, wie den Griechen, ganz gleichbedeutend.

Wehe dem Diplomaten auch, dem die Form nicht das Höchſte iſt! Form iſt die Seele der Verhandlungen, Form bindet und löst; eine Sünde kann gutgemacht werden, ein politiſcher Formfehler nie: nescit vox missa reverti, das entſandte und übel angebrachte Wort iſt nicht zurückzunehmen, durch nichts zu begleichen.

Kaunitz befand ſich am Morgen des nächſtfolgenden Tages um dieſelbe Stunde — in der er tagszuvor Hochberg empfangen hatte, in derſelben Toilette oder vielmehr im ſelben Negligé und auch in derſelben Stimmung, welch' letztre überhaupt nur bei außerordentlichen Anläſſen eine bemerkbare Veränderung erlitt: der ihm eigene hohe Ernſt machte nur ſelten jenem gefälligen Sichgehenlaſſen Platz, das die meiſten franzöſiſchen Staatsmänner ſo gut zu verwerthen wiſſen; nur ſelten, ſagen wir, da er es während ſeiner diplomatiſchen Studienzeit auf der hohen Schule von Verſailles und Paris doch zu eifrig erlernt hatte, um es ſobald gänzlich verlernt zu haben; noch ſeltener jedoch wich dieſer

ihn kennzeichnende, an Strenge gränzende Ernst einer leidenschaftlichen Aufwallung; gleichwie der Meeresgott Virgil's denjenpörten Wogen sein „quos ego — ich will euch zeigen!" sofort durch die Selbstermahnung unterbricht „aber es ist besser, die aufgewühlte Flut zu besänftigen" — so verstand es Kaunitz, auch seinem stürmisch erregten Blut zu gebieten und seinen Lauf normal zu halten.

Er blätterte eben in einem Buche, als ihm Herr Carl Hoffer gemeldet wurde.

Ein Wink von ihm, und der Gemeldete trat ein.

Kaunitz erhob sich, ohne das Buch aus der Hand zu geben, und heftete seinen durchdringenden Blick auf den Gekommenen, der nach einer ehrerbietigen Verbeugung an der Thüre in anstandsvoller und zugleich bescheidener Haltung stehen blieb und den Blick des Staatskanzlers offenen Auges, ohne Schüchternheit, aber auch ohne Anmaßung aushielt und auf eine einladende Handbewegung desselben ebenso ruhig einige Schritte vorwärts machte.

Der seinem äußeren Menschen — der Form — geltende Blick des Ministers, so kurz als scharf, nahm sofort einen milderen Ausdruck an; die Erscheinung des jungen Mannes hatte auf ihn simpathisch gewirkt, denn er faßte ihn nun mit unverkennbarem Wolgefallen in's Auge; auch ließen, in Wahrheit, diese Aeußerlichkeiten nichts zu wünschen übrig: schöne Gestalt, edle charaktervolle Gesichtsbildung, einfach anständige Bekleidung und gute, bei aller Bescheidenheit doch Selbstbewußtsein zeigende Haltung — konnten, gegenüber einem Menschenkenner wie Kaunitz, eines günstigen Eindruckes nicht verfehlen.

Dies gab sich denn auch sogleich kund, indem er nun selbst dem sich Nähernden ein paar Schritte entgegen machte und, ziemlich nah vor ihm anhaltend, ihn mit den mild betonten Worten begrüßte: Sie sind mir warm empfohlen worden.

Hoffer wiederholte seine Verbeugung und entgegnete, da Kaunitz schwieg und offenbar eine Aeußerung von ihm erwartete, mit sicherer, wolklingender Stimme:

Empfangen Euere Excellenz zunächst den tiefgefühlten Ausdruck des Dankes für die mir gegönnte Ehre, mich vorstellen und Ihrer huldvollen Berücksichtigung sonach unmittelbar mich empfehlen zu dürfen.

Kaunitz nickte ihm freundlich zu.

Sie haben, sagte er, gute Studien gemacht und besitzen hübsche Kenntnisse.

Das Beste an mir, Excellenz, dürfte meine Arbeitlust, mein Eifer sein.

Wie man mir gesagt, sind Sie der französischen Sprache so mächtig, daß Sie in selber sich nicht blos geläufig auszudrücken, sondern auch leicht und correct zu schreiben vermögen.

Es ist der Fall, Excellenz.

Ich habe gestern dieses vor kurzem erst in London erschienene Werk „Memoiren und Briefe der Marquise von Pompadour" erhalten — nahm nach augenblicklichem Schweigen Kaunitz in französischer Sprache das Wort —, ein Product, das nicht von dieser Frau, sondern von dem jüngeren Crébillon herrühren dürfte, und ich gebe Ihnen diesen Band mit nachhause. Lesen Sie aufmerksam und fassen darüber einen Essai französisch ab, worin Sie Ihre Ansichten über Frankreichs Zustände in politischer, socialer und religiöser Beziehung bündig darlegen. Dieses Schriftstück bringen Sie mir, sobald Sie damit fertig. Fassen Sie besonders die religiöse Frage in's Auge.

So sprechend, reichte Kaunitz dem jungen Manne das Buch.

Dieser verneigte sich und entgegnete, der indirecten Aufforderung nachkommend, in gutem, trefflich accentuirten Französisch:

Zu der Ehre, vonseite Euerer Excellenz mit dieser Aufgabe betraut zu sein, kommt das Interesse, die wirklichen oder doch influirten Memoiren einer Frau kennen zu lernen, welche Frankreich nahezu an den Rand des Abgrunds gebracht, den Fluch der französischen Nation auf sich geladen hat.

Kaunitz fixirte den also Sprechenden, schritt dann eine Weile schweigend an ihm hin und wieder und blieb plötzlich dicht vor ihm stehen mit der scharf betonten Frage:

Halten Sie die Existenz der Jesuiten für lebensfähig?

Diese zu untergraben, erfordert, nach meiner Ansicht, Riesenkraft, versetzte der Gefragte mit Festigkeit.

Halten Sie die Vernichtung ihrer Existenz für nothwendig?

Mir erscheint sie nothwendig.

Warum dies?

Weil der Jesuitismus nicht blos einen Staat im Staate bildet, was weder mit der Würde der Krone noch mit dem Wole der Staatsangehörigen vereinbar, sondern weil er gleichzeitig eine geheime Macht ist, deren Ziel geistliche Weltherrschaft, allgemeine Hierarchie; eine Macht, die man umsomehr mit allen zugebote stehenden Waffen bekämpfen muß, als sie selbst kein Mittel scheut, das ihrem Zwecke förderlich ist, weder Corruption, noch Gift und Dolch.

Die Jesuiten dürften, bei solcher Ansicht, an Ihnen heute oder morgen einen feurigen Gegner finden.

Excellenz, lieber heute als morgen.

Sie wissen, daß ich ein Feind der Jesuiten —

Excellenz, ich weiß es jetzt, da Sie selbst es sagen.

Sie wußten es nicht?

Ich wußte es nicht, aber ich nahm es an.

Warum?

Weil ein Staatsmann Ihrer Art, Excellenz, weil überhaupt ein Mann, dem Wahrheit, Klarheit, Offenheit Geistes- und Herzensbedürfniß, unmöglich für Strebungen sein kann, welche auf Lüge, Dunkelheit und schmachvoller Intrigue beruhen.

Es ist gut; ich werde Sie beschäftigen, sagte Kaunitz, indem er von neuem auf und nieder schritt; es soll Ihnen Gelegenheit werden, Ihre Befähigung geltend und sich somit nützlich zu machen. Ihre Verwendung wird vorerst eine indirecte, nur mir bekannte sein. Verschwiegenheit, vollkommene Discretion gegen alle Welt ist hierbei unerläßlich; Sie werden diese selbst gegenüber dem Manne, der Sie bei mir eingeführt, unverbrüchlich zu beachten haben. Furcht kennen Sie wol nicht?

Sie ist mir fremd.

Ihre Haltung sagt es; Sie haben etwas Militärisches —

Bei dieser, von einem flüchtigen Seitenblicke des Staatskanzlers begleiteten Bemerkung erbebte der junge Mann und schloß unwillkürlich die Augen, indem er, kaum vernehmlich, entgegnete:

Ich war Soldat.

Kaunitz hörte ebenso scharf als er sah.

Er hielt wieder vor ihm an.

In der österreichischen Armee? fragte er mit einigem Nachdruck.

Eurer Excellenz zu dienen, versetzte dieser mit sichtlicher Anstrengung.

Sie mögen etwa achtundzwanzig Jahre zählen —

Dies ist mein Alter.

Und sind nicht mehr Soldat?

Nicht mehr.

Welche Charge bekleideten Sie?

Ich war Oberlieutenant . . . .

Kaunitz sah, daß den jungen Mann eine peinliche Unruhe befallen hatte, und brach hier kurz mit den Worten ab:

Mit dem Essai über die Memoiren der Frau von Pompadour bringen Sie mir zugleich eine gedrängte Darstellung Ihres Vorlebens; Sie vindiciren mir Offenheit, diese erwarte ich auch von Ihnen, wie von Jedem, dem ich mein Vertrauen zuwenden soll.

Genug, auf Wiedersehen! —

— Hoffer entfernte sich, mehr aufgeregt als beruhigt.

Im Verlaufe des Tages jedoch gelang es ihm, seiner Stimmung Herr zu werden. Er überlegte, was er seinem Gönner Hochberg — für ihn Graf Montalto — in Bezug auf die Audienz beim Staatskanzler zu sagen oder eigentlich zu verschweigen habe. Beides hatte seine Schwierigkeit: Kaunitz hatte ihm strengste Discretion zur Pflicht gemacht, während er — Hoffer — ein Feind alles Unwahren, nicht das geringste Schauspielertalent besaß. Eine Vereinbarung der Wahrheit mit der Nothwendigkeit, war sie möglich? Darüber eben sann er nach und begab sich, ohne mit sich selbst in's Klare gekommen zu sein, abends in den Gasthof zum römischen Kaiser.

Hochberg war allein.

Er empfing den jungen Mann, am Schreibtische vor einer Masse Schriften sitzend und selbst noch die Feder zur Hand, was Letztren ein wenig ermuthigte, indem er mitrecht annahm, daß dieser Herr im Augenblicke zusehr beschäftigt sei, um sich in ein detaillirtes Gespräch mit ihm einlassen zu können oder zu wollen.

Diese Annahme hatte glücklicherweise auch wirklich Berechtigung: Hochberg war, infolge mehrer untertags an ihn gelangter äußerst wichtiger Schreiben vollauf beschäftigt; indeß genügten einem Manne von seinem Scharfsinne ein paar Fragen, um zu erfahren, was er wissen wollte.

Er lud Hoffer ein, neben ihm Platz zu nehmen, auf einen Augenblick nur, wie er, sich mit überhäufter Arbeit entschuldigend, in freundlicher Weise, ja selbst in vertraulichem Tone sagte.

Nun, wie ſteht es, wie hat Sie der Staatskanzler empfangen und aufgenommen? fragte er dann raſch, nachdem ſich Hoffer ein wenig zögernd zur Seite des Schreibtiſches niedergelaſſen.

Gut, Herr Graf, entgegnete dieſer.

Ihre Miene aber zeugt nicht eben von Beruhigung.

Ich bin auch noch nicht ruhig, da Seine Excellenz — mein Vorleben noch nicht kennt.

Er befragte Sie alſo nicht darüber —

Doch, aber nur leichthin; hörte nur, daß ich Officier im kaiſerlichen Heere geweſen, und ſah nur, daß ich bei dieſer Kundgebung ſehr unruhig war.

Und dann?

Dann trug er mir auf, mich über meine Verhältniſſe ſchriftlich auszuſprechen und ihm dieſes Schriftſtück zugleich mit einem andern vorzulegen.

Mit welchem andern?

Der Staatskanzler führte das Geſpräch mit mir größtentheils franzöſiſch und beauftragte mich, wahrſcheinlich um meine Fähigkeit weiter zu prüfen, eine Abhandlung in franzöſiſcher Sprache zu ſchreiben.

Eine Abhandlung?

Einen Eſſai, wie er ſich ausdrückte.

Worüber?

Ueber — die Geſchichte unſrer Tage ....

Hochberg legte hier die Feder weg und faßte Hoffer etwas ſchärfer in's Auge. Er war ſtutzig geworden, beſonders durch die zunehmende Befangenheit des jungen Mannes, obgleich er dieſelbe theilweiſe ſeinen ſchlimmen Verhältniſſen zuzuſchreiben geneigt war.

Ueber die Geſchichte unſrer Tage ſollen Sie Ihre Anſichten niederlegen? ſagte er, eine prise de contenance nehmend, und ſetzte, dieſe Frage ſich ſelbſt beantwortend mit feinem Lächeln hinzu:

ich gratulire Ihnen schon heute; wem Kaunitz eine solche Aufgabe stellt, dem muthet er große Befähigung zu; ich bin überzeugt, Ihr Glück ist gemacht.

Hoffer athmete auf; diese Wendung gab ihm Besonnenheit, ja sogar wirkliches Vertrauen auf eine Aenderung seiner Lage.

Herr Graf nehmen also an, daß Seine Excellenz, falls mein Essai nicht blos als Beleg meiner Sprachkenntniß, sondern auch meiner politischen Bildung genügt, die gleichzeitige Darlegung meiner Verhältnisse mit günstigem Blicke betrachten werde?

Diese Frage, die keine Unwahrheit in sich schloß, verbunden mit einem eigenen Gedanken, befriedigte Hochberg vollständig, obschon er halb getäuscht war.

Sein eigener Gedanke bestand nämlich in der Ueberzeugung, daß Kaunitz diesen jungen Mann talentvoll befunden und bereits beschlossen habe, ihn zu verwenden; geschah dies aber, so hatte er, Hochberg, wie von uns früher schon argumentirt worden, bei seinem kühnen Spiele mit dem beinahe allmächtigen Premier oder vielmehr gegen ihn — einen Stein mehr im Bret.

Sie dürfen, sagte er jetzt auch ganz heiter, keinen Augenblick mehr zweifeln, daß Ihr Lebensschiff in gutem Fahrwasser treibt, und können sich ganz beruhigt an die Ihnen gestellte Doppelaufgabe machen. Noch einmal, ich gratulire Ihnen. Hat Seine Excellenz eine Frist anberaumt?

Nein, Herr Graf.

Sie werden gut thun, sich unverweilt daran zu machen; Kaunitz liebt das Schnellarbeiten.

Ich werde noch morgen damit beginnen.

Das unzweifelhaft günstige Resultat theilen Sie mir dann mit. Aber halt! Es wäre möglich, daß ich — wie lange dürften Sie sich mit diesen Elaboraten beschäftigen?

Etwa drei Tage —

Es wäre möglich, daß ich nach drei Tagen nicht mehr in Wien; für dieſen Fall machen Sie mir die Mittheilung ſchriftlich und adreſſiren Ihren Brief an mich nach Rom poſte reſtante.

Es wird geſchehen, Herr Graf.

Und nun — Glück auf! Sie entſchuldigen mich ſchon —

Um Entſchuldigung bitte ich, da ich geſtört. Herr Graf, meinen Dank!

Hochberg reichte dem ſich Empfehlenden in ganz herzlicher Weiſe die Hand mit den Worten: So etwas dankt ſich ſelbſt; nur Muth und Ausdauer! Adieu! . . .

— — —

Fünfzehntes Kapitel.

Der Abbé und die Inſtruction.

Hochberg, wieder allein, machte ſich von neuem an ſeine Arbeit, ward aber darin ſchon nach einer Viertelſtunde abermals aufgehalten.

Es ließ ſich ein Herr melden, dem er ſelbſt für den nächſten Tag einen Beſuch zugedacht hatte, der ihm alſo nur halb ungelegen kam. Dieſer Herr mußte für Hochberg eine Reſpectsperſon ſein, denn er ſtand raſch auf und ſchritt dem ſofort Eintretenden in ehrerbietiger Haltung entgegen, während Letztrer dieſes höfliche Entgegenkommen mit einem Ausdrucke von Wolwollen hinnahm, worin etwas lag, das wie Gewohnheit, mit Ehrfurcht empfangen zu werden, ja beinahe wie milde Herablaſſung ausſah.

Und doch hatte dieſen Herrn Hochbergs Bedienter nur einfach als Abbé gemeldet — Abbé Florian.

Es war derselbe ein Greis von siebenzig und einigen Jahren, aber von noch rührigem Wesen, das sich in seiner ziemlich festen Haltung, besonders jedoch in seinem Blicke aus schönen großen blauen Augen kundgab, denn dieser Blick zeugte von Geist und ungebrochener Willenskraft. Er mußte seinerzeit ein schöner Mann gewesen sein, wie man ihn denn jetzt einen schönen Greis nennen konnte: seine Gestalt, wenngleich nicht über Mittelgröße ragend, hatte, wie seine Miene, etwas Hohes, Gebieterisches und dabei jene Anmut, die nur langjähriger Verkehr mit der großen Welt oder die Abstammung aus dieser selbst verleiht, sowie man sich eine fremde Sprache nur durch langen Aufenthalt in der Heimat derselben so eigen macht, daß man für einen bezugsweise Nationalen gelten kann.

Ob nun dieser so edel und vornehm erscheinende Greis — vornehm trotz seiner einfachen schwarzen Bekleidung — von vornehmer Abkunft war oder nicht, blieb für alle Welt ein Geheimniß; gewiß war nur, daß er in den höchsten Kreisen Zutritt hatte und einer an Verehrung gränzenden Hochachtung genoß, besonders vonseite der Damen aus den hervorragendsten Adelsfamilien in der Hauptstadt sowol wie den Sommer über auf dem Lande, da er bald diesen bald jenen Cavalier durch seinen Besuch erfreute. Fast aller Sprachen des polyglotten Oesterreichs sowie der fremden mächtig und reich an Wissenschaft wie an praktischen Kenntnissen und nicht geizend mit seinem Geistesreichthum, dabei rücksichtvoll gegen Geistesarme und gewandt genug, die Kosten der Unterhaltung oft ganz allein zu tragen, ohne die Gesellschaft es fühlen zu lassen, konnte dieser Mann nicht anders als überall willkommen sein, wo man das Bedürfniß einer gutstilisirten Conversation, Sinn für etwas Besseres als nur für die Freuden der Tafel hatte.

Abbé Florian wohnte in Wien, in der inneren Stadt, schon seit vielen Jahren, sehr einfach, sehr bescheiden.

Von Zeit zu Zeit geſchah es, daß er auf Monate hin der großen Welt von Wien aus den Augen kam.

Wo befand er ſich in dieſer Zwiſchenzeit, womit füllte er ſolche Intervalle aus?

Dies wußte niemand.

Plötzlich verſchwand er, und ebenſo plötzlich war er wieder da und trat in ſeine Cirkel ſo unbefangen ein, als wäre er noch geſtern daſelbſt geweſen.

Niemals genirte man ihn deßhalb durch eine Frage; eine ſolche, das wußte man, hätte auch nichts genutzt, denn er wäre leicht darüber hinweggegangen und man würde nicht das Eigentliche herausbekommen haben.

Krank, ſoviel ſtand feſt, war er nie, obgleich er Badeorte zu beſuchen pflegte; ſein Ausſehen war, wiewol nichts weniger als üppig, immer das eines bejahrten Mannes, der die Geſetze der Natur gekannt und ihnen gemäß ſein ganzes Thun und Laſſen eingerichtet hatte.

Dieſer Art war Hochberg's jetziger Beſuch.

Sie ſaßen ſich in Fauteuils gegenüber.

Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, Herr Abbé, nahm Hochberg ſogleich mit ſehr beſcheidenem Ausdruck das Wort, da ich Sie mehrmals nicht zuhauſe fand und vor meiner Abreiſe noch Wichtiges mit Ihnen zu beſprechen habe.

Ich wäre, entgegnete der Abbé in ruhigem Tone, jedenfalls heute Abend hierher gekommen, da auch ich Beſonderes zu ſagen habe. Wann reiſen Sie ab?

Nach zwei — drei — vielleicht vier Tagen.

Nach Rom?

Nach Rom.

Es iſt gut, es iſt nothwendig.

Was haben Sie mir zu ſagen, Herr Abbé?

Ich werde Ihnen Papiere an unſern Ordensgeneral mitgeben, Papiere von der höchſten Wichtigkeit, deren ſichere Ueberwachung und pünctliche Beſorgung ich Ihnen nicht genug empfehlen kann.

Sie kennen meinen Eifer —

Dennoch! Es gilt Hohes; dieſe Papiere enthalten Mittheilungen, welche, zur Kenntniß des Staatskanzlers gebracht, uns Beide vernichten und der Geſellſchaft Jeſu einen tödtlichen Stoß verſetzen würden.

Ich bürge mit meiner Exiſtenz alſo für die Sicherheit Ihrer Papiere. Wann erhalte ich dieſelben?

Der Abbé zog ein mit dreifachem Siegel belegtes Packet aus der Taſche.

Hier ſind ſie, ſprach er mit tiefem Ernſte. Es finden ſich darin Copieen von vertrauten, zwiſchen dem öſterreichiſchen Staatskanzler und dem portugieſiſchen Miniſter gewechſelten, unſere Geſellſchaft betreffenden Briefen, und es gebietet unſere Pflicht der Selbſterhaltung, ſo ſchnell wie möglich zur Kenntniß des Ordensgenerals zu bringen, was Kaunitz und Carvalho über uns beſchloſſen haben. Ich behändige Ihnen hiermit dieſe hochwichtigen Documente; hüthen und beeilen Sie ſich, es gilt — unſere Exiſtenz, es gilt — eine Welt!

Hochberg nahm und barg das Packet in ſeiner Bruſttaſche und theilte dann ſeine letztre Unterredung mit Kaunitz ſowie ſein in Bezug darauf an den General der Jeſuiten, dem Staatskanzler noch vorzulegendes Schreiben mit.

Ihr Muth, dem nur Ihr Tact gleichkommt, ſagte der Abbé, iſt preiſenswerth, und Sie werden — fortuna audaces juvat — auch zum Ziele gelangen.

Werden wir uns, fragte er dann, vor Ihrer Abreiſe noch einmal verſammeln?

Es iſt unerläßlich, entgegnete Hochberg; ich habe ein Wort von Wichtigkeit zu ſprechen.

Auch ich, fiel der Abbé ein, will meine Stimme ertönen laſſen. Wann kommen wir zuſammen?

Nach meinem Abſchiedsbeſuche bei Kaunitz werde ich die Einladung ergehen laſſen, doch nur an — die Bedeutendſten; ich denke, übermorgen abends, hier.

Sind wir da noch ſicher?

Ich glaube, ja, obgleich Feldern mich warnte ....

Hier erhob ſich der Abbé und auch Hochberg.

Sie drückten ſich die Hände zum Abſchiede.

Ruhe und Vorſicht! mahnte der Greis, indem er der Thüre zuſchritt.

Hochberg folgte ihm mit den Worten:

Einfältig wie die Tauben und zugleich klug wie die Schlangen, aber nur — für den oberſten Zweck —

In majorem Dei gloriam, fügte der Abbé hinzu und — empfahl ſich.

Er hatte ſich kaum entfernt, als Czerny erſchien.

Hochberg empfing ihn nicht ſo gut gelaunt, wie er ihn geſtern entlaſſen hatte, doch immer mit guter Manier.

Er nahm ein ziemlich ſtarkes Portefeuille aus dem Secretär und reichte es Czerny.

Hier haben Sie, ſagte er, alles was Sie zur Reiſe nach Liſſabon benöthigen. Achten Sie wol auf die Briefe, um Ihrer ſelbſt wie um — unſerwillen! Gleich nach Ihrer erſten Präſentation ſchreiben Sie mir; hierher nicht, ſondern nach Rom poſte reſtante. Es wäre gut, wenn Sie die Reiſe noch morgen anträten.

Es ſoll geſchehen, Herr Graf, entgegnete Czerny ſich verneigend.

Sie laſſen ſich gut an, fuhr Hochberg fort, und Sie werden ſich auf ganz gutem Wege befinden, wenn Sie meiner Information getreulich folgen.

Sie wird mir eine angenehme Lectüre ſein.

Jedenfalls eine ſehr nützliche, weil ſehr nothwendige.

Eines fällt mir nicht ganz leicht —

Und das wäre?

Die Trennung von Ihnen, Herr Graf, dem ich ſoviel Dank —

Nichts von Dank, wenn ich bitten darf —

Dem ich — alſo einfach geſagt — ſoviel ſchuldig bin.

Der jedoch kein Gläubiger à la Jacques Levi iſt.

Eben deßhalb trenn' ich mich ſchwer von Ihnen; noblesse oblige, und mein Leichtſinn geht nicht ſoweit, zu verkennen, was wirkliche Nobleſſe.

Es freut mich und — wir werden uns immer verſtehen.

Wielang etwa dürfte dieſe Trennung währen?

Dies läßt ſich ſchwer beſtimmen; vielleicht nur ein halbes Jahr, wahrſcheinlich über ein Jahr, möglicherweiſe zwei, auch mehre Jahre.

Da werde ich mich ja ganz verportugieſiren.

Zumal, wenn Sie eine ſchöne Portugieſin feſſelt.

Darauf kann ich mich gefaßt machen, wie ich mich kenne, in Annahme natürlich, daß ich in ſolchen Feſſeln nicht gegen Ihre Inſtruction, Herr Graf, verſtoße.

Meine Inſtruction ſpricht ſich über dieſen Punct, wie Sie ſelbſt finden werden, ſo deutlich aus, daß Sie nicht fehlen können; es ſind darin nicht zu verkennende Gränzlinien gezogen zwiſchen Liebe und Galanterie, Intrigue und Liaiſon, und wie alle die Verkettungen der beiden Geſchlechter ſonſt noch heißen, die eigentliche — ausgenommen.

Sie meinen die eheliche Verbindung. —

Ja, dieſe meine ich.

Und von dieſer kann oder darf bei mir —

Vorläufig noch nicht die Rede ſein. Der Menſch wird zwar durch die Ehe ganz, da Mann und Weib zuſammen erſt einen Menſchen ausmachen; ich aber benöthige für dieſe Sendung nicht einen ganzen Menſchen, ſondern einen ganzen Mann, und ein verehelichter Mann iſt nur ein halber.

Ganz recht, Herr Graf; darum ſagt man auch — Ehehälfte.

Genug, lieber Freund. Halten Sie ſich genau an die Inſtruction, und Sie werden Ihren Weg machen.

Zunächſt mache ich mich auf den Weg, das Uebrige wird ſich finden.

Sie haben die Reiſe nicht eben im Fluge zu machen; doch iſt Ihr baldiges Eintreffen in Liſſabon wünſchenswerth; alſo — Eile mit Weile. Und nun — auf Wiederſehen!

Czerny umfaßte die ihm gereichte Hand mit beiden Händen und ſprach mit wirklich gefühltem Ausdrucke:

Herr Graf, ich bin Ihnen ſoviel — ſchuldig, daß ich Alles aufbieten werde, der ganze Mann zu ſein, welchen Sie brauchen.

Damit verließ er Hochberg, der ſich ſofort wieder an die vielfach unterbrochene Arbeit machte, die ihn nunmehr ohne weitere Störung bis über Mitternacht hinaus beſchäftigte. — — —

Wir haben unſrem Exhauptmann Czerny, der am Morgen des nächſtfolgenden Tages mit Extrapoſt aus Wien hinaus ſeiner dermaligen Beſtimmung entgegenfuhr, eine Bemerkung zu widmen, oder vielmehr über ihn ein Wort an unſere Leſer zu richten, deſſen Berechtigung in der Nothwendigkeit der gegenſeitigen Verſtändigung: wir haben uns über das Weſen dieſes Mannes zu verſtändigen, und dies wird nur dadurch ermöglicht, daß wir die

Menſchennatur im allgemeinen einer zwar kurzen aber ſcharfeingehenden Kritik unterziehen.

Wir leben jetzt in einer Zeit der Thatſächlichkeit, der Realität, und ſelbſt die Kunſt von heute vermeidet den abgenutzten Weg des Althergebrachten, der falſchen Idealität, und ſtrebt, ſtatt wie bislang dem Conventionellen, dem — Realen zu.

Realismus iſt Wahrheit.

Es hat, vor Jahrhunderten bereits, Männer gegeben, welche den Realismus — Wirklichkeit, Naturwahrheit — als höchſtes Princip für alle Schöpfungen des Menſchengeiſtes, ſelbſt für die erſte aller Künſte, für die Dichtkunſt, die Kunſt des Wortes — für die erſte aller Künſte, ſagen wir, denn „im Anfang war das Wort“ — erkannt und in ihren Werken zur Geltung gebracht haben.

Vor Allen — Shakſpere!

Die von dieſem großen Dichter in's Kunſtleben gerufenen Perſonen, die geſchichtlichen ſowol wie die erfundenen, ſind nicht incarnirte Begriffe, nicht hohle Gebilde der falſchen Idealität im Guten oder Schlechten, nicht abſolute Engel oder Teufel, ſondern eben Menſchen, eben nur Träger jenes der menſchlichen Natur angeſtammten Doppelweſens, des Dualismus, zu Deutſch der Erbſünde, des ſteten Kampfes nämlich zwiſchen Erkennen und Begehren.

Wenn ein ideal ſchlechter Charakter, wie zum Beiſpiel Franz Moor, unſere Seele nur mit Grauen und Abſcheu erfüllt und keinen Funken Theilnahme in ihr aufkommen läßt, ſo weiß uns Shakſpere ſelbſt noch für eine Lady Macbeth, ja ſogar für einen Richard III. zu intereſſiren.

Und worin liegt dieſes unabweisliche Intereſſe?

In der Auffaſſung und Durchführung des Menſchlichen, in der realen — ſtatt idealen — Behandlung der Menſchennatur, die wol zeitweiſe dämoniſch auftreten, aber niemals

ganz verworfen, nimmermehr diaboliſch ſein kann, ebenſowenig als ein edler Charakter ſich zum puren Geiſte, bis zum Engel aufzuſchwingen vermag: das Haupt des ſchlechteſten Menſchen iſt noch himmelwärts gerichtet, und der beſte Menſch gleicht noch immer der Lerche, die nach ihrem Auffluge in den Aether wieder herab muß auf — die Scholle.

Soviel oder eigentlich ſowenig über Menſchheit im allgemeinen, und das zur Verſtändigung nothwendige Wort über Czerny insbeſondere.

Hat die Handelsweiſe dieſes Mannes uns gleich im Beginne und auch noch im nächſten Verlaufe der erzählten Begebenheiten Scheu oder ſogar Abſcheu eingeflößt, ſo glauben wir nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er ſpäterhin ein gewiſſes Intereſſe erregt und dasſelbe bis zu dieſem Augenblicke feſtgehalten habe.

Fragen wir uns nun nach der Urſache dieſer veränderten oder doch momentan gemilderten Stimmung ihm gegenüber, ſo werden wir die Antwort eben in dem vorher Bemerkten finden, wennnicht die Leſer ſelbſt vielleicht eine noch genügendere Deutung dieſes ſcheinbaren Widerſpruches wiſſen. —

Vorläufig folgen wir ihm nur eine kurze Strecke über das Weichbild der Haupt- und Reſidenzſtadt Oeſterreichs hinaus, um den Inhalt des von Hochberg ihm gegebenen Portefeuilles kennen zu lernen.

Czerny öffnete dasſelbe erſt, nachdem er die Barriere paſſirt hatte.

Es enthielt zwei in Papier eingeſchlagene unverſiegelte Packete.

In dem einen befanden ſich geſiegelte Briefe, in dem anderen einige Goldrollen und die gewiſſe Inſtruction.

Die Briefe waren adreſſirt an: den Herzog Aveiro, an den Marquis von Tavora, ferner an Gabriel Malagrida,

Alexander von Souza und Johann von Matos, dieſe Drei mit der einfachen Titulatur „aus der Geſellſchaft Jeſu," und endlich ein Brief an das Liſſaboner Handelshaus Perez, von welchem Czerny mitrecht annahm, daß es ein Creditbrief für ihn ſelbſt.

Nachdem er ſämmtliche Briefe wieder gehörig eingeſchlagen und die Goldrollen unterſucht hatte — eine Unterſuchung, die zu ſeiner vollen Zufriedenheit führte —, machte er ſich ganz bequem an die Leſung der ihm von dem Conte di terra firma ertheilten

Inſtruction:

„Die Geſellſchaft, in welche Sie, ohne dieſelbe zu kennen, im Vertrauen auf mich eingetreten, iſt die Geſellſchaft Jeſu.

Wasimmer Sie vom Orden der Jeſuiten gehört oder geleſen haben mögen, dürfte, mehr oder weniger, falſch ſein, wie es die Ihnen bekannten Monita secreta ganz gewiß ſind.

Sie ſind, ſagte ich, in dieſe Geſellſchaft, welcher ich ſelbſt anzugehören das Glück und die Ehre habe, im Vertrauen auf mich eingetreten; aber ich hätte ſagen ſollen, daß Sie erſt im Begriffe, derſelben beizutreten. Es kann und ſoll in einer ſo ernſten, hochwichtigen, für Ihre ganze Zukunft entſcheidenden Angelegenheit ebenſowenig von moraliſchem als von fiſiſchem Zwang die Rede ſein; Sie ſind, indem Sie dies leſen und beherzigen, noch völlig freier Herr Ihres Willens; Sie ſind es noch, obgleich Ihnen vonſeite des Ordens durch mich die Freundeshand gereicht worden, um Sie einer peinlichen Situation zu entziehen; Sie ſind noch durch nichts gebunden und können jetzt noch zurücktreten: jetzt noch, ſage ich, weil Sie, nach wirklich erfolgtem, aus Ihrer freien Ueberzeugung

und Willensäußerung hervorgegangenen Beitritte — der in einer von Lissabon aus an mich gerichteten schriftlichen Erklärung zu bestehen hätte — nicht mehr aus dieser Gesellschaft scheiden können.

Sie sind augenblicks noch frei. Wollen Sie nicht beitreten, so senden Sie oder bringen mir innerhalb dreier Tage von heute ab die Ihnen hiermit anvertrauten Briefe zurück; das Geld mögen Sie in diesem Falle behalten, es wird davon sowie von der in Prag für Sie verwendeten Summe niemals die Rede sein.

Wasimmer nun Sie hierin beschließen, ob Sie der Gesellschaft beitreten mögen oder nicht, gebe ich Ihnen jetzt die nöthige Erläuterung und die Ihre persönliche Thätigkeit betreffende Weisung, einen Mißbrauch Ihrerseit in keiner Art befürchtend, da in solchem Falle nicht wir sondern Sie Alles zu befürchten hätten . . . .

Das vom Stifter des Jesuitenordens aufgestellte oberste Princip desselben ist: Allgemeine Verbreitung in der menschlichen Gesellschaft bei möglichst festem inneren Zusammenhang als Orden.

Nach diesem Hauptgrundsatze der die Gesellschaft Jesu leitenden Verfassung theilt sich dieselbe in mehre Classen.

Die Novizen, welche aus den talentvollsten, wolgebildetsten Jünglingen und Männern ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse gewählt und durch zwei Jahre in den Noviziathäusern in Selbstverleugnung und Gehorsam geübt und geprüft werden, gehören noch nicht zu den wirklichen Gliedern der Gesellschaft.

Die geringsten der wirklichen Glieder sind die weltlichen Mitarbeiter (Coadjutoren), welche das Klostergelübde nicht abzulegen haben und jeden Augenblick entlassen werden

können. Diese dienen dem Orden theils als Verbündete, theils als Untergebene und Gehilfen der Glieder höheren Grades. Obgleich aber diese weltlichen Mitarbeiter die geringsten Glieder des Ordens sind, so haben es doch viele Personen von vornehmer Abkunft, Staatsbeamte, hohe Militärs, sowie Männer und Frauen von Rang und mächtigem Einfluß, ja sogar Ludwig XIV. von Frankreich als eine Auszeichnung betrachtet und sich zur Ehre gerechnet, in diesen Grad aufgenommen zu werden.

Höher stehen die Scholastiker oder Schüler und die geistlichen Coadjutoren, welche gelehrt sein müssen, das feierliche Klostergelübde abzulegen und sich zum Unterricht der Jugend zu verpflichten haben. Diese dienen dem Orden als Professoren, Lehrer, Rectoren, Prediger, Erzieher, Familiengewissensräthe und als Gehilfen bei den Missionen.

Die oberste Rangstufe des Ordens nehmen die Professen ein, wozu nur die erfahrungreichsten Glieder desselben erhoben werden, Männer, deren Weltklugheit, Energie und Hingebung an den Orden sich bereits auf eminente Weise bethätigt haben. Diese legen Profeß ab dahin, neben den Klostergelübden sich noch zur Uebernahme von Missionen aller Art verwenden zu lassen; sie dienen — außerhalb der Profeßhäuser — als Missionäre unter Heiden und Ketzern, als Regenten der überseeischen Colonieen, als Beichtiger der Fürsten und als Residenten an Orten, wo die Gesellschaft noch keine Collegien hat, sind jedoch zum Jugendunterrichte nicht verpflichtet. Bei der Wahl des Ordensgenerals haben nur die Professen Stimmrecht; der zu wählende General muß selbst Profeß gewesen sein, und er wählt dann aus ihnen die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren.

Der General wird auf Lebenszeit gewählt.

Er hat seinen Wohnsitz in Rom, wo ihm ein Admonitor und fünf Assistenten (Räthe) zur Seite stehen, welche sozusagen die fünf Hauptnationen — die Deutschen, Franzosen, Italiener, Spanier und Portugiesen — repräsentiren. Er empfängt durch Berichte von den Provinzialen monatlich und von den Superioren der Profeßhäuser vierteljährig sowie gelegentlich von den Rectoren der Collegien und von den Noviziatmeistern Kunde über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politische Ereignisse sowie über Charakter, Talent und Verdienste einzelner Ordensglieder; wonach er verordnet, was zu thun und zu lassen, oder wie ein bewährtes Individuum zu verwenden sei.

Alle Ordensglieder ohne Ausnahme gehorchen dem General blindlings; gegen seine Befehle gibt es keine Appellation, ja er kann sogar Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Untersuchung ausstoßen oder in's Exil schicken, und Strafen verhängen oder erlassen, wie es ihm gut dünkt . . . .

Soviel — für den Augenblick — über die Gesellschaft, welcher Sie, falls es Ihr Wille, als weltlicher Mitarbeiter anzugehören die Ehre haben werden.

Ist es Ihr freier Wille, dann haben Sie zunächst in Lissabon eine Aufgabe, welche Klugheit, Tact, gute Lebensart und unverbrüchliche Hingebung erfordert. Halten Sie sich zunächst an P. Malagrida. Dieser ebenso geistig ausgezeichnete als fromme Mann, früher Beichtiger des Königs von Portugal, ist Profeß; er kann und wird Sie nach Ihrer Befähigung und Ergebenheit, soweit es ihm gut dünkt, über die Zwecke und Mittel des Ordens belehren und auf dem von Ihnen einzuschlagenden Wege leiten.

Um die große Welt von Lissabon, die Strebungen des Hofes und der Machthaber daselbst so rasch und genau wie möglich kennen und benutzen zu lernen, müssen Sie nach der

Gunst der Marquise von Tavora trachten, und ihr Gatte selbst wird es sein, der, aus Rücksicht für den Orden, dem er viel zu danken hat und die Erfüllung seiner höchsten Wünsche zu verdanken haben dürfte, Sie bei ihr introduciren wird.

Dies ist alles, was ich Ihnen vorderhand zu sagen habe."

— Auf Czerny brachte der Inhalt dieser Information eine zwar gemischte, im ganzen aber befriedigende Wirkung hervor.

Die Gewißheit, mit welcher Gesellschaft er es nun zu thun hatte, berührte ihn — den Libertin und Freigeist — nicht eben angenehm; doch schwächte Hochberg's spätere Versicherung, daß ihn selbst der überfromme P. Malagrida nicht zum Betbruder werde machen wollen, diesen peinlichen Eindruck wieder ab.

Der Gedanke an den Zweck und die Mittel des Jesuitismus genirte ihn umso weniger, als er nichts davon verstand und bei seinem eigenen Thun und Lassen in der Wahl der Mittel niemals scrupulös zuwerkeging.

Am meisten genirte ihn die Vorstellung, sich in der großen feinen Welt bewegen zu sollen, da ihm aller Formenzwang zuwider und gänzliche Ungebundenheit, um nicht zu sagen Zügellosigkeit, zur anderen Natur geworden war.

Den Ausschlag zugunsten des ihm durch Hochberg gestellten Anerbietens gab seine Ueberzeugtheit, hierin mit einem „noblen Mann" zu verkehren; er hatte den Beweis von Hochberg's „obligirender Noblesse" in Händen, denn Zahlen beweisen immer.

Was übrigens könntest du anfangen — sagte er sich schließlich — da du nichts fortsetzen kannst; wieder in's Militär eintreten? Als Gemeiner! Das geht nicht. Einen Civildienst suchen? Am Schreibtisch einer Kanzlei wärst du innerhalb vierundzwanzig Stunden ein Kind des Todes — aus Langweile oder durch Starrkrampf. Allerdings hättest du jetzt durch des Grafen wahrhaft noble Großmut die Mittel in der Hand, irgendein Geschäft in

Angriff zu nehmen, das seinen Mann nähren dürfte; aber ein Geschäft! Dazu hast du nicht das Zeug, kennst ja „Soll und Haben“ nur von deinen Schulden aus. Alles in Allem genommen, ist der Aufenthalt in einem Lissaboner Palais jenem im Schuldthurm vorzuziehen, und somit erklärst du dich von der Hauptstadt Portugals aus in einem Schreiben an den Grafen Montalto mit seinem Anerbieten einverstanden und — flanirst als weltlicher Coadjutor des Jesuitenordens . . . .

Wir überlassen nun vorderhand die Postchaise, welche, wie Cäsars Schifflein, ihn und sein Glück dahintrug, ihrem Laufe und kehren nach der Stadt Wien zurück, wo manches ganz Eigenthümliche unser harrt . . . .

Sechszehntes Kapitel.

Eine Jesuiten-Conferenz.

Am Tage nach Czerny's Abreise begab sich Hochberg zu Kaunitz und legte ihm sein an den Ordensgeneral gerichtetes Schreiben, besser gesagt, das Elaborat vor, welches die beiderseitigen, zu einer Vereinbarung führenden Concessionen zum Gegenstande hatte.

Der Staatskanzler überflog es mit geübtem Blicke und nickte während des Lesens ein paarmal beifällig.

Hochberg lächelte nach innen.

Es ist, sagte Kaunitz, das Schriftstück vor sich hinlegend, im ganzen annehmbar, in einigen Puncten abzuändern, was ich selbst thun werde. Sie können es noch morgen um diese Stunde hier abholen.

Befehlen Euere Excellenz, daß ich dann sofort auf den Weg mich mache?

Ja, nach Rom. Die Abänderungen, die ich an Ihrem Concepte vornehmen will, werden für Sie die Instruction sein, an welche Sie sich genau zu halten haben; es gilt hier äußerste Pünctlichkeit, auch ist keine Zeit zu versäumen, da der Papst sehr leidend und bei seinem Alter von dreiundachtzig Jahren kaum anzunehmen ist, daß seinem nunmehrigen Leiden etwas Anderes als der Tod ein Ende machen werde. Es muß auf das Conclave rechtzeitig eingewirkt werden. Benedict XIV. ist wahrhaft fromm und, in seiner Weise, auch aufgeklärt und tolerant; doch passen seine Ansichten nicht zum Geiste der Zeit, er hat sich überlebt. Meinen Reformen ist er abhold, und es gilt nun, ihn dafür, solang er noch zugängig, günstig zu stimmen. Dies wird also die nächste Aufgabe des Jesuitengenerals sein, sofern er von meiner Seite noch etwas für seinen Orden hofft; die zweite, noch wichtigere Aufgabe für ihn und demnach auch für Sie, Hochberg, ist — zu erfahren, welcher von den Cardinälen im Falle des Ablebens Seiner Heiligkeit auf die meisten Stimmen zu rechnen haben dürfte. Ich erwarte Ihren Bericht in möglichst kurzer Zeit ....

Damit entließ Kaunitz seinen Agenten, und dieser entfernte sich in bester Stimmung.

Zu zögern war nun nicht weiter; Hochberg erließ seine Einladung an die bedeutendsten der weltlichen Mitarbeiter Wiens noch für denselben Abend.

Diese, zwanzig an der Zahl, worunter sich — mit Ausnahme von Denis, Mastalier und Metastasio — die Herren vom ersten Versammlungabende befanden, erschienen pünctlich zu der ihnen vom „Grafen Montalto" bezeichneten Stunde — Neun Uhr — im Hotel zum römischen Kaiser, nur daß sie hierbei keiner Wagen sich bedienten oder wenigstens nicht am Gasthofe selbst

ausſtiegen, und die weitere Vorſicht gebrauchten, in Pauſen von mehren Minuten nacheinander einzutreten.

Der greiſe Abbé Florian erſchien zuletzt.

Die Verſammelten begrüßten ihn ehrfurchtvoll, und Hochberg wies ihm einen Sitz an der Hauptwand des Salons an, um welchen die übrigen Sitze einen Halbkreis bildeten.

Dieſer Platz gebührte auch dem Abbé, da er nicht nur Alterspräſident, ſondern auch der bedeutendſte Profeß der hier vereinigten Jeſuiten war; der bedeutendſte, ſagen wir, da außer ihm noch zwei Profeſſen in dieſer Verſammlung ſich befanden, während alle Uebrigen, worunter einige Cavaliere und Staatsbeamte, zum Grade der Coadjutoren zählten, von denen wieder Hochberg (Montalto-Thorſting) ſeinerſeit der hervorragendſte, weil vom Ordensgeneral bevorzugteſte, den Profeſſen faſt ganz gleich geachtete — weltliche Mitarbeiter war.

Nachdem ſich der Abbé zwiſchen den zwei anderen Profeſſen niedergelaſſen hatte, nahmen auch die Uebrigen ihre Plätze nach Willkür ein, nur daß hierbei Hochberg im Mittelpuncte des Halbkreiſes, alſo den Profeſſen gerade gegenüber zu ſitzen kam.

So war es auch Hochberg jetzt, der, von Abbé Florian durch eine milde Handbewegung aufgefordert, ſich unverweilt alſo vernehmen ließ:

Ehrwürdige Brüder! Dieſe Zuſammenkunft iſt die letzte bis zu meiner Rückkehr aus Rom, wohin ich noch morgen die Reiſe anzutreten habe. Mich ruft die Stimme des Ordensgenerals, dieſe mächtige, den weiten Erdball übertönende Stimme. Meine derzeitige Miſſion in Oeſterreichs Hauptſtadt iſt vollendet und zwar, ich darf es ſagen, dank der mir gewordenen höheren Inſpiration, mit Glück.

Ihr, meine Brüder in Jeſu, kennt die vom Staatskanzler Kaunitz eingeführten und beabſichtigten Reformen.

Es sind dieselben nicht zu unterschätzen, sie sind in der That erheblich, von nicht zu verkennender Wichtigkeit; doch reicht ihre Bedeutung nicht zur Höhe dessen, was wir dagegen empfangen: es wird uns für die Billigung und Unterstützung dieser Reformen beim päpstlichen Stuhle — Reformen, die eigentlich nur den Clerus, den Stand der Kirche, ihr Personal- und Realverhältniß zum Staate berühren, nichts mit der Religion selbst, nichts mit dem Geiste zu thun haben —, es wird uns für diese Intervention das Höchste geboten, was wir im Augenblicke anstreben können, die Zusicherung nämlich unsers Ordensbestandes in den gesammten Landen der Kaiserin-Königin Maria Theresia ....

Hier verneigte und ließ sich Hochberg wieder ruhig nieder, während ein Beifallsmurmeln durch die Versammlung ging.

Nun richtete Abbé Florian sein auf die Brust gesenktes Haupt empor und nahm, ohne aufzustehen, unter lautloser Stille der Versammelten das Wort mit fester Stimme und in ernstem, ja feierlichem Tone, der im Laufe seiner Rede wie tiefer Orgelklang oder Posaunenschall die Luft erdröhnen machte, indem er also sprach:

Religion ist das Erhabenste und zugleich Schönste, was die Menschheit besitzt; sie ist, wie die Poesie, eine zweite Welt in dieser, ein vom Ewigen ausgehendes und im Ewigen verfließendes Leben des Zeitlichen. Wenn etwas berechtigt genannt werden kann, die Menschen zu beherrschen, so ist es — die Religion, und nur durch Religion wird ermöglicht werden, was man unter dem tausendjährigen Reiche des Friedens begreift. Dieses tausendjährige Reich muß und wird sich begründen, und diesem vorzuarbeiten, ist unsere große Aufgabe, deren Lösung aber Martirthum mit sich führt. Dieses über Alles herrliche Reich der Zukunft wird nicht, wie unsere Feinde, die verblendeten Gegner der erleuchteten Jesuiten, glauben, Hierarchie, nicht

Prieſterherrſchaft, ſondern Religionherrſchaft ſein, was zu unterſcheiden der gewöhnliche Menſch weder Luſt noch Urtheil hat; Religion wird herrſchen, nachdem alle denkbaren Regierungformen ſich werden gefolgt und abgenutzt haben; Religion wird das letzte und zugleich rettende Labſal des nach Wahrheit lechzenden Menſchengeiſtes ſein und er wird ſich aus tauſendjährigem Siechthum erheben, geneſen und mit verjüngter Kraft auf den Trümmern ſeiner früheren Irrthümer ſich einen Wohnſitz bauen, frei auf allen Seiten und durchſichtig wie das Haus des gerechten Ariſtides.

Das wird die Zukunft der Menſchheit ſein.

Was uns betrifft, uns, die Schüler Loyola's, die Glieder der Geſellſchaft Jeſu, ſo gehört uns nicht ſowol die Gegenwart als wir der Gegenwart und, durch dieſe, der Zukunft gehören.

Wir haben die ganze Laſt einer Uebergangsperiode zu tragen, wir haben das Materiale zu ſammeln zum Aufbaue des Zukunft-Gotteshauſes.

Was die Freimaurer für das Privatleben, das ſind die Jeſuiten für das Geſammtdaſein der Menſchheit.

Wir — wir müſſen arbeiten! Wir ſind nicht ſo glücklich, nur Prediger, Miſſionäre und Martirer zu ſein, wir haben, um der Zukunft in die Hand zu arbeiten, es leider auch mit den weltlichen Angelegenheiten zu thun; wir müſſen, um den Indifferentismus zu bekämpfen, und um das zu wahren, was uns als das Höchſte gilt, das religiöſe Element auch zu einem entſchiedenen, ja zum weſentlichſten Beſtandtheil der Politik zu machen ſtreben, und wir müſſen, um dies ſo zu geſtalten, an Höfen und Cabineten Zutritt erobern und bei den Großen und Kleinen, in der hohen Ariſtokratie wie in den unterſten Schichten des Volkes uns Simpathien zu erwecken ſuchen.

Die unſrem Ordenskörper bereits vor einem Jahrhundert

durch Pascal's Lettres provinciales geſchlagenen, für unheilbar gehaltenen Wunden — ſind — ſo kräftig war und iſt dieſer Körper — geheilt, und er wird beſtehen bis zum Ende aller Dinge. Dieſe Welt wird ihn nicht zerſtören, denn ihn erhält, was nicht von dieſer Welt iſt, der Geiſt!

Aber zeitweilig wird die unvergängliche Geſellſchaft Jeſu zu leiden haben, wie ſie durch Innocenz IX. und durch Andere ſchon gelitten, und eben jetzt bereitet ſich ihr in Portugal etwas vor, das Unheil bringen kann.

Dies alles ſind nur Einbrüche von Sproſſen der Leiter, von Stufen der Treppe, auf welcher die Jeſuiten emporzuklimmen berufen ſind, empor bis zum Puncte allbeherrſchender Weltanſchauung; brechen einzelne Sproſſen und Stufen, ſo macht man eben einen großen Schritt über die gebrochenen, um den Verluſt von Raum und Zeit einzuholen.

In kurzem — Alles deutet darauf hin — werden furchtbare Ereigniſſe ſtattfinden, beſonders in Frankreich; es wird zu Umwälzungen kommen, und auch unſeren Orden wird man verfolgen.

Doch ſeid getroſt, denn, noch einmal geſagt, er iſt unzerſtörbar; die Landkarte kann und wird verändert, Reiche können und werden vertilgt, Throne gebrochen oder tief erſchüttert werden, aber der Orden der Jeſuiten nun und nimmer, denn ſein Reich iſt — nicht von dieſer Welt! . . .

Hier verſtummte der Greis, ſein Haupt ſenkte ſich wieder auf die Bruſt, über welcher er die Arme kreuzte.

Es herrſchte eine Minute lang tiefes Schweigen im Saale; die Mienen der Verſammelten zeugten von ernſter, feierlicher Stimmung.

Dies bekundete auch der Ton, in welchem jetzt ein Dritter das Wort nahm, der zur Rechten des Abbé ſitzende Profeß, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, hoher hagerer Geſtalt, ener-

giſchem Weſen, in einfacher ſchwarzer Civilkleidung, deren ſich auch die geiſtlichen Glieder der Geſellſchaft Jeſu, zu denen er gehörte, bedienen durften.

Dieſer nahm nun, gleichfalls ohne ſich zu erheben, das Wort und ſprach:

Der von vielen Seiten her unſrem Orden gemachte Vorwurf, daß derſelbe ſich zuſehr in Politik einlaſſe, daß er überhaupt dem Weltlichen näher ſtehe als dem Reinreligiöſen — ein Vorwurf, der immer gemacht werden wird — erfordert von unſrer Seite Beachtung, wiewenig Berechtigung er auch haben mag.

Dieſer Vorwurf iſt, im ganzen, ein ungerechter.

Die Ordensgenerale erließen alle bei ihrem Amtsantritte die gemeſſenſten Beſtimmungen an die Beichtväter der Potentaten und verhielten die Provinzialen, darüber zu wachen, daß dieſe Beichtiger ſich nicht in weltliche Angelegenheiten miſchten.

Es war und iſt aber nicht immer zu vermeiden. Es iſt nicht nur nicht zu vermeiden, es wird, nach meiner Ueberzeugung, bisweilen ſogar des Beichtigers Pflicht; er iſt verpflichtet als Prieſter, dem Beichtkinde ſein Ohr zu leihen, ſeinen Rath zu ertheilen, ob dieſes Beichtkind nun ein Bettler oder ein König. Uebrigens können ſelbſt die heftigſten Gegner unſres Ordens die Thatſache nicht in Abrede ſtellen, daß die Thätigkeit der Beichtväter von Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. eine ſegensreiche geweſen.

Man geht ſoweit, uns vorzuwerfen, daß wir Tirannenmord predigen. Nicht ein Jeſuit, ſondern ein Doctor der Pariſer Univerſität, Johann Petit, war es, der, bereits hundert ſechsundzwanzig Jahre vor Begründung des Jeſuitenordens, ohne alle Einſchränkung die Rechtmäßigkeit des Tirannenmordes behauptete, welcher verderblichen Lehre ſogar der berühmte engliſche Dichter Milton, der gefeierte Sänger des „verlornen Paradieſes“ und

bedeutende Gelehrte aus den Proteſtanten beitraten; und gerade die Jeſuiten waren es, welche dieſe heilloſe Lehre bekämpften, wie es ſchon Loyola's gelehrter Gefährte Salmeron gethan, indem er ausdrücklich ſagte: „Niemand iſt befugt, einen Fürſten, habe er ſich auch der Herrſchaft gewaltſam bemächtigt, zu ermorden, beſonders wenn er einmal im anerkannten Beſitz derſelben iſt.“ Von allen Jeſuiten ließ es nur der ſpaniſche Geſchichtſchreiber Mariana ſich beikommen, in ſeinem Werke „De rege et regis institutione“ die Lehre vom erlaubten Tirannenmord — unter gewiſſen Einſchränkungen — aufzuſtellen, und nur zwölf Jeſuiten überhaupt haben ſich mit Unterſuchung dieſer Frage befaßt, ohne für ſie zu ſtimmen; während der große Spanier Molina ſich auf's kräftigſte dagegen ausſprach, indem er ſagte: „Ein Regent, ſei er auch ein Tirann, iſt und bleibt dennoch die geſetzmäßige höchſte Obrigkeit, ſelbſt wenn er die Kirche verfolgte und die Chriſten zum Religionabfall zwingen wollte.“

Ich beſpreche dies hier, meine Brüder in Jeſu, um auf die Nothwendigkeit der äußerſten Vorſicht in Wort und Schrift von unſrer Seite hinzuweiſen, denn Ihr ſeht, wiewenig der gegen uns gerichtete Haß ſelbſt die unumſtößliche geſchichtliche Wahrheit reſpectirt. Es iſt der Welt von heute mit unſrer Verfolgung ſo Ernſt, daß ſie nichteinmal Scheu hat, ſich lächerlich zu machen; denn lächerlich iſt es, Tendenzen uns zu imputiren, in denen kein Verſtand: Tirannen braucht man nicht zu ermorden, ſie morden ſich ſelbſt, indem ſie ſich unmöglich machen, gleichwie Völker ſich ſelbſt gemordet haben und noch morden werden, indem ſie ihre ſtattliche Exiſtenz ſelbſt abſchwächen oder ſich darin unzeitig überſtürzen.

Wir, die Jeſuiten, haben ein höheres Ziel im Auge.

Auf dem Wege dahin haben wir es mit Fürſten und Völkern gleichmäßig zu thun und, was wir anſtreben, iſt nur das Heil Beider, wiewenig Beide dieſes Streben auch immer verſtehen oder

anerkennen mögen. Die Menſchheit iſt ein Kind, ein krankes Kind, und ſein Arzt, der Jeſuitismus, hat mit ihm zu verfahren, wie man eben mit einem Kinde verfahren muß: die heilende Arzenei ſchmeckt bitter, man hat ſie entweder zu verſüßen oder mit ſanfter Gewalt einzuflößen.

Dies laſſet uns überall und immer beachten!

— Nach kurzem allgemeinen Schweigen ergriff der dritte, zur Linken des Abbé ſitzende Profeß das Wort.

Es war dies ein noch junger Mann von kaum völlig dreißig Jahren, deſſen äußerſt intelligenter Phyſiognomie man es jedoch ſozuſagen abſah, daß er ungeachtet ſeiner Jugend dem Orden der Jeſuiten, wie es ſich in Wahrheit auch verhielt, bereits ſehr weſentliche Dienſte geleiſtet; eigentlich, dem kleinen und ſchmächtigen Körper nach, ein Männchen, das in ſeiner gleichfalls ſchwarzen Civilbekleidung ſogar etwas Stutzerhaftes, nämlich außerordentlich feinen Batiſt und prachtvolle Spitzen an Jabot und Manchetten, zur Schau trug.

Dieſes Männchen nun, deſſen Stimme durch hohe Lage und weichen Ton mit der Zartheit ſeines Körpers vollſtändig harmonirte, während ſein aus tiefliegenden geiſtvollen Augen blitzähnlich zuckender Blick damit auf's grellſte contraſtirte, ließ ſich jetzt alſo vernehmen:

Unſer gefährlichſter Gegner, meine verehrten Brüder, iſt nicht in den Reihen der Intelligenz zu ſuchen, iſt nicht der Geiſt der Zeit, iſt nicht der Verſtand, ſondern die Dummheit der Welt; aber wieder nicht die Dummheit des Volkes — denn das Volk iſt weniger dumm als ununterrichtet und iſt noch gläubig —, ſondern die Dummheit der Halbgebildeten, die dumme Anmaßung dieſer ungeheueren Ueberzahl der Seichtköpfe, deren ganze Gehirnfüllung in einigen Schlagwörtern beſteht, womit ſie in ihrer Halbblindheit auf's gerathewol nach rechts oder links hinſchlagen

und den Nagel auf den Kopf zu treffen vermeinen. Dieſe Schwätzer ſchaden, wie allem Bedeutenden, ſei es in Kunſt, in Wiſſenſchaft, ja ſelbſt in der Natur, auch uns; denn jeder Schwätzer ſucht ſich und findet nachgerade überall eine Maſſe Ohren, die an ebenſo leeren Köpfen ſitzen, und füllen dieſe mit dem Ueberfluſſe ihrer Albernheit: das hohle Geſchwätz der Halbgebildeten, die weithintönende Stimme der Dummheit hat dem Jeſuitismus mehr geſchadet als ſelbſt das Anathema Innocenz' IX. gegen gewiſſe Sätze jeſuitiſcher Caſuiſten, und es iſt uns heute noch gefährlicher als ſogar der Haß eines Machthabers wie Kaunitz, denn Haß involvirt den Begriff von Achtung, und mit dem Geiſte kann der Geiſt, mit der Staatsweisheit die Staatsklugheit, mit dem Skepticismus die Filoſofie oder der Glaube verkehren und ſich allmälig verſtändigen, jedenfalls weiß man, den Verſtändigen und wirklich Gebildeten gegenüber, woran man iſt, woran man ſich zu halten hat, während die Dummheit ein mit Schilf oder andrem Grün bedeckter Moorgrund iſt, wo man nicht feſten Fuß faſſen — wol aber bei weiterem Beſchreiten einſinken und erſticken kann.

Der hochwürdige Herr Prälat, mein Vorredner, hat die Menſchheit — ein Kind genannt, ein krankes Kind, und als des Kindes Arzt den Jeſuitismus bezeichnet. Ein wahres Wort! Ich füge dieſem treffenden Gleichniſſe hinzu: Die Wärterin dieſes kranken Kindes iſt die Dummheit, die dem Kleinen im Denken und Sprechen hinderlich wird; im Denken durch die eigene Gedankenloſigkeit, im Sprechen durch immerwährendes Dahlen, weil es eben Sache der Dummheit iſt, anzunehmen, daß ſie dahlend dem Kinde ſich deutlicher mache als ſprechend.

Sprechen wir alſo, meine Brüder, zu dem Kinde Menſchheit, damit es ſprechen —, geben wir ihm Gedanken ein, damit es denken lerne, Beides, ohne nebenher zu vergeſſen, daß es patient iſt.

Vor der Dummheit aber nehmet Euch in Acht, mehr als vor aller Weisheit der Cabinete!

Gehet ihr nicht gerade aus dem Wege, aber hüthet Euch vor ihr auf dem Wege; denn es liegt in ihrer Art, daß sie bei gemeinschaftlichem Hinwandeln bisweilen einzugehen scheint auf den vom Verstand ihr bezeichneten Weg, und daß sie dann plötzlich Halt macht und ihrem Führer meuchlings zuleibegeht.

Eins der am häufigsten vorkommenden, der absoluten Dummheit und den Halbgebildeten geläufigsten Schlagwörter heißt — Jesuit.

Für Alles, was über den Verstandeshorizont dieser Gattung Menschen — eigentlich nur Leute — hinausgeht, was sie mit dem Blicke ihres blöden Erkenntnißvermögens nicht erreichen, sich nicht ganz bequem zurechtlegen können, muß der Begriff, das Wort „Jesuit — Jesuitismus" herhalten; es gilt ihnen dieses Wort als Bezeichnung für alles was Intrigue, Proselitenmacherei, Gewissenszwang, Erbschleicherei, politische Agitation und dergleichen heißt, und sie schieben alles ihnen Mißliebige oder wirklich Nachtheilige, was sich in Staat und Kirche, ja selbst im Handel und Wandel ergibt, mit der größten Leichtigkeit den Jesuiten in die Schuhe.

Zu belehren nun — sind solche Leute nicht; dieses Geisteskehricht läßt sich nicht kneten, das muß man zertreten oder, noch besser, ihm ausweichen, um sich selbst nicht zu beschmutzen.

Wirken wir darum stets nur nach oben und nach unten, um von den Höhen und von den Niederungen der Menschheit Einfluß zu gewinnen auf die Mitte und sonach in diese allmälig die Wahrheit zu drängen: am Throne und in der Hütte, im Palaste und in der Arbeiterstube ist unser Platz. Der Mittelstand hält großentheils zu uns; selbst die Intelligenz anerkennt die Trefflichkeit des Unterrichtes in den Jesuitencollegien, keinesfalls macht sie so entschieden Front gegen uns wie die Halbbildung.

Auf diese hinzuweisen, habe ich mir das Wort gestattet . . . .

Wieder ging ein Beifallsmurmeln durch die Verſammlung. Nach einigen Secunden herrſchte die vorige Stille, und nun richtete Abbé Florian das Haupt empor, ließ ſeinen ernſten Blick über Alle gleiten und ſprach:

Dieſe Zuſammenkunft iſt bis zur Rückkehr oder bis auf ein hierauf bezügliches Schreiben unſers nach Rom eilenden Bruders die letzte. Er überbringt dem Ordensgenerale den Geſammtbericht alles deſſen, was wir innerhalb dreier Monate angeſtrebt, ganz oder theilweiſe erreicht und was wir in Angriff genommen haben. Der Ordensgeneral wird aus dieſem Berichte das Talent und Verdienſt eines jeden von uns kennen lernen; die Reviſion des Berichtes war meine Sache, und Ihr wißt, daß ich Euch alle ehre und liebe. Harret nun des Rufes zur Wiedervereinigung und — gehet mit Gott ....

Auf dieſe Worte hin erhoben ſich alle Anweſenden und verneigten ſich ehrfurchtvoll vor dem Greiſe, der nach ihrer geräuſchloſen Entfernung noch einige Minuten verweilte, um Hochberg eine letzte geheime Weiſung zu ertheilen, und ſodann ebenfalls den Saal und das Hotel verließ.

Zwölf Stunden ſpäter reiste Hochberg ab.

Siebenzehntes Kapitel.

Prüfung und Enthüllung.

Carl Hofer hatte zur Ausarbeitung der vom Staatskanzler ihm geſtellten Aufgaben drei Tage gebraucht, eigentlich — drei Tage und Nächte, da ihn die Löſung dieſer ſchwierigen Aufgaben nicht Ruhe finden ließ.

Beſonders die Aufgabe, ſein Vorleben zu ſchildern!

Endlich mit beiden Schriftstücken fertig, schloß er diese mit dem Buche — den Memoiren der Marquise von Pompadour — in ein Couvert, das er versiegelte und an den Staatskanzler adressirte, für den Fall, daß dieser verhindert oder nicht gelaunt wäre ihn zu empfangen oder ihm die Weisung ertheilen ließe, das Elaborat dem Secretär zu übergeben; eine Vorsicht, welche sich auch als eine gut angebrachte bewähren sollte: er wurde von Kaunitz, am Morgen des vierten Tages nach seiner ersten Audienz, nicht empfangen, jedoch vom Secretär desselben — in Auftrag Seiner Excellenz — zur Abgabe der Schriften verhalten und zur Audienz für den nächstfolgenden Morgen eingeladen.

Kaunitz fand oder nahm sich vielmehr noch im Laufe desselben Vormittages Zeit, die Schriften dieses jungen Mannes, für den er sich bereits interessirte, durchzusehen.

Er nahm zuerst, da ihm Talente der Menschen mehr galten als ihre Verhältnisse, Hoffer's Essai über die Memoiren, oder eigentlich über den Gesammtstand der Dinge in Frankreich, zur Hand.

Dieser Versuch fesselte alsbald die Aufmerksamkeit des großen Staatsmannes in ungewöhnlichem Grade.

Zunächst von der Correctheit der Schreibweise angenehm berührt, fühlte er sich im Weiterlesen mehr und mehr angezogen durch die Kraft des Ausdruckes sowie durch die Gewandtheit in der Formulirung der Gedanken, deren Klarheit ihn befriedigte, während die Kühnheit der Auffassung und die Sicherheit der Schlußfolgerung ihn nachgerade frappirte und die Frage an sich selbst richten machte, ob er es hier mit einem Neuling in der Politik oder mit einem langjährig und tüchtig geschulten Publicisten zu thun habe.

Den Schluß dieses Essai bildete folgende Stelle: „Ein Land, in welchem Willkür zum Gesetze und das Gesetz zur Willkür wird; ein Land, in welchem das böse Beispiel von oben ausgeht, das: ad reges exempla — so schmachvolle Interpretation findet wie

im heutigen Frankreich, muß, nach dem ewigen Naturgesetze des sich endlich immer herstellenden Gleichgewichtes, sich regeneriren und zwar bald; furchtbar werden die Wehen dieser Wiedergeburt und schrecklich die Rückschläge auf ganz Europa sein."

Die Wirkung dieses Versuches auf Kaunitz war eine so günstige, daß er sich mit erhöhtem Interesse sofort an die Lesung des biografischen Aufsatzes machte; es interessirte ihn nun, das Vorleben eines Menschen kennen zu lernen, dessen geistige Energie ihm so sehr zusagte und der, obgleich zum Militär herangebildet, als welcher derselbe auch bereits Dienste geleistet, so entschiedenen Beruf für geschichtliche Auffassung der Weltverhältnisse, für Politik und Publicistik bekundete.

Er las denn Hoffer's Autobiografie sehr aufmerksam; wir aber wollen, bevor wir von dem Eindruck dieses zweiten Schriftstückes auf Geist und Gemüt des großen Staatsmannes sprechen, den Inhalt desselben dem Wortlaute nach auf unsere Leser wirken lassen.

Carl N * 's Vorleben:

„Ich bin der einzige Sohn und das einzige Kind bürgerlicher Aeltern, die ich beide in meiner frühesten Jugend, da ich vierzehn Jahre zählte, durch den Tod verlor. Meine Familie stammt aus Deutschböhmen, ich selbst wurde zu Prag geboren, wo ich auch meine erste Erziehung sowie meine spätere Ausbildung erhielt. Der Vater hatte mich für sein Geschäft, die Kaufmannschaft, bestimmt, meinen ersten Unterricht danach geleitet und mich sogar, noch kurz vor seinem und meiner Mutter fast gleichzeitigen Ableben, in seinem nicht sehr ausgedehnten Wirkungkreise verwendet, obwol ich nicht viel Neigung und Geschick dafür besaß.

Nachdem der Tod, wie durch alle seine Rechnungen, auch durch diese einen Strich gemacht, ging ich mit mir selbst zurathe und fragte mich, was beginnen, denn die kaufmännische Thätigkeit fortzusetzen fühlte ich mich nicht gestimmt.

Meiner Aeltern Hinterlaſſenſchaft betrug zehntauſend Gulden. Dieſes Capital ward für mich angelegt, ich ſelbſt unter die Vormundſchaft meines Oheims mütterlicher Seite, eines alten penſionirten kaiſerlichen Stabsofficiers geſtellt, der in Prag lebte und auch da vor zwei Jahren ſtarb.

Dieſer brave Mann, der nur einen, nämlich den Fehler hatte, daß er auf die Frauen ſchlecht zu ſprechen und ein hartnäckiger Hageſtolz war, nahm mich in ſein Haus und, ich danke es ihm mit liebevollſter Erinnerung, an ſein Herz.

Du mußt Soldat werden, Carl, ſagte er noch am erſten Tage zu mir, und ich, der ich nichts Schöneres kannte, nichts Beſſeres verlangte, ſtimmte ihm freudig bei.

Aber du ſollſt — fügte mein wackerer Oheim hinzu — ein gebildeter Soldat werden, der für ſeine Waffe nicht blos mit Herz und Hand, ſondern auch mit Kopf einſteht, kurz einer von jenen Soldaten, an welchen alle Armeen der Welt nicht eben Ueberfluß haben.

Auch dies gefiel mir, denn ich lernte gern und leicht. Ich kam alsbald in eine militäriſche Erziehunganſtalt, die ich erſt in meinem zwanzigſten Jahre, und zwar mit dem Fähnrichscharakter verließ, unter welchem ich ſofort in die Truppe einzutreten hatte.

Zwei Jahre ſpäter ward ich zum Lieutenant und, vor einem Jahre, zum Oberlieutenant befördert. Ich diente in der Linie, obgleich Neigung und wol auch Befähigung mich mehr für das Genieweſen qualificirt hätte.

Nach dem Tode meines verehrten Oheims, der mir ſeine ganze Habe hinterließ, ſah ich mich im Beſitze eines Vermögens von circa dreißigtauſend Gulden, das ich gut verſichert angelegt ließ, da ich von den Zinſen dieſes Capitals und meiner Gage ganz anſtändig leben konnte, und weil ich, obgleich nicht eben geizig, in

Dingen des Geldes wie in allen übrigen mathematiſche Genauigkeit und immerlichte Ordnung liebte.

Soweit und noch eine gute Strecke weiterhin war ich — den Tod meines Oheims abgerechnet — der zufriedenſte und nachmals ſogar der glücklichſte Menſch unter der Sonne: ich diente mit Eifer und fand Anerkennung; ich geizte nur mit einer Sache, mit der Zeit, und fand hohen Genuß in den Wiſſenſchaften und Sprachen; ich war empfänglich für Freundſchaft und Liebe, und fand — wenigſtens letztre und in ihr, in der Liebe, die Ueberzeugung, daß man ſich einen Freund nicht in ſeinem Geſchlechte, noch weniger in ſeinem eigenen Berufe ſuchen ſolle; daß es nur eine wahrhafte Freundſchaft gebe, nämlich die Liebe, das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib.

Dieſes göttliche Gefühl flößte mir zum erſtenmal und zugleich, wie mir mein Herz ſagt, für das ganze Leben eines der gebildetſten und liebenswürdigſten Mädchen von Prag ein, Amalie, das einzige Kind des daſelbſt in Penſion lebenden kaiſerlichen Generals Freiherrn von Bergheim, der meine von ſeiner Tochter auf's innigſte erwiederte Neigung kannte und, obgleich ich nur bürgerlicher Abkunft und Subaltern-Officier war, auch mit voller Zuſtimmung billigte.

Unſere eheliche Verbindung war beſchloſſene Sache, der Zeitpunct dafür feſtgeſtellt; ſie ſollte nach Aufhebung der Belagerung Prags ſtattfinden, ich jedoch wenigſtens bis zum Friedensſchluſſe zwiſchen Oeſterreich und Preußen im Militärdienſte verbleiben: eine Entſcheidung, die meinen Kopf und mein Herz gleichmäßig befriedigte.

Ich war ein beneidenswerther Menſch und von vielen, mir an Vorzügen aller Art überlegenen jungen und älteren Männern wirklich beneidet; dies leider auch von einem Kameraden, einem Officier meines Regimentes, der gleich mir im Hauſe des Generals

von Bergheim Zutritt hatte und den ich, der bis zur Leichtgläubigkeit Offenherzige, für meinen beßten, verläßlichsten Freund hielt, obgleich mich Amalie, meine Braut, selbst vor ihm warnte.

Dieser Officier, dessen Namen ich nur nennen werde, sobald Euere Excellenz es mir befehlen, hatte, wie über mein ganzes Vertrauen, so auch über meine Börse zu gebieten, die er, ein allzu lebenslustiger Geselle, oft und stark genug in Anspruch nahm, ohne daß ich jemals einen andern Ersatz als eben den seiner Freundschaft dafür verlangte.

Nach der für die österreichischen Waffen unglücklichen Schlacht am 6. Mai vorigen Jahres, in welcher blutigen Schlacht dieser mein Freund mir zur Seite kämpfte und sich als tüchtiger Soldat bewährte, wurde, noch am darauffolgenden Tage, unsere Infanterie, zweiundvierzigtausend Mann stark, in der Neustadt, am Wissehrad und an der Kleinseite auf die Wälle postirt. Mein Regiment kam nach der Neustadt.

Am 10. Mai näherte sich das preußische Heer der Stadt und lagerte sich theils oberhalb des Invalidenhauses hinter dem Žižkaberg, theils in den Weinbergen.

Die zwei nächsten Tage hatte Waffenstillstand zur Beerdigung der in der Schlacht Gefallenen statt.

Ich und mein Freund waren unter den Officieren, welche von österreichischer Seite mit Ueberwachung dieses Trauerdienstes beordert worden.

Wir kamen dabei natürlich mit den zu selbem Dienste befehligten preußischen Officieren in unmittelbare Berührung.

Noch am ersten dieser zwei Waffenstillstandstage speisten wir Beide gemeinschaftlich mit einigen derselben in einem Marketenderzelte zu Mittag.

Die Conversation hielt sich geraume Zeit in wünschenswerthem Gange; plötzlich aber fiel, wie ein Blitz aus heitrem Himmel,

vonseite eines preußischen Gardeofficiers, eines Mannes von etwa dreißig Jahren, eine so schwere, die Ehre der österreichischen Waffen so tief verwundende Aeußerung, daß ich, hingerissen von Zorn, alles Andere vergessend, dem Beleidiger meinen Handschuh in's Gesicht schleuderte.

Im nächsten Augenblicke waren alle Degen heraus; aber der Aelteste der Preußen, auch der Höchste im Rang, gebot energisch Halt und gleichzeitig den Zweikampf zwischen mir und dem beleidigten Beleidiger.

Das Duell sollte in Beisein aller der bei diesem Rencontre Anwesenden am Abende desselben Tages in einem Gehöfte nahe beim Invalidenhause statthaben; die von meinem Gegner gewählte Waffe war der Degen.

Die Situation erheischte das strengste Schweigen, denn es war von preußischer wie von österreichischer Seite auf das Duell zwischen Officieren während des Feldzuges Todesstrafe gesetzt; eine ebenso nothwendige als strenge Maßregel, welche jedoch den Zweikampf nur seltener und geheimer machte, ohne ihm völlig Einhalt zu thun: ich wenigstens hielt es im gegebenen Falle für meine heilige Pflicht sowol als Officier wie als Unterthan der Kaiserin Königin, die der vaterländischen Waffenehre zugefügte Schmach unverweilt an dem Schmäher zu rächen, ohne alle Rücksichtnahme auf das Martialgesetz.

Und so geschah es denn auch.

Bei Einbruch der Dämmerung, nachdem das erste Tagewerk beendet, den arbeitenden Soldaten die Raststunde gegeben war, um hiernach die Arbeit die ganze Nacht hindurch bei Fackelschein fortzusetzen, begab ich mich mit meinem Freunde in das bezeichnete, vor der Schlacht noch von seinen Bewohnern verlassene Bauerngehöfte.

Auf dem Wege dahin übergab ich meinem Begleiter, welcher mir in diesem Kampfe auf Leben und Tod als Secundant zur Seite bleiben sollte und wirklich auch blieb, ein nur mit Bleifeder beschriebenes Blatt, gerichtet an General Bergheim, meinen präsumtiven Schwiegervater, in welcher kurzen Zuschrift ich demselben die Gründe meiner diesfälligen Handelsweise auseinandersetzte und ihm für den Fall, daß ich getödtet oder tödtlich verwundet würde, die zur Wahrung meiner eigenen Ehre nöthigen Maßregeln überließ; denn es galt dabei vor allem, mich von dem Verdachte der Desertion zu reinigen, falls ich sofort nach Prag zurückzukehren verhindert wäre, da ich der über mich zu verhängenden Todesstrafe selbst, wennnicht mit voller Ruhe, jedoch mit Resignation, wie es dem Soldaten ziemt, entgegensah.

Dieses offene Feldschreiben händigte ich meinem sogenannten Freunde mit dem Bemerken ein, daß ich ihm es überließe, ob er seine Theilnahme an diesem Zweikampfe, sein Einstehen als mein Secundant auf sich nehmen oder in Abrede stellen wolle.

Er schwur mir Erstres zu, und so betraten wir den Kampfplatz.

Mein Gegner und seine Begleiter ließen nicht lange auf sich warten; auch fand sich ein preußischer Feldarzt mit ihnen ein.

Von friedlicher Beilegung war nicht die Rede, auch hätte ich eine solche nicht angenommen.

Der Kampf — Zeit war da nicht zu verlieren — begann sofort.

Der erste Gang währte ein paar Minuten und endete ganz resultatlos, da weder ich noch mein Gegner verwundet wurde.

Er war, wie ich alsbald sah, mir nicht an Geschicklichkeit in Führung des Degens, wol aber durch Fassung, durch Kaltblütigkeit überlegen.

Dieses Kaltblut meines Gegners, ohne Zweifel das eines Duellanten von Profession, ward mir im zweiten Gange gefährlich

und im dritten und letzten verderblich. Im zweiten bereits am rechten Arme so getroffen, daß ich meinen Degen mit der Linken führen mußte, ward ich im dritten, gereizt durch mein Blut, wüthend gleich einem verwundeten Panther, und machte, wie ein solcher, nach mehren unentscheidenden Ausfällen, auf meinen immer gleich vorsichtigen Gegner einen Sprung, der uns beide gleichzeitig zubodenstreckte: er sank, wie ich noch im letzten Augenblicke der Besinnung wahrnehmen konnte, von mir in die Lende getroffen hin, während ich von seinem mehr parirenden als ausfallenden Degen mitten durch die Brust gestoßen zur Erde stürzte.

Mein Bewußtsein schwand sogleich, und ich weiß noch heute nicht, was unmittelbar nach Beendigung jenes Kampfes geschehen; nur durch Zusammenstellung der darauffolgenden Ereignisse ward mir später ein Theil der Dinge klar.

Das unglückliche Duell fand am 11. Mai statt; am 12. Mai ward die Beerdigung der Todten fortgesetzt und beendet. Damit hatte der Waffenstillstand sein Ziel erreicht. Am 13. Mai verstärkte der Feind die Besatzung auf dem Žižkow; Carl von Lothringen dagegen ließ einige tausend Mann durch den Jesuitengarten und über den Czernin'schen Weinberg hinaus marschiren, um die Ortschaften Buben und Holeschowic zu besetzen, somit dem Feinde zuvorzukommen; ohne welches Manöver es um Prag wäre geschehen gewesen.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, eigentlich nur die Augen wieder aufschlug, da alle Kraft der Erinnerung mir entschwunden war, sah ich mich von unbekannten Leuten umgeben. Es waren Wärter, Verwundete und Kranke; ich befand mich in einem preußischen Feldspitale.

Nach jenem ersten kurzen Wiederaufblicke in's Leben sank ich von neuem in Lethargie zurück.

Meine Heilung war ein Wunder der Natur oder der Kunst; doch ſchwanden darüber an fünf Wochen hin, und ſelbſt am 20. Juni noch, als die Preußen, nach Daun's herrlichem Siege bei Colin, die Belagerung Prag's aufgeben mußten und ſich gegen Brandeis zurückzogen, fühlte ich mich noch ſo ſchwach, daß ich mich nur mithilfe zweier Krücken fortzubewegen vermochte.

Mit der Geneſung in gleichem Verhältniß kehrte mir das Gedächtniß zurück.

Hierin wie in allem Uebrigen half mir, ſoweit es möglich war, ein trefflicher Mann, der Secundant meines mittlerweile gleichfalls geneſenen Gegners, ein preußiſcher Gardeofficier aus einer alten ſchleſiſchen Adelsfamilie.

Dieſer in Wahrheit Edle hatte mich, den für todt Dahingeſtreckten, in die möglich beßte ärztliche Pflege gebracht und meine Behandlung ſelbſt überwacht. Als er mit ſeiner Truppe von Prag abziehen, ſich alſo von mir trennen mußte, gab er mir ſeine Adreſſe, bot mir ſein Haus als Zufluchtſtätte, ſeine Börſe zu augenblicklicher Aushilfe und ſchließlich ſeinen — freundſchaftlichen Rath in theilnehmendſter Weiſe.

Es hatte ſich nämlich in der Zwiſchenzeit, wie ihm mitgetheilt worden, mein Geſchick im furchtbarſten Grad erfüllt, auf ſo entſetzliche Art, daß ich, ſelbſt Euerer Excellenz hoher Weisheit und Huld gegenüber, davon kaum zu ſprechen wage: noch tagszuvor ward mein Name, als der eines fahnenflüchtigen und infolge kriegsrechtlichen Beſchluſſes infam caſſirten und zum Tode in contumaciam verurtheilten Officiers vor einem Thore Prag's an den Galgen geſchlagen. — —

Daß mich in meinem noch leidenden Zuſtande jene ſchreckliche Nachricht, wie ſchonend auch der Gardeofficier in ihrer Mittheilung verfuhr, nicht ſiſiſch vernichtete, nachdem ſie mich moraliſch todt gemacht, begreife ich noch zur Stunde nicht; genug, ich ver-

wand den Schmerz, ich brach nicht zusammen, ja — ich blickte sogar frei um mich und hoffnungvoll in die Zukunft: diese Kraft kam mir wol, wie auch mein Beschützer mir sagte, von dem erhebenden Bewußtsein, nicht ehrlos, selbst nicht leichtsinnig, sondern in moralisch-nothwendiger Vertretung der vaterländischen Ehre, ja sogar des hehren Namens unsrer so engelreinen als erhabenen Monarchin das zermalmende Geschick auf mein Haupt herabbeschworen zu haben.

Das Anerbieten des Edlen, meinen Aufenthalt bis zum Schlusse der Campagne in Schlesien im Kreise seiner Familie zu nehmen, lehnte ich dankend ab, sonach seine weitere Geldofferte, da, was ich bei mir hatte und, dank seiner Ueberwachung und Großmut, unangegriffen geblieben war, vollkommen hinreichte, eine Reise nach Wien zu machen; nur daß ich diese, seinem Rathe zufolge und mit einem Geleitbriefe von ihm versehen, über Breslau machte, wo ich durch seine Verwendung einen auf den Namen Hoffer lautenden Paß erhielt.

Und so, hoher Graf, kam ich, der Geächtete, unter dem Schutze dieses Documentes sowie mit einem Empfehlungschreiben hierher; suchte und fand da in kurzem Beschäftigung als Privatlehrer und lebte in stiller Zurückgezogenheit bis zu dem Augenblicke, da ich, wie von göttlicher Eingebung getrieben und geleitet, aus meiner Verborgenheit hervortrat und — Euerer Excellenz zu nahen wagte, in Deren mächtige Hand ich ehrfurcht- und vertrauensvoll die Entscheidung meines Geschickes lege.

Nach Prag mich zu wenden, an meinen falschen Freund oder an General Bergheim zu schreiben, verbot mir mein Selbstgefühl; denn hätte Ersterer den richtigen Gebrauch von meiner Zuschrift an Letztren und dieser sonach die geeigneten Schritte beim Armee-Obercommando für mich gemacht, so wäre jene grauenhafte Katastrofe unmöglich erfolgt; man hätte mich ganz

einfach, des Duelles wegen, zum Tode, zum ehrlichen Soldatentode mittels Pulver und Blei verurtheilen können und weiter nichts.

Von persönlichem Einschreiten bei der Militär-Oberbehörde hielt mich nicht die Furcht vor dem gewissen Tode ab, sondern die Hoffnung, meine Ehre vollständig wiederhergestellt zu sehen, und die Ueberzeugung, daß dies nur auf dem Wege der unmittelbaren Appellation nicht sowol an die Gnade als an die Gerechtigkeit Ihrer Majestät zu ermöglichen sei.

Ich gewärtige in verehrungvoller Ergebenheit die Entscheidung Euerer Excellenz, ob und wie ich diesen Weg zum Throne einzuschlagen habe . . . ."

— — —

Der Staatskanzler legte die Schrift vor sich hin und sann eine Weile nach. Er fühlte sich, obgleich er nicht eben zu den sogenannten Gefühlsmenschen zählte, von dem Geschicke dieses jungen Mannes tief ergriffen, umsomehr, als sich zu dem reinmenschlichen Interesse jenes für ein sehr beachtenswerthes Talent gesellte; ein Moment, das auf den großen Staatsmann selbst unter minder interessanten Umständen günstig zu wirken pflegte.

So empfing er auch am nächstfolgenden Morgen unsern unglücklichen jungen Freund mit einer an ihm nicht gewöhnlichen Wärme, indem er, gleich auf die Sache eingehend, ihn allso ansprach:

Ihre Angelegenheit ist eine schwierige, doch nicht verzweifelte. Mit der unmittelbaren Audienz bei Ihrer Majestät ist es nichts; diese Präsentation muß vorbereitet, eingeleitet werden. Die Kaiserin ist gut und gerecht, greift aber in amtlichen Dingen, namentlich in militärischen Sachen, nicht gern ein, behördlichen Entscheidungen niemals vor, es müßte denn die Nothwendigkeit einer Proceßrevision, will sagen, die Ungerechtigkeit eines gefällten Urtheils ganz klar zutageliegen. Nun ist Ihr Fall, mein junger

Freund, ein ſo eigenthümlicher, daß er die ſorgfältigſte Auffaſſung und Behandlung erheiſcht. Es iſt Ihnen Unrecht zugefügt worden, und auch nicht; Unrecht, da Sie nicht unehrenhaft gehandelt haben, nicht fahnenflüchtig geworden ſind, während andrerſeits das Kriegsgericht nach dem Gegebenen in ſeinem vollen Rechte war, ſich nur an den Buchſtab des Martialgeſetzes hielt und Sie demgemäß verurtheilte. Dieſer Dualismus macht Ihre Sache ſchwierig.

Hier ſchwieg Kaunitz, ſeinen Blick mit einem ſchönen Ausdrucke von Theilnahme auf den edlen Zügen unſres jungen Helden — den wir fortan einfach Carl nennen wollen — eine Weile ruhen laſſend, während Letztrer gegen ſeine innere Unruhe ſichtlich ankämpfte, indem er, wie von Fieberſchauer überrieſelt, leis erbebte und das Haupt ſenkte.

Er entgegnete keine Silbe; Kaunitz aber, der in ſeiner Seele las, fuhr nach kurzem Schweigen fort, indem er ſagte:

Ihre Angelegenheit iſt, wie ich Ihnen zuvor bemerkte, trotz aller Schwierigkeit noch keine verzweifelte; ſie iſt ſchwierig, weil es nebſt der eclatanten Satisfaction in Bezug auf Ihre Ehre die Annullirung des über Sie des Duelles wegen verhängten Todesurtheils gilt; denn ich will Sie nicht erſchoſſen wiſſen, da ich Ihr ſchönes Talent verwenden kann und will.

Bei dieſen letztren ſcharfbetonten Worten des Staatskanzlers durchzuckte es Carl, ſein Haupt erhob ſich, ſein Blick richtete ſich wieder nach dem Antlitz des Miniſters, und aus dieſem Blicke, wie ſchüchtern er auch war, ſprach eine gewiſſe Genugthuung und — Hoffnung: die Verſicherung ſeiner Verwendbarkeit aus dem Munde eines Mannes wie Kaunitz mußte den Gebeugten aufrichten und mit neuer Lebenskraft durchdringen.

Kaunitz ſah und verſtand auch dieſe unwillkürliche Bewegung; ſeine Worte beſtätigten es.

Ich werde, sprach er milden Tones weiter, Ihre Sache selbst in die Hand nehmen, und Sie können, meiner Ansicht nach, ruhig zuwarten; die Wiederherstellung Ihrer Reputation garantire ich Ihnen, ich — Kaunitz —, und bevor man einen Kopf wie den Ihrigen oder eine Brust, worin das Herz auf so richtigem Flecke sitzt, mit plumpem Blei durchbohrt, werde ich einschreiten, und ich denke, daß mein Wort noch etwas schwerer wägen dürfte als das respective Blei.

Carl stammelte eine Dankesäußerung.

Kaunitz schritt an ihm eine Weile hin und wider, wobei er sich also vernehmen ließ:

Ich werde Ihnen Audienz bei Ihrer Majestät erwirken, doch erst, sobald Sie vor der Kaiserin als völlig Gereinigter und nur als Kämpfer, als eifriger Verfechter der Vaterlandsehre und der unantastbaren Würde der erhabenen Monarchin, sonach nicht als — Bittender, sondern als ein Mann erscheinen können, der Dank verdient, ein Dank, der in etwas Anderem zu bestehen hat als in der Annullirung eines Todesurtheils àpropos eines Duells, das nicht, wenigstens nicht von Ihrer Seite, aus Händelsucht, sondern aus Pflichtgefühl hervorgegangen. Den Zeitpunct dieser Präsentation durch mich selbst bei Ihrer Majestät kann ich heute noch nicht fixiren, doch dürfte er nicht allzuweit hinausgerückt werden. Sie haben sich nun mittlerweile, wie bisher, streng incognito und ruhig zu verhalten. Ich werde Sie inzwischen beschäftigen, sodaß Sie Ihre Lectionen jetzt quittiren mögen, um sich mit ungestörter Intention den Aufgaben widmen zu können, die ich Ihnen noch morgen zuweisen werde. Ich erwarte Sie wieder um diese Stunde. Also Courage! Adieu! . . .

Achtzehntes Kapitel.

Auch eine Miſſion.

Carl verließ das Palais Kaunitz getröſtet, obgleich noch nicht völlig beruhigt.

Das Tröſtliche lag in der Ueberzeugung, daß ſeine Ehre gerettet ſei, ſobald der mächtige Miniſter für Wiederherſtellung derſelben einſchreite und daß dieſe entſcheidende Vermittelung alsbald erfolgen werde.

Ein Anderes war es mit der Annullirung des über ihn verhängten Todesurtheils; dieſe konnte ſelbſt einem Kaunitz unmöglich gemacht werden.

Beunruhigte ihn der Gedanke hieran, ſo war dies nur menſchlich, und wir ſind weit entfernt, unſrem jungen Helden übermenſchliche Kraft der Selbſtverleugnung beilegen zu wollen; dennoch haben wir zu bemerken, daß ihn dieſer Gedanke weniger um ſeiner ſelbſt als um Amaliens willen in Unruhe hielt, ein Motiv, das nicht blos reinmenſchlich, ſondern auch edel genannt werden konnte.

Sein Herz hing an dem herrlichen Mädchen noch mit derſelben innigen Liebe und hatte dieſe Zeit über viel gelitten; ebenſo feſt ſtand ſein Vertrauen auf die Unverbrüchlichkeit ihrer Gegenliebe und nicht einen Augenblick ſchwankte er in der Ueberzeugtheit, daß ihn Amalie einer unehrenhaften Handlung für unfähig gehalten, durch jene ſchreckliche Kataſtroſe wol entſetzlich gelitten, ihren Glauben an ihn jedoch aufrecht erhalten habe.

Lechzte er nun, wie ein Schiffbrüchiger nach langem Umhertreiben auf einem Wrack in weiter See nach einem Tropfen ſüßen

Waſſers, nach Wiederherſtellung ſeiner Ehre, ſo hatte er dabei Amalie nicht minder als ſich ſelbſt im Auge; dann konnte ſie ja, wie er ſich ſagte, ihrem in Dingen militäriſcher Ehre ſo ſtrengdenkenden Vater mit edler Sicherheit entgegentreten, denn ſonach war ihr Glaube an den unſchuldig Verdächtigten gerechtfertigt und General Bergheim hatte es in Bezug auf ihn nur noch mit der Uebertretung des Martialgeſetzes zu thun, worin jedoch, wie etwa in einem ſelbſt mit dem Tode zu beſtrafenden Subordinationvergehen, nichts Unehrenhaftes lag, umſoweniger, als er, Carl, nicht in eigener, ſondern in Sache der vaterländiſchen Waffenehre in jenen Zweikampf ſich eingelaſſen hatte ....

Aber warum, — ſo könnte man fragen — warum richtete er nicht in dieſer langen Zwiſchenzeit ein, die Wahrheit der Sachlage darthuendes Schreiben an General Bergheim oder an Amalie, wennnicht ſelbſt an ſeine Militärbehörde?

Dieſe Frage beantwortend, müſſen wir zunächſt an das erinnern, was Carl ſelbſt in ſeiner dem Staatskanzler vorgelegten Lebensſchilderung hierüber geſagt.

Er hatte darin ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen, daß General Bergheim jenes von ihm noch vor dem Duell geſchriebene Blatt nicht erhalten, daß ſein Freund, den er als falſch bezeichnete, dasſelbe unterſchlagen habe, da in entgegengeſetztem Falle Amaliens Vater, ſchon aus Rückſicht für ſeine geliebte Tochter und für die Ehre ſeines eigenen Hauſes, beim Obercommando Schritte gemacht und letztres ſonach jenes ſchreckliche Urtheil nicht gefällt hätte; war aber von Czerny's Seite dieſe Perfidie begangen worden, ſo lag andererſeits in dem Gedanken, daß General Bergheim den Glauben an ſeine Ehrenhaftigkeit verloren und demzufolge nicht aus eigenem Antriebe für ihn eingeſtanden, etwas ſo tief Verletzendes, daß er, Carl, es unmöglich über ſich gewinnen konnte, nachderhand, nachdem das Entſetzliche geſchehen

war, als sein eigener Vertheidiger aufzutreten, und daß er die Führung seiner Sache, im Vertrauen auf eine Vorsehung, der Zeit anheimstellen und in andere Hände legen mußte: darum hatte er sich nach Wien begeben, da er im Geiste nach dem Throne blickte und auf irgendeinem Wege dahin zu gelangen hoffte, von wo allein die vollständige Wiederherstellung seiner Ehre ausgehen konnte.

Dieser Entschluß war, obgleich nicht ganz frei von einer gewissen Empfindlichkeit, deren Zartes wir ihm nicht verargen wollen, jedenfalls der beßte und, wie es sich nunmehr zeigt, auch der vom Glücke zumeist begünstigte; der mächtigste Mann Oesterreichs hatte die Führung seiner Sache in die Hand genommen . . .

Am Morgen des nächstfolgenden Tages stand Carl wieder vor demselben.

Ihre Rehabilitation — sprach ihn Kaunitz gütevoll an — erfordert Zeit; mittlerweile können Sie ruhig und müssen Sie beschäftigt sein. Sie haben Talent und Eifer; ich biete Ihnen Gelegenheit, beides zu bethätigen. Ich werde Sie reisen lassen. Während Ihrer Abwesenheit wird alles geschehen, was zur vollkommenen Wiederherstellung Ihrer Reputation nothwendig; Sie kehren nicht früher von dieser Reise zurück als bis Sie meine diesfällige Weisung erhalten. Ist Alles in Ordnung, dann kommen Sie hierher und eilen von hier nach Prag zu Ihren Lieben, mit denen ich selbst mich in Correspondenz setzen werde. Wie heißt, wer ist Ihr perfider Freund?

Euere Excellenz, entgegnete Carl ein wenig zögernd, befehlen mir also, ihn zu nennen?

Ja, rief Kaunitz in edler Aufwallung funkelnden Blickes aus, ja, ich befehle es Ihnen, denn Ihr großmütiges Schweigen ist da malplacirt, und dann ist zur Schlichtung des Processes der Name

Ihres verrätherischen Secundanten unerläßlich. Da — schreiben Sie seinen Namen und Charakter hin.

Carl verneigte sich, trat an den Schreibtisch des Staatskanzlers, und that, wie ihm geheißen.

Nun nahm Kaunitz, ohne einen Blick darauf zu werfen, aus dem Pulte ein ziemlich umfangreiches Papierpacket und händigte dasselbe unsrem jungen Freunde, dessen Staunen nur seiner Freude gleichkam, mit folgender Weisung ein:

Sie machen für mich eine geheime Cabinetscouriersreise nach Lissabon. Ich vertraue Ihnen hiermit ein wichtiges Schriftstück an, das Sie nöthigenfalls bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, in der Hauptstadt Portugals dem Staatsminister Carvalho persönlich, unmittelbar zu übergeben haben. Bei diesem versiegelten Schreiben befindet sich eine kurze Instruction für Sie, für Ihr dortiges Verhalten. Ihres Aufenthaltes Dauer hängt von den Umständen ab; Sie verlassen Lissabon nur auf meine Weisung hin. Die Mittel zu Ihrer Subsistenz liegen hier gleichfalls, in Barem wie in Briefen bei. Ich wünsche, daß Sie diese Reise unverweilt antreten und sie, natürlich mit Rücksicht auf Ihre Gesundheit, möglichst beschleunigen.

Ich werde noch heute abreisen, erwiderte Carl fest in Ton und Haltung, indem er nach einer ehrerbietigen Verbeugung das Packet in seiner Brusttasche barg, und mich bestreben, Euerer Excellenz Huld und Vertrauen zu verdienen; für das mir Anvertraute stehe ich mit meinem Leben ein.

Des Staatskanzlers Blick ruhte mit hohem Wolgefallen auf dem ausdrucksvollen schönen Antlitze seines Schützlings.

Gehen Sie denn, sagte er, ihm die Hand auf die Achsel legend, mit Gott, im Vertrauen auf Ihn und auf Ihre gute Sache. Adieu!

Hier empfahl sich Carl.

Noch am Abende desselben Tages verließ er mit Extrapost die Hauptstadt Oesterreichs, um nach der Hauptstadt Portugals zu eilen, also an denselben Ort, wohin sein verrätherischer Freund Czerny ihm vorausgegangen: in der gleichen Richtung, wie dieser, mit einer wichtigen Mission betraut, nur daß Beide, wie in ihrem Charakter und Leben verschieden, so auch hier verschiedenen, ja diametral entgegengesetzten Zwecken dienten, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Ende des ersten Theiles.

Der Jeſuit im Frack.

Culturgeſchichtlicher Roman aus den Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia

von

Braun v. Braunthal.

II. Theil.

Wien, 1862.

Druck und Verlag der typ.-liter.-artiſtiſchen Anſtalt
(L. C. Zamarski & C. Dittmarſch).

Erſtes Kapitel.

Die Gräfin Manolli.

Die in Nachſtehendem geſchilderte Scene fand in einem der Porta del popolo zu Rom nahegelegenen palaſtähnlichen Hauſe am Abende des 20. Januars 1758 ſtatt.

Dieſes große anſehnliche und glänzend ausgeſtattete Haus befand ſich derzeit im Beſitze einer Dame, deren Namen wir in einem Geſpräche des Staatskanzlers Kaunitz mit dem Agenten Hochberg vernommen haben, der Gräfin Manolli.

Sie ſtand noch im Lenze ihres Lebens, obgleich ſie bereits Witwe war, und wurde mitrecht als eine der ſchönſten Damen ſowol in Rom, ihrer Geburtſtadt, als in Venedig, wohin ſie vor einem Jahre unmittelbar nach der Vermälung ihr Gatte, der ſchon ſehr betagte reiche venezianiſche Graf Manolli geführt, von der Männerwelt bewundert und von dem ebenbürtigen Theile derſelben in entſprechenden Huldigungen gefeiert.

Ihre dem greiſen Conte zugebrachte Mitgift beſtand in dem zuvor bezeichneten Hauſe und einer Villa nahe bei Rom.

Einem allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge war ſie dieſe unnatürliche Verbindung — denn ſie zählte, als ſie zum Altare trat, noch nicht völlig achtzehn, ihr Bräutigam dagegen achtund ſechzig Jahre — par dépit eingegangen, aus Unwillen nämlich

gegen einen jungen römiſchen Cavalier, der ihre Liebe zu ihm unerwiedert gelaſſen und ſich kurz zuvor mit einer hochadeligen Dame vermält hatte.

Die nun ſeit ſechs Monaten bereits verwitwete Gräfin Camilla Manolli war bürgerlicher Abkunft, Tochter eines vor mehren Jahren ſchon verſtorbenen Bankiers zu Rom, Namens Crespi, dem ſeine Gattin und ſeine zwei übrigen Kinder in das Grab vorausgegangen waren.

Camilla hatte, wie faſt alle Töchter aus angeſehenen oder wolhabenden italieniſchen Familien, ihre Erziehung bis zum Abſchluſſe ihres ſechszehnten Jahres in einem Kloſter erhalten und die kurze Zwiſchenzeit, bis zu ihrer Verbindung mit dem Grafen Manolli, noch unter Vormundſchaft in Rom zugebracht.

Sie galt und war in der That eine ſtolze römiſche Schönheit von erſtem Range, hochgebaut, von herrlichen Formen, voll Geiſt und Feuer in den großen ſchwarzen Augen ſowie in Ton und Haltung, obgleich ſie, noch vom Kloſter aus, es gelegentlich ſehr wol verſtand, geſchmeidig und hingebungvoll zu erſcheinen, ſodaß ſie jederman bezauberte und ſich durch die Gleichgiltigkeit jenes jungen Cavaliers, dem ihr Herz in erſter Liebe entgegen geſchlagen, auf's ſchmerzlichſte verletzt fühlen mußte.

Nun, Camilla rächte ſich in ihrer Weiſe, indem ſie Gräfin ward, und dieſe ihre Rache vervollſtändigte ſich durch das ſo baldige Ableben ihres Gatten, da ſie hiernach als junge, reiche, in ihrer Schönheit und Herrlichkeit allgemein gefeierte Witwe auftrat, um an den ihr verhaßten Herren der Schöpfung fortan vollgiltige Revanche zu nehmen.

Verſchmähte Liebe wird leicht zum Haſſe, beſonders in ſo glühenden, leidenſchaftlichen Naturen wie Camilla: ſie haßte jetzt den Mann, dem ſie vor allen Männern um ſie her ihre Neigung zugewendet und der dieſelbe ſchnöde von ſich gewieſen hatte; in dieſen

Haß gegen den jungen römiſchen Grafen Aleſſandro *** begriff ſie den gegen ſeine gleichfalls hochgeborne Gattin Angelica ſowie gegen den ganzen Adel ein; eines Momentes gewärtig, der ihr — die Rache wartet — die heißerſehnte Gelegenheit verſchaffen ſollte, ihrem Haſſe Ausdruck zu geben.

Sie machte großes Haus; ihr Salon umfaßte, da ſie nuneinmal Gräfin, reich und bis zur Verſchwendung gaſtfrei war, ſo ziemlich die Spitzen der Blut- und Geld-Ariſtokratie von Rom, zu welcher ſich, angezogen von ihrem ſpirituellen Weſen, auch noch die des Geiſtes geſellte.

Herrn von Hochberg hatte ſie als Conte Montalto in Venedig kennen gelernt; wir ſagen, kennen, in ſeiner Eigenſchaft nämlich als Agenten der Geſellſchaft Jeſu.

Es durchblitzte Camilla's leichtentzündbares Gehirn dabei der Gedanke, dieſen Mann um ihrer Zwecke willen ſich dienſtbar zu machen.

Sie hatte, was ihr nicht entgehen konnte, großen Eindruck auf ihn gemacht, und ſie ließ den Jeſuiten — hoffen: ſie vergab ſich nichts, indem ſie ihm Hoffnung gab, und er ward — ſo ſchien es mindeſtens — ihr hingebungvollſter Verehrer.

Auch in Rom — er hatte den Staatskanzler nicht hierin belogen — empfing ſie ſeine Beſuche, und ſie erwartete ihn, ſeinem letzten Briefe zufolge, noch am eingangs bezeichneten Abende.

Es war dies nicht an einem ihrer Empfangstage.

Zu den wenigen Männern, welchen das vielfach beneidete Recht des excluſiven Empfanges, der petites entrées, von der Gräfin Manolli eingeräumt war, gehörte auch der römiſche Abbate Regnardo, obgleich man ſich von ſeinen Intriguen manches erzählte, das ſeinen Ruf nicht eben ſehr vortheilhaft illuſtrirte: ein Mann von vierzig und einigen Jahren, tief ſinnlicher Natur,

ziemlich verlebt, doch immer noch anſpruchsvoll und, in ſeiner Weiſe, nicht ohne Geiſt.

Dieſen Abbate ſehen wir jetzt gegenüber der ſchönen Gräfin.

Er beſaß die Gabe des Vortrages, und ſie pflegte ſich von ihm vorleſen zu laſſen; vielleicht weniger, um ſeine Declamation zu bewundern oder am Inhalte des eben Gewählten ſich zu erquicken als um ſeinem Geſpräche auszuweichen, das gewöhnlich auf eine ſehr leidenſchaftliche Darlegung ſeiner Gemütszuſtände in Bezug auf ſie hinauslief, oder zog ſie auch die Lectüre vor, um ihren eigenen Gedanken und Empfindungen umſo ungeſtörter nachhängen zu können.

Dies war auch heute der Fall.

Abbate Regnardo hatte für dieſen Abend ſeltſamerweiſe eine religiöſe Dichtung, eine von ihm ſelbſt verfaßte poetiſche Meditation gewählt und ſie mit der, faſt allen Italienern eigenen Begeiſterung vorgetragen.

Der Schluß dieſes „Kraft der Tugend“ betitelten Gedichtes lautete verdeutſcht, wie folgt:

„Die Sünde wechſelt häufig die Geſtalt,
Darum auch iſt ſo ſchwer ſie zu bekämpfen;
Gelingt's jedoch, des Blutes Sturmgewalt
Im Buſen einzudämmen und zu dämpfen,
Daß frei um ſich das Seelenauge blicken,
Scharf faſſen kann das Bild der Leidenſchaft,
In ſeine Theile blitzſchnell es zerſtücken:
Dann ſchwindet hin der Sünde Zauberkraft,
Abfällt von ihr der trügeriſche Glanz
Und es verbleicht erlogner Roſenſchimmer;
Ein ſchreckliches Geripp, durchſichtig ganz,
Steht ſie vor dir nach abgeſtreiftem Flimmer.
Ihr gegenüber dann erſcheint die Tugend,
Beim erſten Anblick wol noch grau umhüllt;
Sie aber iſt von Himmelsglut erfüllt
Und zeigt ſich bald in ewig ſchöner Jugend.

Wie steht vor ihr nunmehr die Sünde da!
So steht die Lüge bebend vor der Klarheit,
Sie wagt nicht aufzublicken in die Wahrheit,
Sie wagt sich nicht dem Strom' des Lichtes nah,
Der um die Tugend strahlend ausgegossen
Und der, sie fühlt's, der Ewigkeit entflossen."

Der Abbate trug diese Schlußverse mit hohem Pathos vor, und es hätte auf jeden Zuhörer und Zuschauer eine ganz eigenthümliche Wirkung äußern müssen, diese zwei Personen in dieser Situation zu belauschen: ein prächtiges Damengemach, ausgestattet mit orientalischem Luxus und raffinirtestem Geschmack, durch Girandolen magisch beleuchtet; in ihrer Causeuse die blendend schöne Contessa in reizendem Negligé, das von langen schwarzen seideweichen Locken umflossene Haupt auf den halbbloßen vollen schneeweißen Arm gestützt und den Blick träumerisch vor sich hin; ihr gegenüber auf einem Tabouret der hagere, einfach schwarz gekleidete Abbate mit dem bleichen, von Leidenschaften durchfurchten Antlitze und den dunkel glühenden Augen, aus denen, wie aus dem Krater eines halberstorbenen Vulcans, zeitweilig Blitze zuckten . . . .

Ein treffliches Stück geistlicher Poesie, sagte die Gräfin, nachdem er die Lectüre beendet und das Papierheft vor sich auf das Tischchen gelegt hatte, das ihn von dem schönen Weibe trennte: der Geist schifft sozusagen auf diesen melodiösen Versen wie eine Barke auf sanft gehobenen Wellen dahin in das Meer der Harmonie; so liebt der Himmel, durch des Mondes milde Magie die Sommernacht aufzuhellen.

Wennnicht — fiel der Abbate salbungvoll ein — das Wort vielmehr der Morgensonne gleicht, die jede Truggestalt der Dämmerung weichen macht.

Ich werde, fügte er dann sich langsam erhebend hinzu, wenn es Ihnen beliebt, Contessa, morgen oder übermorgen diesem Gedicht ein ähnliches, auch von mir verfaßtes, folgen lassen.

Kommen Sie morgen, entgegnete Camilla, in die Causeuse sich zurücklehnend und ihm die Hand zum Abschiede reichend, denn es ist meiner Seele jetzt mehr denn je Bedürfniß, der Blume gleich den Thau zu schlürfen, der aus dem Himmelsborne solcher Betrachtungen fließt.

O daß ich von Ihnen scheiden muß, rief Reguardo hingerissen, sich selbst vergessend aus, indem er einen feurigen Kuß auf ihre Hand drückte, daß der göttliche Genuß, Ihr reines Antlitz ungestört zu schauen und mich an Ihrem Engelswesen zu erbauen, o daß solche Wonne enden muß!

Herr Abbate, versetzte die Gräfin, ihm ihre Hand sanft entziehend, es harren Ihrer gar viele Herzen, die alle sich entflammen wollen am Vestafeuer Ihrer Poesie; so viele edle Römerinen verlangt es nach Ihrem Worte, so viele weibliche Herzen erschließen sich Ihnen mit Vertrauen!

Es ist wahr, seufzte der Abbate, ich nenne viele Herzen mein; aber keines von allen hat den Werth des Ihrigen für mich.

Besitzen Sie denn nicht mein Vertrauen?

Nicht so ganz, Signora, nicht, wie ich es wünsche.

Worin fehle ich? Sprechen Sie!

Ich dürfte also unumwunden sprechen?

Ohne jeden Rückhalt.

Nun denn! Contessa Camilla ist die schönste — wollte sagen, die reinste von allen Frauen Rom's, warum, dies frage ich im Vertrauen, warum vermeidet sie nicht auch den Schein des Gegentheils?

Des Gegentheils? Ich verstehe Sie nicht.

Sie empfangen so viele Cavaliere —

Doch immer in den Schranken des Anstandes —

Anstand! Sehen Sie, ich habe hierüber meine eigenen Gedanken.

Verführung, Herr Abbate, wagt ſich nicht an mich.

Nicht in roher Weiſe —

Auch nicht in anderer. Uebrigens iſt mein Ruf ein geſicherter.

Gewiß, bis jetzt; doch kann der Schein ihn untergraben.

Ihr Rath alſo wäre?

Keinen der Cavaliere auszuzeichnen.

Kann ſich Einer deſſen rühmen?

Dem — Scheine nach — ja, Einer.

Nämlich?

Conte Montalto.

Er war ein Freund meines Gatten.

Die Welt ſieht in ihm jetzt Ihren Verehrer.

Nun, Herr Abbate, der Verehrer zähle ich ja viele, darunter ſogar Sie.

O Signora, was meine Verehrung betrifft —

Nun?

Meine Seele wendet ſich der Ihrigen zu, wie das Heliotrop der Sonne.

Vermag dies nicht auch eine andere Seele, zum Beiſpiel, die des Conte Montalto?

Ich — ich zweifle.

Alſo noch einmal, Ihr Rath wäre?

Zurückziehung.

Sie haben nicht ganz unrecht; ich will mir's auch überlegen.

Wirklich?

Ganz gewiß. Sind Sie nun mit mir zufrieden?

Zufrieden? ſagen Sie, ſelig!

Mit dieſem Ausrufe und einem wiederholten Handkuſſe der feurigſten Art verließ Abbate Regnardo das Gemach. —

Camilla fuhr empor und durchſchritt das Boudoir flammenden Blickes.

Der abſcheuliche Heuchler! rief ſie aus; ſolche Leute hält ſich die betrogenſeinwollende Welt als Colporteure des Rufes; Verachtung ihnen allen! Beſonders den ſtolzen, übermütigen Hochgebornen! Dieſer Abbate ſoll und wird mir dienen, meiner wolbegründeten Rache an Aleſſandro und ſeiner Frau. Er liebt ſie, ohne von ihr, wie ich weiß, im ſelben Grade wiedergeliebt zu werden; ſie liebt, außer ſich ſelbſt, nichts, und iſt kokett genug, um ſich hieran zu halten und ihren Ruf über kurz oder lang anzugreifen und zugrundezurichten; dazu bedarf ich eines Menſchen wie dieſer Abbate. Er hat Zutritt bei ihr und er wird es ſein, der in Aleſſandro's Bruſt das verzehrende Gift der Eiferſucht flößt. O Signor Conte, man beleidigt ein Weib, wie Camilla Manolli, nicht ungeſtraft! . . .

Aber dies genügt mir noch nicht, fuhr ſie in ihrem leidenſchaftlichen Selbſtgeſpräche fort, der ganze Adel ſoll meine Rache fühlen. Man betrachtet mich noch immer als einen Eindringling in dieſer Geburtſtolzen excluſive Kreiſe, gleichwie eine getaufte Jüdin den Chriſten noch lange hin als Jüdin erſcheint, deren nächſte Generation erſt chriſtlichen Typus erhält; ſo muß auch ich durch eine zweite Verbindung mit einem Hochadeligen mich dieſer Kaſte unabweislich machen. Und dazu, Signor Conte Montalto, brauche ich Sie; Ihr Name hat guten Klang und, was noch mehr, man achtet oder fürchtet Sie ſogar um Ihrer mächtigen Verbindungen willen, denn man weiß, daß Sie eingeweiht in die Geheimniſſe des Jeſuitenordens und daß Ihre Hand ſehr weit reicht. Ich werde durch Sie meine zweite Adelstaufe, meine eigentliche erſt erhalten, da man meine erſte bisher als eine Nothtaufe betrachtet und achſelzuckend hingenommen hat. Ihre Perſönlichkeit, mein lieber Montalto, macht mich dabei nicht lächerlich, denn Sie ſind, ich muß es geſtehen, obgleich ich nicht Leidenſchaft für Sie empfinde, ein Mann, deſſen geiſtige und ſelbſt körperliche

Eigenſchaften manches Frauenherz für ſich gewinnen mögen. Alſo — abgemacht!

— Eine Stunde ſpäter trat unſer Thorſting-Hochberg-Montalto, hier unter letztrem Namen, bei der reizenden Gräfin Manolli ein.

Sie empfing ihn mit der Wärme der — Freundſchaft, was ſie jedoch nicht hinderte, bezaubernd anmutig zu ſein.

Während des Soupers, das allsbald ſervirt wurde, hielt ſich das Geſpräch, der Domeſtiken wegen, an Indifferentes; er ſprach von ſeiner Reiſe, ſie von Rom's Vergnügungen.

Dieſe Converſation änderte ſogleich ihren Charakter, nachdem abgetragen und die Dienerſchaft entfernt war.

Wielange gedenken Sie diesmal hier zu verweilen? fragte die Gräfin anſcheinend gleichgiltig.

Die Dauer meines Aufenthaltes, entgegnete Montalto mit einem gewiſſen, ihr nicht unangenehmen Nachdruck, hängt von zwei wichtigen Momenten ab, welche zu beherrſchen ich ſelbſt nicht vermag, indem das eine Sache des Geſchickes, das andere ein Ausfluß Ihres Willens, theuere Gräfin, ſein wird.

Alſo Letztres zuerſt, warf Camilla lächelnd hin; was hat mein Wille mit Ihrem Verweilen in Rom zu thun?

Sie fragen noch! Beweis genug, daß Sie wenig für mich empfinden.

Iſt Hochachtung nichts?

Viel, aber nicht Alles, —

Das Fehlende hat die Zeit zu bringen.

Die Zeit, ſchöne Gräfin, reift nur vorhandene Keime.

Laſſen wir, lieber Graf, die Frage, ob ein gewiſſer, von der guten Zeit zu entwickelnder Keim vorhanden oder nicht, für den Augenblick unerörtert und gehen auf das andere Moment Ihres Aufenthaltes über. Worin beſteht dieſes?

In dem Befinden Seiner Heiligkeit. Ich bin vor zwei Stunden erſt hier eingetroffen, mein erſter Beſuch iſt dieſer bei Ihnen, ich vernahm noch nichts Beſtimmtes. Was wiſſen Sie davon, theure Gräfin?

Obgleich der Vatican jetzt ſozuſagen hermetiſch verſchloſſen iſt, weiß ich doch aus guter Hand, daß die Lebensſonne des heiligen Vaters zur Neige geht.

In welchem Maße?

Daß er dieſes Frühjahr kaum überleben dürfte.

Ich werde bis zum Hinſcheiden des Papſtes in Rom verweilen.

Sie ſagen mir damit etwas Angenehmes, wennauch dieſes Verweilen höheren Zwecken gilt.

Höheren? Iſt nicht das Schöne das Höchſte?

Mag ſein, für die Fantaſie oder für das Herz; gewiß aber nicht für den Geiſt, für den Verſtand; und Sie, mein Freund, ſind nach meiner feſten Ueberzeugung ein Verſtandesmenſch par excellence. Sie lächeln zu dieſer Bemerkung, und doch habe ich recht, ſo ſehr recht, daß ich — meinerſeits — nicht zu lächeln vermag ....

Dieſe Wendung, in der ſoviel Schmeichelhaftes für Montalto lag, verfehlte — wie es wenigſtens ſchien — des beabſichtigten oder unwillkürlichen Eindruckes auf ihn nicht, denn er umſchlang jetzt ihre auf dem Tiſche ruhende Rechte mit beiden Händen und entgegnete mit hoher Wärme:

Auch das Verſtandesleben hat, wie Alles hienieden, ſeine Gränze, und noch niemals, ſeit ich denke, ſtand ich dieſer Gränze — mit dem beſeligenden Einblick in ein Paradies — ſo nah wie heute, wie jetzt! Obgleich kein Jüngling mehr, fühle ich doch Kraft des Herzens und Empfänglichkeit der Fantaſie genug, um das Glück deſſen zu würdigen, was außer dem Bereiche des Verſtandeslebens liegt und eben nur dem Gemüte gehört. Sie, theuere Gräfin,

können von anderen Männern leidenschaftlicher geliebt werden, aber wahrer, inniger nicht als von mir, wenn überhaupt ich mir selbst nicht unrecht thue, wenn nicht meine Liebe wirklich Leidenschaft zu nennen ist. . . . .

Camilla war nicht kokett von Natur, sie war es seit Alessandro's verletzendem Rücktritte nur mit Absicht, und absichtliche Koketterie hält einer starken Gefühlsäußerung gegenüber nicht Stand.

Montalto's ebenso herzliche als einfache Erklärung mußte auf ein nicht ganz erkaltetes weibliches Gemüt Eindruck machen, mehr selbst als die feurigste Herzensergießung eines Jünglings oder jüngeren Mannes; es lag ja darin weit mehr Rührendes, jedenfalls Schmeichelhaftes; diese Hingebung eines Verstandesmenschen, eines Mannes von solcher Lebensaufgabe wie Montalto konnte auf Camilla, wenigstens zunächst auf ihren Geist, nicht anders als günstig wirken, abgesehen selbst davon, daß er mit seinen geistigen Vorzügen auch körperliche vereinigte und um vieles jünger schien als er wirklich war, übrigens erst dreiundvierzig Jahre zählte. . . .

Die schöne Gräfin schwieg eine Weile, ohne ihm ihre Hand zu entziehen und auch ohne den Blick von seinem ausdrucksvollen Gesichte abzuwenden. Dann sagte sie mit einem reizenden Lächeln, das eine Doppelreihe der zartesten und weißesten Perlen blicken ließ:

Es wagt ein Weib sehr viel, mit Liebe und Vertrauen einem Manne sich hinzugeben, dem seine Lebensbestimmung die weite Welt zum Aufenthalte anweist und das Eingehen so vieler und verschiedenartiger Verhältnisse, selbst mit Damen, zur Pflicht macht; denn ein sogestellter Mann vermag es nicht, seiner Gattin so anzugehören, ihr so ausschließend zu leben, wie es ihr liebendes Herz verlangt.

Meine äußeren Verhältnisse, entgegnete Montalto mit noch höherer Wärme und mit jener männlichen Sicherheit, welche den Frauen an dem starken Geschlechte so gefällt, gestatten mir, sobald

ich es will, von den Geſchäften mich ganz zurückzuziehen und meiner Häuslichkeit allein zu leben; ich blieb, bis vor kurzem, bis zu dem Augenblicke nämlich, da ich Sie, theure Gräfin, kennen lernte, auch mit Vergnügen in dieſen Geſchäften, da ich in ſelben Aufregung und Gelegenheit fand, meiner Ueberzeugung nach, der Welt zu nutzen, indem ich mein bischen Talent in Thätigkeit ſetzte; dieſe Staats- und Humanitätsangelegenheiten aber verlieren, wennnicht gänzlich, doch größtentheils ihren Reiz für mich durch den Gedanken an Sie, durch die beſeligende Vorſtellung eines ungeſtörten Lebens an Ihrer Seite.

Und welchen Aufenthalt würden Sie in dieſem Falle wählen? fragte Camilla leiſe, die hohen Augenlider ſenkend.

Darüber, verſetzte Montalto im Tone eines Glücklichen, wie über alles, was ein ſolches Zuſammenleben in ſich faßt, ſtände meiner Gattin allein die Entſcheidung zu; Sie lieben Rom nicht beſonders — vielleicht Venedig —

Beide Städte nicht, als Aufenthalt nicht.

Paris?

Wünſchte ich jedenfalls kennen zu lernen, obgleich, nach allem was ich von Paris geleſen und gehört, auch nicht als beſtändigen Aufenthalt, denn dort iſt die Unbeſtändigkeit zuhauſe. Uebrigens zieht es mich, meinem ganzen Weſen zufolge, nach dem Süden; vor allem aber würde ich, neuvermält, gerne einige Zeit reiſen, dann erſt für dieſes oder jenes Land, dieſe oder jene Stadt mich entſcheiden.

Sie ſprechen mir aus der Seele —

Wirklich?

In Wahrheit! Auch träfe es ſich eben jetzt ſehr gut, denn ich habe, zur Abwickelung meiner Geſchäfte, von hier aus, nachdem das Geſchick des heiligen Vaters ſich erfüllt und das Conclave den neuen Papſt gewählt haben wird, eine Reiſe nach Liſſabon und von dort vielleicht auf kurze Zeit nach America anzutreten.

Und würde Sie dabei die Gesellschaft einer Dame nicht geniren?

Einer Dame, ja; die meiner — Gattin — nicht im mindesten.

Und Sie wünschen meine Begleitung als solche?

Montalto antwortete auf diese Frage mit einem Kusse auf Camilla's Hand, indem er sich vor ihr auf ein Knie niederließ.

Sie neigte sich ihm zu und erhob ihn mit den mehr geflüsterten als gesprochenen Worten:

Ich werde Sie begleiten.

Zweites Kapitel.

Improvisation und Debatte.

Am nächstfolgenden Abende fand sich der Abbate Regnardo rechtzeitig bei unserer schönen Gräfin ein, die ihn ungemein freundlich empfing.

Sie war allein und sah dem Besuche ihres Bräutigams — denn dies war jetzt Montalto — erst nach einigen Stunden entgegen, da derselbe viel zu thun, vielerlei zu besorgen hatte.

Der Abbate wußte nichts von der Ankunft dieses ihm nicht zu Gesichte stehenden Herrn, der mittlerweile Herz und Hand der von ihm adorirten Dame gewonnen hatte.

Während er nun ein wenig von den aufgesetzten Erfrischungen genoß, richtete er an sie die Frage, ob ihr die Fortsetzung der gestrigen Lectüre genehm wäre.

Gewiß, mein lieber Herr Abbate, entgegnete Camilla voll der besten, an Uebermut streifenden Laune, gewiß wird es mir großes Vergnügen gewähren oder vielmehr mich in hohe Begeisterung versetzen, Ihre excellente Poesie zu genießen; nur hätte ich eben heute, da meine Stimmung eine etwas weltlichere als gestern ist, einen

Wunſch, das heißt, eine Bitte, durch deren Erfüllung Sie mich ſehr angenehm verpflichten würden.

Mir gegenüber, rief Regnardo emfatiſch aus, können Sie, bewundernswerthe Conteſſa, nur Befehle, nicht Wünſche, noch weniger — Bitten haben.

Doch, doch, mein Herr!

Noch einmal, nur Befehle, und es iſt an mir, zu bitten, daß Sie befehlen; ſprechen Sie denn, ich höre und gehorche.

Ganz unbedingt?

Wie ein Jeſuit ſeinem Ordensgeneral!

Aber Sie ſind ja nicht Jeſuit —

Ihnen gegenüber, anbetenswürdige Conteſſa, bin ich Alles, ſogar, wenn es ſein muß, ein Jeſuit.

Haſſen Sie denn die Jeſuiten?

Ich deteſtire ſie blos, denn ſie ſind mir ein Gräuel.

Und warum, lieber Freund?

Weil ſie uns Weltgeiſtlichen, aus Neid, überall in den Weg treten.

Der kluge Weltgeiſtliche wird eben das Prävenire ſpielen, nicht ſo?

Ja, Conteſſa, das wird er!

Und dies thun denn auch Sie, nicht wahr?

Ich, Signora?

Zum Beiſpiel — bei mir —

O Conteſſa! Aber ſchonen Sie meiner vorderhand und — ſprechen Ihren Befehl aus.

Nun alſo! Sie beſitzen in außergewöhnlichem Grade die Gabe der Poeſie und ſind zugleich, wie eigentlich jeder wahre Poet, Improviſator. Es würde mich glücklich machen, eine Improviſation Ihres poetiſchen Geiſtes zu vernehmen.

Sogleich?

Falls es Ihnen beliebt, ja; wir ſind und bleiben ungeſtört.

Wolan, ich bin bereit; geben Sie mir ein Thema!

Darf es ein launiges, ein ſatiriſches ſein?

Es darf alles ſein, was Sie verlangen, unvergleichliche Conteſſa, nur nicht darüber, daß ich jemals aufhören könnte oder ſollte, Sie für den ſchönſten aller Sterne zu halten, die an meinem Lebenshimmel bisher geleuchtet.

Bei Nacht kann man ſich täuſchen, mein Freund.

O Sie ſtrahlen ſo wunderbar, daß ich Sie noch am Aequator dicht neben der Sonne würde glänzen ſehen!

Das iſt viel —

Aber noch lange nicht Alles! Alſo — das Thema —

Sie ſind, Herr Abbate, ein Hausfreund des Grafen Aleſſandro * * * und der Gewiſſensrath ſeiner ſchönen jungen Gattin Angelica.

Jung iſt ſie wol, aber — ſchön ſie zu nennen, nachdem man Conteſſa Camilla Manolli zu bewundern das Glück gehabt, iſt gradezu eine Unmöglichkeit.

Sie gilt mindeſtens für ſchön; doch wie dem ſein möge, ich wünſchte eine ſatiriſche oder doch launige Improviſation von meinem verehrten Poeten Abbate Regnardo über dieſes liebenswürdige Ehepaar —

Welches Sie etwa ſo deteſtabel finden, wie ich die Jeſuiten —

Sie ſagen es, lieber Freund. Nun, darf ich hoffen?

Sie befehlen, ich gehorche.

Doch nicht mit Unwillen?

Mit Wonne!

Wieviel Zeit zur Vorbereitung nehmen Sie in Anſpruch?

Nicht eine halbe Minute.

Da ſieht man den Meiſter —

Conteſſa, Sie ſollen ihn auch hören! Sind Sie bereit dazu?

Mein Geist lauscht bereits mit stillem Entzücken.

Der Abbate verneigte sich, nahm sodann Camilla's Guitare von einem Seitentischchen, setzte sich in einem Fauteuil mehre Schritte von der Causeuse der Gräfin entfernt zurecht, prüfte und ordnete rasch die Stimmung des Instrumentes, präludirte kurz und begann in jener den italienischen Improvisatoren eigenen Vortragsweise, die zwischen Singen und Recitiren die Mitte hält, unter entsprechender Begleitung sein extemporäres Capriccio, das verdeutscht etwa lautete wie folgt:

„Aufthat sich die Kloster-Clause,
Und ein Dämchen von sechszehn Jahren
Von rothen Lippen und gleichfarbigen Haaren
Ging draus hervor und nachhause:
So springt ein munteres Kätzelein
Im ersten Mausetraum,
Um Vögelein aufzusuchen fein,
Auf den hausbeschattenden Baum
Und bildet sich, fängt sie auch gar nichts, ein,
Schon eine ganz fertige Katze zu sein." (Accord.)

„Die Alte sieht der Jungen zu
Und läßt sich miauend also vernehmen:
Ei, machst doch alberne Sprünge du!
So fängt man die losen Zeisige nicht,
Du mußt dich zum Lauern bequemen.
Das Kätzlein hört, was die Katze spricht,
Und gehorcht, wenngleich mit saurem Gesicht." (Accord.)

„Der Tag geht hin, der Abend kommt,
Die Zeit, die sorecht dem Mausen frommt,
Und unser Kätzlein, schon wolbelehrt
Durch ihre Mutter, erfahrungbewährt,
Thut so unschuldig am Baum vom Hause,
Alswie ein Dämchen in der Kloster-Clause,
Verdreht die grünlichen Aeugelein
Wie ein junger Poet im Mondenschein." (Accord.)

„Es währt nicht lange, da kommt herbei
Ein lockerer Zeisig geflogen,
Wie Alexander der Große so frei
Und kühn hat die Welt er durchzogen:
Er hatte sich weidlich amüsirt
Und suchte, nunmehr schon fatiguirt,
Sein Lager am Baum, für ihn so süß,
Wie dem großen Alexander Persepolis." (Accord.)

„Da winkt die Katze dem Kätzlein zu,
Der Augenblick sei gekommen,
Und Mizchen ist auf dem Baum im Nu,
Das Lager des Zeisigs erklommen,
Er selber gefaßt und herabgeschleift,
Die Federn sind bald ihm abgestreift,
Er wird verspeist. Die Alte ruft aus:
Nun, Engelchen, halte dich fest an den Schmaus;
Ein andermal geht es an eine Maus,
Wir haben ihrer gar viel im Haus!" (Accord.)

„Das ist die celebre Historia
Von Alessandro und Angelica." (Fermate.)

Und Abbate Regnardo, bemerkte Camilla lachend zum Schlusse, ist der malitiöseste Historiograf von ganz Italien; schade übrigens, daß Sie diese pikante Historie nur improvisirt, nicht geschrieben haben, da sie sonach eigentlich verloren ist.

O Contessa, entgegnete der Abbate munter, indem er die Guitare weglegte, ist meine poetische Ader nicht schwach, so ist mein Gedächtniß stark zu nennen, und ich schreibe, wenn Sie es befehlen, Ihnen diese Improvisation sogleich Wort für Wort nieder.

Die Gräfin bat ihn, noch immer lachend, es zu thun, und er gehorchte unverweilt.

Wie aber, sagte sie dann, wäre es anzustellen, diese treffende Piece dem zärtlichen Pärchen in die Hände zu spielen? Denn darauf käme es zumeist an, nicht wahr?

Allerdings, und da Sie es wünschen —

So werden Sie dafür Sorge tragen?

Gewiß, Signora.

Sie verbinden mich dadurch außerordentlich.

In der That?

Ja, Herr Abbate; ich betrachte dies als einen wahren Freundesdienst. Bis wann könnte die Historie von „Aleſſandro und Angelica“ am Orte ihrer Beſtimmung ſein?

Noch morgen.

Beide werden raſen —

Ohne Zweifel; anfangs Jedes für ſich, da er und ſie die Sendung ſeparat erhalten ſollen.

Unvergleichlich, mein Freund!

Damit, Conteſſa, wäre die Sache nicht vollſtändig, denn Beide würden nur im vertraulichen Austauſche raſen; dieſe Katzen- und Zeiſiggeſchichte müſſen auch Andere, beſonders Jene leſen, die ſich die intimſten Freunde des Grafen nennen.

Und auch dies wollen Sie beſorgen?

Ihnen zuliebe — zu dienen — wollte ich ſagen.

Sie ſind mir alſo wirklich ſehr zugethan?

O Conteſſa! . . .

Still, man kommt! . . .

Abbate Regnardo ermäßigte raſch ſeine bei letztem Ausrufe etwas zu ſchwungvoll gewordene Haltung, indem er im Fauteuil zurückrückte und ſeine vorher nach der Gräfin ausgeſtreckten Hände, wie eine Schnecke bei überraſchender Berührung ihre Fühlhörner, an ſich zog und läſſig in den Schoß legte, ohne dabei den Kopf, den er gleichfalls ſenkte, der Eingangsthüre zuzuwenden.

Durch dieſe trat im nächſten Augenblick Montalto ein; nicht, wie jeder Andere, vom Cameriere gemeldet, im Gegentheile von einem Blicke Camilla's empfangen, der ihn bezüglich ihres gegen-

wärtigen Besuches nicht nur nicht stutzen machte, sondern in die heiterste Laune versetzte.

Uebrigens kannte Montalto seinen Mann und wußte denselben nach allen seinen Eigenschaften und Strebungen gehörig zu würdigen, wie wir andererseit des Abbate Ansichten über Montalto bereits kennen gelernt haben.

Letztrer trat nun gemessenen Schrittes vor und begrüßte die Dame vom Hause in ehrerbietiger Weise, die jeden Schluß auf ein zwischen Beiden bestehendes intimeres Verhältniß unmöglich machte.

Dieser Umstand beruhigte unsern Abbate wenigstens soweit, daß er sein Staunen und seinen respectiven Unwillen über das so plötzliche, von ihm auch nicht entfernt geahnte Erscheinen des ihm verhaßten „Nebenbuhlers" ganz anständig verwand und den Gruß desselben, der sich sofort zwischen ihm und seinem Paradiese niederließ, bestmöglich erwiderte.

Nur konnte er dabei doch nicht umhin, zu fragen, wann der Signor Conte angekommen und wie lange dieser in Rom zu verweilen gesonnen sei.

Ich bin erst seit gestern hier, entgegnete Montalto mit eigenthümlichem Lächeln, und die Dauer meines Aufenthaltes hängt von den Umständen ab, wie eben Alles in der Welt.

Die Verhältnisse bestimmen den Menschen, sprach der Abbate gesenkten Blickes und salbungvollen Tones vor sich hin; sie sind gleichsam sein geistiges Kleid —

Und Kleider machen Leute, fiel die Gräfin munter ein.

Gewiß, fuhr Regnardo ohne Ton und Haltung zu verändern fort, Kleider machen Leute, doch macht das Kleid nicht den Menschen, am allerwenigsten den M a n n.

Sie haben recht, bemerkte Montalto, einen Blick mit Camilla wechselnd, denn es gibt, ohne Ihnen zu schmeicheln, Herr Abbate,

Männer von äußerſt ſtrenger Religioſität und muſterhaft geiſtlicher Sittenreinheit, obgleich ſie in weltlicher Hülle vor uns erſcheinen und, auf den erſten Blick hin, ſich durch nichts von den Weltkindern unterſcheiden.

Der Abbate zuckte bei dieſem Stiche leiſe in ſich zuſammen, was weder der Gräfin noch ihrem Bräutigam entging; doch erwiderte er ziemlich gelaſſen:

Männer ſagen ſich keine Schmeicheleien, und ſelbſt eine Dame — hierbei richtete er ſeinen Blick nach Camilla's Augen, die mit einem nicht zu definirenden Ausdrucke auf ihm ruhten —, falls ſie Geiſt und richtiges Gefühl beſitzt, wird Complimente und Flatterien als das was ſie wirklich ſind, als Beleidigung nämlich, mit gerechtem Unwillen zurückweiſen; demnach ſchmeichle ich Ihnen nicht, Signor Conte, wenn ich ſage, daß Sie ſich in ganz gleichem Falle mit mir befinden, indem auch Sie in weltlicher Hülle ſich zeigen, während Sie doch recht eigentlich ein Diener der Kirche ſind —

Der Kirche, ja, unterbrach ihn Montalto nichts weniger als betroffen, aber nicht der Geiſtlichkeit.

Die ſchöne Gräfin jubelte im ſtillen über den Kampf Beider, und lehnte ſich behaglich in die Cauſeuſe zurück, ihr Batiſttuch an den Mund haltend, um unwillkürliches Lächeln oder gar Lachen zu verbergen oder zu unterdrücken.

Sie trennen, Signor Conte, bemerkte der Abbate achſelzuckend, die Begriffe „Kirche“ und „Geiſtlichkeit“; das iſt, als wollte man an einem Hauſe Mauern und Dach trennen.

Signor Abbate, Ihr Vergleich iſt treffend; nur trifft er nicht mich, ſondern Sie.

Wie das, wenn es beliebt?

Die Kirche iſt, nach meiner Anſicht, die unerſchütterliche Grundmauer des Staatsgebäudes, der großen Geſellſchaftbehau-

ſung, und die Geiſtlichkeit nur das Dach, um das Mauerwerk gegen Wind und Wetter zu ſchützen; das Dach aber wird von Zeit zu Zeit ſchadhaft und bedarf der Reparatur.

Sie ſprechen demnach der Reformation das Wort?

Ich unterſcheide auch hierin: nicht der Reformation, wol aber der Reform; dieſer bedarf immer und jetzt mehr denn jemals der Clerus.

Damit, Signor Conte, haben weder wir Weltgeiſtliche noch Sie, die Jeſuiten, etwas zu ſchaffen; ich meine, ſelbſtverſtändlich, nicht die eigentlichen Jeſuiten, denn dieſe ſind Mönche, ſondern die Geſchäftsträger oder, wenn Sie wollen, Diener dieſer Mönche, nämlich die — Jeſuiten im Frack, obgleich auch der Frack zeitweiliger Mode unterliegt und ſomit gleichfalls der Reform benöthigt. So unterſcheide ich, Signor Conte.

Und Sie deſtinguiren gut, Signor Abbate, wie die meiſten Weltgeiſtlichen, weil ſie in und theilweiſe auch von der diſtinguirten Welt leben; nur gebe ich Ihnen zu bedenken, daß der Jeſuit im Frack die Form desſelben beliebig ändern kann, während der Clerus die ihm octroyirte Form unbedingt annehmen muß.

Wenn Sie der Herr Ordensgeneral ſo ſprechen hörte ....

So würde er ſagen: Der Mann hat recht, denn das Kleid macht nicht den Mann, wie ja Sie ſelbſt, Herr Abbate, zuvor ganz richtig bemerkten.

Und der unbedingte Gehorſam der Jeſuiten?

Betrifft nur die Idee, nicht die Form, und wenn ſchon dieſe, nur die des Jeſuiten-Mönches, nicht die des Jeſuiten im Frack; was ſchon daraus hervorgeht, daß letztrer ſich nach freier Wahl verehelichen kann, wenn er es nicht bereits iſt.

Signor Conte, Sie ſchildern Ihren Dienſtſtand ſo anziehend, daß ich ſelbſt mich verſucht fühlen könnte, in dieſes

Dienstverhältniß einzutreten, wenn ich nicht zufällig Weltgeistlicher und somit ein ganz unabhängiger Mann wäre, da, wie Sie gewiß zugeben werden, Unabhängigkeit das Höchste ist, wonach ein Mensch von Geist und Herz streben mag.

Gewiß, Signor Abbate; doch dürften Sie, als Weltgeistlicher, mit Ihrer Unabhängigkeit ein wenig in Conflict gerathen, falls es Ihrem Herzen begegnete, sich von einer Dame hinreißen und fesseln zu lassen; nicht wahr? Und was, wenn ich fragen darf, meint unsere Dame vom Hause hierzu?

Camilla hatte bisnun nur mit großer Anstrengung an sich gehalten, um nicht ihre Heiterkeit lautwerden zu lassen; und so kam ihr Montalto's Frage sehr gelegen, da ihr unvermeidliches Lachen vonseite des Abbate als eben zur Antwort auf diese in guter Laune gestellte Frage betrachtet und sonach entschuldigt werden konnte.

Was ich dazu meine? fragen Sie, die Lachthränen sich trocknend, die in ihren großen schwarzen Augen wie Sterne aus dunklem Nachthimmel schimmerten.

Ja, um Ihre diesfällige Meinung bitten wir, nicht wahr, Signor? entgegnete Montalto, der es auf den momentanen Ruin des Abbate gemünzt zu haben schien, wogegen letztrer jedoch mit dem Ausrufe protestirte:

Sie bedienen sich, wie Cicero und wie die Recensenten, des Plurals „Wir" statt des Singulars „Ich;" denn — was mich betrifft — so —

So erlassen Sie mir die Antwort? unterbrach ihn die mutwillige Gräfin mit fast krampfhaftem Lachen.

Ja, Signora.

Wenn ich sie aber durchaus geben wollte?

So — so wäre ich gewiß, ein — verständiges Wort zu vernehmen.

Das etwa lauten würde — wie?

Das ungefähr so lautete: Bei der Prieſterweihe ſchwört der junge Mann den Sinn für das Schöne ebenſowenig ab wie den für das Gute und Rechte.

Aber das Celibat! fiel Montalto, der Unerbittliche, ein.

Der Celibataire, Signor Conte, braucht kein Miſogin zu ſein, ſeine Pflicht macht ihn nicht zum Ikonoklaſten, wenngleich er im Tempel des Schönen nicht Ikonodule ſein darf; und ein Freund des Diſtinguirens, wie Sie, wird gewiß unterſcheiden zwiſchen Idolatrie und Vandalismus, zwiſchen Bilderanbetern und Bilderſtürmern; die Extravaganz hält ſich zur Linken und zur Rechten, die Wahrheit — in medio virtus — liegt in der Mitte, und —

Auf dieſer goldenen Mittelſtraße, unterbrach ihn abermals ſein Gegner, wandelt der weiſe Weltgeiſtliche.

Regnardo lächelte nach ſeiner Weiſe.

Ihre Dienſtverhältniſſe, warf er leicht hin, führen Sie wol oft auf denſelben Weg, nicht wahr?

Montalto, ein wenig gereizt durch die wiederholte ſcharfe Betonung des Wortes Dienſt, nahm nun auch ſeinerſeit einen ſtrengeren Ton an.

Es beliebt Ihnen, ſagte er, die Stellung des äußeren Jeſuiten als einen Dienſtſtand zu bezeichnen; nun, Signor, ſo dient auch die Sonne der Erde, indem ſie dieſer Licht und Wärme gibt, und ſo dient auch der erſte Staatsdiener, der Premierminiſter, dem Staate, oder endlich einem Fürſten ſein Leibkammerdiener, der vielleicht noch größeren Einfluß auf den Landesherrn ausübt als der Staatsminiſter; aber — was ich da ſage — geht wol über Ihren Horizont.

Der Abbate war noch nicht ganz aus dem Felde geſchlagen.

Mein Horizont, erwiderte er gelaſſen, umfaßt allerdings keine ſo bilderreichen Anſichten, denn er iſt nur der des Verſtandes,

der natürlichen Logik, während Ihr Gesichtskreis das unermeßliche Bereich der Fantasie voll übernatürlicher Hipotheſen umfaßt; meiner beſchränkten Ansicht nach dient ſelbſt der General des Jeſuitenordens dem einzigen und alleinigen Oberhaupte unſerer Kirche, Seiner Heiligkeit dem Papſte, deſſen Tiara eine Aureole umfließt, deren Strahlen zweihundert Millionen Seelen erleuchten und erwärmen und zu deren ewigem Lichte das zeitliche des Jeſuitismus ſich nur ſo verhält, wie das erborgte Licht des Mondes zu dem uranfänglichen der Sonne.

Sehr gut, ſehr ſchön! rief die Gräfin mit einem ſchalkhaften Blicke nach Montalto aus, welcher Seitenblick und Ton der Ironie dem Abbate leider entging, ſodaß er dieſe Lobſpende für bare Münze nahm.

Allein ſein unbarmherziger Antagoniſt ließ ihn nicht lange in dieſem ſüßen Traume von Sieg.

Verehrungwürdiger Herr Abbate, ſagte er, wollen Sie mir auf ein paar Fragen ganz einfach mit Ja oder Nein antworten?

Ich bin dazu bereit.

Nun denn! Da Ihr Geiſteshorizont, Ihren eigenen Worten nach, nur der des Verſtandes iſt, ſo frage ich Sie zunächſt: iſt die Weltgeſchichte — ich meine nicht dieſes oder jenes Geſchichtwerk, ſondern die Geſchichte der Menſchheit in der Geſammtauffaſſung — iſt, frage ich, die Weltgeſchichte ein Werk des Verſtandes?

Ja, ſie iſt es, entgegnete der Abbate unverweilt.

Nimmt nicht, fragte Montalto weiter, die Univerſalgeſchichte, wie das Meer Ströme, die Specialgeſchichten in ſich auf?

Ja, Signor Conte.

Sie kennen ohne Zweifel die Stammgeſchichte der Kirche?

Ja, ich kenne ſie.

Kennen Sie auch die Zweiggeſchichte des Jeſuitismus?

Wer kennt dieſe wol genau!

Sie kennen ſie alſo nicht genau?

Offen zu ſprechen, nein.

Würden Sie, mein lieber Herr Abbate, die Geſchichte der Jeſuiten genau kennen, ſo würden Sie das Verhältniß des Ordensgenerals zum Papſte ſowie das des Jeſuiten im Frack zu dem des Jeſuiten-Mönches mit ganz anderen Augen, wenngleich noch immer mit denen des Verſtandes, anſehen und es würde ihrem Verſtandesblicke nicht entgehen, auf welcher Seite der Herrſcher — und auf welcher der Beherrſchte ſteht ....

Hier ſchloß ſich die Debatte; denn damit, daß Regnardo ſeine Kenntniß der Jeſuitengeſchichte ſelbſt als eine ungenaue bezeichnete, hatte er ſich des Rechtes begeben, gegen den möglichen Einfluß des Jeſuitismus auf den Gang der Kirchenangelegenheiten Einſprache zu thun; er fühlte dies auch ſogleich und gab ſich ſchweigend, mit einer leiſen Kopfneigung, für beſiegt.

Nun, Signori, rief die Gräfin heiteren Tones aus, reichet Euch die Hände zum Friedensſchluſſe.

Beide gehorchten mit anmutiger Bewegung.

Montalto ſagte noch: laſſen Sie mich hoffen, Signor Abbate, daß dieſer Friede kein fauler ſein werde.

Dagegen empfahl ſich Regnardo mit den Worten:

Ein zwiſchen Verſtand und Witz geſchloſſener Friede trägt in der wechſelſeitigen Achtung die Bürgſchaft ſeiner Dauer in ſich, beſonders unter der Aegide eines Geiſtes, wie der von Conteſſa Manolli ....

Nachdem der Abbate das Gemach verlaſſen hatte, ſagte Montalto:

Dieſer Mann hat den Kopf auf dem rechten Flecke.

Ja, lachte Camilla heraus, und das Herz auf dem linken! ...

Ich finde es ganz natürlich, meine theuere Camilla, daß er Sie anbetet.

Es ist doch immer Götzendienst.

Er hat wol keine Ahnung von unsrem Bündniß —

Nicht die entfernteste; darf sie auch nicht haben, denn ich bedarf seiner, wie ich Ihnen schon im Vertrauen früher gesagt; überhaupt wollen wir unsere Verbindung vorderhand geheimhalten, unsere Vermälung auf einen gelegenen Zeitpunct hinausschieben.

Drittes Kapitel.

Feuer im Dache.

Der poetische Abbate hielt sein der reizenden Gräfin Manolli gegebenes Wort: am nächstfolgenden Abende bereits befand sich das von ihm so keck improvisirte Spottgedicht in den Händen des Grafen Alessandro, seiner Gemalin Angelica und der intimsten Freunde ihres Hauses; er hatte zwanzig Abschriften von einer und derselben Hand besorgen und diese im geeignetsten Wege an ihre Adressen gelangen lassen; ja er ging sogar bei diesem gewagten Manöver soweit, daß er sich am selben Abende im Salon des Grafen Alessandro einstellte, um die unmittelbare Wirkung seines geistigen Attentats auf den leidenschaftlichen jungen Cavalier und dessen nicht minder heißblütige Gattin kennen zu lernen.

Es hatten sich mehre Herren und Damen aus der hohen Aristokratie eingefunden, und die Conversation war eben im besten Gange, als der Cameriere eintrat und auf einem silbernen Cabaret dem Grafen und der Gräfin die an dieselben gerichteten und auf der Adresse mit „dringend" bezeichneten Briefe überreichte, welche, seiner Aussage nach, soeben beim Portier abgegeben worden.

Der Herr wie die Frau vom Hause entschuldigten sich nun bei der Gesellschaft für den Augenblick, erbrachen, während der

Cameriere den Salon wieder verließ, die Briefe und begannen zu lesen.

Die Anwesenden machten in ihrer Unterhaltung Pause und richteten unwillkürlich ihr Augenmerk auf die Lesenden.

Abbate Regnardo betrachtete sich den Grafen und die Gräfin anscheinend am gleichgiltigsten von Allen; ein scharfer Beobachter würde jedoch in den tiefen dunklen Augenhöhlen dieses geistlichen Herrn eine Art Wetterleuchten wahrgenommen haben.

Alessandro und Angelica waren noch nicht weit in ihrer Lectüre, als Beide sich verfärbten, gleichzeitig auf- und sich, wie instinctiv, anblickten.

Die Miene Beider alarmirte die Versammlung, mit Ausnahme einiger Herren und Damen, welche ganz eigenthümlich dazu lächelten.

Es hatten diese das pasquillante Gedicht schon untertags erhalten und sich hier eingefunden, um möglicherweise darüber zu kosen, das heißt, zu medisiren, und sie zweifelten nicht einen Augenblick, daß der Herr und die Frau vom Hause dasselbe jetzt durchläsen.

So verhielt es sich auch.

Der Ausdruck in den sonst so stolzruhigen, regelmäßigen, schönen Zügen des Grafen Alessandro ward allsbald — er las sehr rasch — ein schrecklicher, während seine hohe Gestalt — er fuhr wie von einer Tarantel gestochen empor — vor Wuth erbebte und seine Rechte, das Papier zusammenquetschend, sich krampfhaft ballte, ohne daß er einen Laut von sich gab.

So der Graf.

Seine Gattin, noch stolzer als er und noch um vieles reizbarer, preßte gleichfalls das Blatt mit zitternder Hand zusammen und sank, sich auf die Lippe beißend und die Augen unwillkürlich

ſchließend, mit verzerrter Miene in die ſchwellenden Kiſſen des Divans wie ohnmachtbefallen zurück.

Abbate Regnardo ſchloß nun auch die Augen; er hatte ja vorerſt genug geſehen und dabei nur gewünſcht, daß ſeine angebetete Gräfin Manolli Zeuge dieſer prachtvollen Wirkung geweſen wäre.

Der erſten Pauſe folgte jetzt ein Köpfezuſammenſtecken und Flüſtern.

Graf Aleſſandro aber war nicht der Mann, eine paſſive Stellung lange einzuhalten, und er machte der peinlichen Scene raſch ein Ende, indem er, ſich kraftvoll ſammelnd, der Hand ſeiner Gattin das Papier entzog, einen Blick darein warf und es wieder von ſich ſchleudernd die Geſellſchaft mächtigen Tones alſo anſprach:

Ich und meine Frau ſind durch Zuſendung dieſer gleichlautenden Papiere beleidigt worden; nicht ſowol beleidigt — denn ein anonimer Pasquillant kann nicht beleidigen — als beſudelt vom Geiſteskothe eines Nichtswürdigen, eines höchſt wahrſcheinlich vom Neide gedungenen moraliſchen Banditen, der meinem und meiner Gattin Zartgefühle dieſen Stoß meuchlings verſetzte. War ich im erſten Momente überraſcht, beſtürzt, ſo war dies eben nur Staunen oder Entſetzen über die ungeheuere Frechheit und Tollkühnheit eines ſolchen Bubenſtückes; ich nenn' es tollkühn, in der feſten Ueberzeugung, daß es mir bald gelingen werde, den Urheber wie den Ausführer dieſer Schandthat zu entdecken, um Beide zu zermalmen. Genug davon! Meine Herren und Damen, entſchuldigen Sie uns für heute, da meine Frau, wie es ſcheint, von dieſem Vorfalle mehr ergriffen iſt, als ſich eigentlich mit dem berechtigten Selbſtgefühle einer Dame wie Gräfin Angelica * * * verträgt. Möglich, daß ich Ihnen ſchon in der nächſten Aſſemblee das Ergebniß meiner diesfälligen Nachforſchung mittheilen kann, da ich bereits — eine Ahnung habe.

Hiermit sah sich die vornehme Gesellschaft für diesen Abend verabschiedet und zwar zu ihrem großen Verdrusse, da man den „pikanten" Vorfall gar zu gerne des Breiteren besprochen, die Frage ventilirt, Rath ertheilt, Mutmaßungen aufgestellt, überhaupt seine „freundschaftliche Theilnahme" bewiesen hätte, indem es im gesellschaftlichen Leben zu einem der süßesten Genüsse und zu einer der selbstverständlichsten Pflichten und Uebungen gehört, das seinen „Freunden" widerfahrene Mißgeschick oder Unrecht in jeder Weise und nach allen Richtungen hin geistig zu verarbeiten, es mögen die Betroffenen dadurch zur Verzweiflung gebracht werden oder nicht.

Man entfernte sich also wider Willen und entschädigte sich für die Vereitlung dieses Genusses dadurch, daß man sich gruppirte und über das Haus des Grafen Alessandro eine partiale Sonnenfinsterniß verbreitete, da, wenigstens vorderhand, eine totale nicht möglich war.

Diese partiale Verfinsterung ging ganz natürlich von Jenen aus, die so glücklich waren, die fragliche Pasquinade gleichfalls eingeschickt zu bekommen, welches Schriftstück nunmehr sozusagen verschlungen wurde.

Während so die „intimen Freunde" des Grafen Alessandro ihrem Schmerz um ihn und seine reizende Gattin Luft zu machen sich beßtens angelegen sein ließen, hielt er selbst mit ihr über dieses Begebniß die eingehendste Rücksprache, und zwar in Angelica's Boudoir, also in hermetischer Abgeschlossenheit von der sonst alldurchdringenden Luft der Dienerschaft.

Die junge Dame — nur zwei Jahre älter als die Gräfin Manolli und ebenso stolz wie diese, wennauch nicht von gleich blendender Schönheit — hatte sich vom ersten Schlage halb erholt, besonders auf die Mahnung ihres Gatten hin, der Fassung gebot und zugleich vollwichtige Revanche versprach.

Ich kenne, murmelte Angelica funkelnden Blickes vor sich hin, nur Eine Person, der ich eine so diabolische Handlung zutraue.

Du meinst, entgegnete Alessandro, das Gemach ungewissen Schrittes durchmessend, die Manolli —

Ja, sie, und keine Andere!

Auch mein erster Verdacht fiel auf sie.

Ich habe nur diesen. Sie hat es nie vergessen, Dir nie verziehen, daß Du sie verschmäht, und sie nahm Rache.

Eine nichtswürdige Rache!

Doch immer Rache; morgen werden Hunderte darum wissen, nach wenigen Tagen wird das Spottgedicht in den Händen aller unsrer Freunde und Feinde sein, wenn letztres nicht bereits der Fall.

Daß man für möglichste Verbreitung des Pasquills gesorgt haben wird, ist nicht zu bezweifeln; dem zu begegnen, ist unmöglich; es gilt nur noch, den Schlag zu erwiedern, sobald uns über die Person des Urhebers Gewißheit geworden. Aber wie dazu gelangen!?

Ich denke, mein Freund, am schnellsten und verläßlichsten durch Abbate Regnardo. Er kommt, wie Du weißt, in das Haus dieser Manolli, obgleich sie ihm eine höchst unangenehme Person, ja sogar mehr verhaßt ist als sich mit priesterlicher Milde verträgt. Du weißt auch, wie innig der Abbate uns zugethan. Rührt nun dieser Affront, wie wir Beide mit Grund annehmen, von ihr her, so wird es ihm nicht schwer werden, sich davon zu überzeugen und er wird nichts Eiligeres zu thun haben als uns die gewünschte Kunde mitzutheilen. Die Gewißheit sich zu verschaffen wird ihm umso leichter werden, als ihr darum zu thun sein muß die Wirkung ihrer Schandthat zu erfahren, was nur durch eine Person, die unser Haus besucht, geschehen kann; sie selbst also wird den Abbate darüber befragen, da sie weiß, daß er zu unsren Haus-

freunden gehört, und in der Art und Weiſe ihrer Frage wird die Gewißheit liegen.

Du ſchließeſt richtig, meine theure Angelica, und ich werde mich zunächſt auch an den Abbate halten. Beruhige Dich nun, und überlaſſe mir alles Uebrige getroſt; unſere Satisfaction ſoll eine eclatante ſein, ich ſtehe Dir dafür! . . .

Hiermit ſchloß ſich die erſte Beſprechung dieſes Ereigniſſes ab.

Am nächſtfolgenden Morgen fuhr Graf Aleſſandro zu Abbate Regnardo, den er auch noch zuhauſe traf.

Er ging ſogleich auf den Gegenſtand ein und äußerte ohne allen Rückhalt ſeinen diesfälligen Verdacht gegen die Gräfin Manolli.

Unſer Abbate hörte ſeine Auseinanderſetzung mit würdevoller Ruhe an und ließ ſich hierauf alſo vernehmen:

Signor Conte, obwol ich, wie ein Richter in weltlichen Dingen, als geiſtlicher Richter Jeden ſolange für nichtſchuldig zu halten habe, bis das Gegentheil erwieſen iſt, ſo drängt mich doch mein durch die Ihnen angethane Schmähung empörtes Gefühl zu dem Bekenntniß, daß ich hierin Ihre Anſicht, Ihren Verdacht theile; auch ich hielt im erſten Augenblicke und halte noch die Gräfin Manolli für die Urheberin dieſes Scandals; iſt ſie es, wie kaum zu bezweifeln, ſo wird ſie ſich ſelbſt im Geſpräche mit mir über dieſen Vorfall verrathen und ich meinerſeit werde, falls ſie ſich nicht etwa im Wege der Beichte mir entdeckt — in welchem Falle ich natürlich ſchweigen müßte — Ihnen oder Ihrer verehrungwürdigen Frau Gemalin unverweilt Rapport erſtatten, denn die Verbindung mit Ihrem erlauchten Hauſe, Signor Conte, geht mir über alles, was mich nicht eben als Beichtiger tangirt.

Empfangen Sie, mein verehrter Freund, entgegnete der junge Graf ſehr befriedigt, voraus meinen Dank für dieſe Darlegung Ihrer Bereitwilligkeit und ſeien überzeugt, daß ich Gelegenheit

ſuchen und finden werde, Ihnen meine Dankbarkeit zu bethätigen; zunächſt aber machen Sie mir die Freude und beehren mich, dieſes Andenken von mir entgegennehmen und tragen zu wollen.

So ſprechend zog Graf Aleſſandro einen koſtbaren Brillantring vom Finger und überreichte dem Abbate das ſehr werthvolle Geſchenk.

Dieſer nahm es auch wirklich entgegen, aber mit einer Miene und in einer Haltung, die den Geber überzeugten, daß nur der moraliſche Werth der Gabe ihn zur Annahme derſelben beſtimmen konnte.

Dann ſagte er:

Iſt die Gräfin Manolli die Urheberin dieſes Attentats auf Ihre häusliche Glückſeligkeit, Signor Conte, ſo kenne ich auch das Werkzeug, deſſen ſie ſich hierbei bediente, nämlich den Autor dieſes Libells.

Wie, rief Aleſſandro freudig überraſcht und voll leidenſchaftlichen Ungeſtüms aus, Sie wüßten, wer dieſen fluchwürdigen Frevel gewagt?

Ja, verſetzte der Abbate mit dem Ausdrucke innerſter Entrüſtung, ja, wenn die Manolli Urheberin dieſer That, dann kenne ich auch den Thäter!

Und wen, mein theurer Freund, wen halten Sie für den Autor dieſes Libells?

Einen Libertin, der um die Gunſt der Manolli buhlt.

Sein Name?

Laſſen Sie mich noch darüber ſchweigen —

Ich beſchwöre Sie!

Nun — dann iſt es kein Anderer als der Ihnen bekannte Jeſuitenagent Conte Montalto.

Höll' und Teufel!

Ruhe, Signor Conte, Ruhe! Ohne Mäßigung gelangen

wir nicht zur Ueberzeugung. Vertrauen und überlaſſen Sie mir Alles, wenigſtens vorderhand. Haben wir Gewißheit, dann mögen Sie den ſchändlichen Thäter faſſen, wie Sie wollen und können.

Ich werde ihn vernichten!

Und ich, obgleich ich zur Schonung mahnen ſollte, kann Sie in ſo außerordentlichem Falle — nicht tadeln, denn eine ſolche Creatur verdient nicht zu exiſtiren. Aber, noch einmal, Vorſicht und Mäßigung; erſt iſt meinerſeit der Beweis herzuſtellen.

Und wann — denn es brennt der Boden unter mir — wann ſehen und ſprechen wir uns wieder?

Vielleicht noch heute Abend.

Bei mir?

Falls Sie allein.

Ich werde allein bleiben und Sie erwarten; kommen Sie jedenfalls.

Signor Conte, ich werde mir die Ehre geben.

Mir geben Sie das Leben! Alſo — ich erwarte Sie ....

Graf Aleſſandro entfernte ſich und fuhr nach ſeinem Palaſte zurück, um ſeiner Gattin mitzutheilen, was er ſoeben vernommen.

Angelica hörte ihn mit innerem Jubel an. Das Vorgefühl naher Rache durchglühte ihren Buſen und dieſe Glut loderte aus ihren Augen und übergoß ihre Alabaſterſtirne mit hohem Flammenroth ....

— — —

Abbate Regnardo, wieder allein, durchſchritt ſein Zimmer eine Weile, ſich vergnügt die Hände reibend und vor ſich hinmurmelnd:

Ah Signor Conte Montalto, Sie beſiegten mich durch Ihre echt jeſuitiſche Dialektik und ich werde Sie durch meine Intrigue beſiegen; Zahn um Zahn! Und meine ſchöne Conteſſa Manolli ſoll darunter nicht leiden, denn dies träfe ja auch mich, und

eben jetzt, da ich bei ihr bereits einen Stein im Bret habe. Ich mußte des Conte Aleſſandro Verdacht gegen ſie theilen, um das Heft in die Hand zu bekommen; ich würde ihn durch meinen Widerſpruch nur noch mehr in ſeinem Verdachte beſtärkt haben, während ich, denſelben theilend, mir ſein Vertrauen ſicherte, ſo daß er mir glauben muß und wird, wenn ich ihm ſage, daß ſie nicht die Urheberin des allerliebſten Scandalum iſt, daß ſie nichts davon weiß. Und dies werde ich dem guten hitzigen jungen Grafen noch heute Abend ſagen und beifügen: dieſer intriguenvolle Jeſuit Montalto hat das auf eigene Fauſt gethan, annehmend, daß er damit der Gräfin Manolli einen Liebe- oder Rachedienſt erweiſe und ſich ſo bei ihr in Gunſt ſetze; eine Annahme aber, die ſich als eine Rechnung ohne Wirth herausgeſtellt und ihm den ganzen Unwillen der Dame zugezogen habe. Kommt es, was unausbleiblich, zu einer Expectoration hierüber zwiſchen den beiden Grafen, nun ſo kann der eine ſagen und der andere antworten was er will, das Ende vom Liede wird doch kein anderes ſein als wie es mir erwünſcht iſt; jedenfalls bleibe ich ſelbſt aus dem Spiele, da die Manolli ſchweigen muß und Montalto nichts weiß. Ein paar Zeilen an ihn können übrigens nicht ſchaden.

Hier ſetzte ſich Regnardo an den Secretär und ſchrieb mit verſtellter Hand an Montalto Folgendes:

„Es iſt dem Grafen Aleſſandro *** und ſeiner Gattin ein Beide tief verletzendes Libell anonim zugeſtellt worden, und man hat dem Grafen Sie als Autor dieſes Schmähgedichtes bezeichnet. Seine Wuth kennt keine Gränzen; Ihr Leben iſt in Gefahr. Verlaſſen Sie Rom ſo ſchnell und auf ſo lange wie möglich. Er wird Sie zwar verfolgen, doch entziehen Sie ſich dem unmittelbaren Anſtoß. Eilen Sie, es iſt Gefahr im Verzuge!“

Eine Stunde ſpäter wurde dieſes Billet unter Montalto's Adreſſe im Hauſe der Gräfin Manolli abgegeben, mit der

Bemerkung, daß der Absender, dem der Commissionär einen unbekannten Namen lieh, die Wohnung des Grafen nicht wisse, was in der That der Fall war.

Gegen Mittag begab sich der Abbate selbst zur Gräfin Manolli und ward allsbald vorgelassen, obgleich sie sich noch im Morgennegligé befand, was indeß nicht hinderte, daß sie umso reizender aussah und ihn, als ihren Anbeter, mehr denn je entzückte.

Sie waren allein, ungestört, und er stattete Bericht ab.

Camilla reichte ihm zum Danke ihre schöne Hand, die er mit feurigen Küssen bedeckte.

Ihm die Hand sanft wieder entziehend, ließ sie sich die kurze Geschichte nochmals erzählen, deren eigentlichen Schluß — den Besuch des Grafen Alessandro — unser Abbate jedoch, ein Meister des Stiles, weise verschwieg.

Strahlend vor Wonne, schwelgend im Vollgenuß ihrer Rache, fragte die Gräfin nun, was in dieser Sache möglicherweise ferner geschehen dürfte.

Der Graf, entgegnete Regnardo mit sorglichem Ausdrucke, hat sich, wie ich Ihnen eben gesagt, gegen die Gesellschaft dahin geäußert, daß er eine Ahnung habe, wer ihm diesen Streich versetzte, und ich zweifle nicht im geringsten, daß er die Wahrheit ahnt und daß ihn seine Frau darin noch mehr bestärken wird; eine Ahnung übrigens, die sich nur auf den Urheber — also auf meine angebetete Contessa — und nicht auf den Thäter — nämlich auf der Contessa innigsten Verehrer und treuergebensten Freund bezieht, da er und seine Frau, albern genug, der Meinung sind, daß ich Contessa Manolli hasse, während ich sie —

Die Gräfin schnitt ihm das Wort ab, das eine leidenschaftliche Betheuerung seiner Liebe zu werden drohte, indem sie sagte:

Den Beweis wird das Pärchen, solange Sie treu zu mir

halten, niemals finden, und was will man, ohne Beweis, gegen eine Dame, unternehmen? Ich fürchte nichts, und meine Genugthuung ist, dank Ihrer Hilfe, eine vollständige.

Regnardo schüttelte den Kopf.

Für Contessa selbst, bemerkte er zögernd, dürfte allerdings nichts zu befürchten sein, wol aber für — eine andere Person —.

Für eine andere Person, da man gegen Sie, Herr Abbate, nicht den leisesten Verdacht hegt? Ich verstehe nicht; welche dritte Person könnte man da auf's Korn nehmen?

Vielleicht diejenige, von welcher man weiß, daß sie sich eifrigst um Ihre Gunst bewirbt —

Ah, Sie meinen doch nicht den Conte Montalto?

Der Abbate zuckte die Achsel und schwieg.

Die Gräfin verfärbte sich.

In der That, rief sie leidenschaftlich aus, Sie dürften nicht unrecht haben! Aber — was dann? Wozu würden Sie in diesem Falle rathen?

Der Ingrimm des beleidigten Grafen, erwiderte der gute geistliche Rath, ist ungeheuer, er gleicht einer übervollen Gewitterwolke, deren Entladung furchtbar zu werden droht, deren Blitz, zweifeln Sie nicht, auf das Haupt des Verdächtigten nicht anders als tödtlich niederflammen kann, falls letztrer nicht rechtzeitig —

Entflieht?

Entflieht.

Ein Mann, wie Conte Montalto, weicht nicht vor einer Gefahr.

Dann ist er verloren.

Sie rathen also zur Flucht?

Ich rathe dazu.

Was kann Graf Alessandro anders, als den Grafen Montalto fordern?

Er — oder doch seine bis zur Wuth gereizte Frau — kann etwas andres.

Einen Mörder dingen?

Conteſſa mögen ſich dieſe Frage ſelbſt beantworten.

Die Gräfin ſchwieg eine Weile, doch ſprach ihr Blick, und der Abbate las in dieſem die von ihm gewünſchte, erwartete Antwort.

Aber — ſagte ſie dann, wie zu ſich ſelbſt redend — Montalto hat ja keine Ahnung von dem ganzen Begebniß und — darf auch keine haben, und, wagte man das Aeußerſte gegen ihn, ſo würde er unwiſſend wie unſchuldig einer von uns Zweien ausgegangenen Intrigue zum Opfer fallen, was ich mir nie — nie verzeihen könnte; ihm darf und ſoll um meiner Etourderie willen nicht ein Haar gekrümmt werden, das ſchwöre ich mir ſelbſt!

Der Abbate biß ſich auf die Lippe; dieſe Aeußerung von Theilnahme am Geſchicke des ihm verhaßten Nebenbuhlers war nicht nach ſeinem Geſchmacke. Gleichzeitig jedoch ſah er darin auch ein Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes, und er ſäumte nicht dasſelbe zu gebrauchen.

Conte Montalto, bemerkte er, muß jedenfalls ſogleich in Kenntniß geſetzt werden, welcher Verdacht vonſeite des Grafen Aleſſandro * * * gegen Sie, Conteſſa, und gegen ihn gehegt wird und was ihm droht; er mag dann ſelbſt über ſein Verbleiben oder Abreiſen entſcheiden, obgleich Sie gut thun werden, ihm zu letztrem zu rathen, und zwar unverweilt.

Ich weiß, fügte er nach kurzem Schweigen faſt wehmütig lächelnd hinzu, daß Ihnen, theuerſte Conteſſa, dieſer mein Rath egoiſtiſch klingt, und doch habe, doch weiß ich keinen beßren.

Die Gräfin wollte antworten, als ihre Cameriera eintrat und den Conte Montalto meldete.

Der Abbate bebte leiſe in ſich zuſammen.

Im nächsten Augenblick erschien der Gemeldete.

Gut, daß Sie kommen, rief ihm Camilla zu, wir sprachen soeben von Ihnen, wie auch Sie nur der eigentliche Grund von des Herrn Abbate frühem Besuche sind.

Montalto ließ sich, den Gruß des Abbate flüchtig erwiedernd, zwischen ihm und der Gräfin nieder.

Seine Miene wies sich sehr ernst.

Darf ich wissen, um was es sich handelt? fragte er, den Abbate scharf in's Auge fassend, der seinerseit wie die personificirte Unschuld vor sich hinblickte.

Gewiß dürfen, ja müssen Sie es, entgegnete Camilla und theilte ihm sofort mit, was sich gestern im Hause des Grafen Alessandro * * * begeben und sie, wie sie sagte, soeben erst durch den Herrn Abbate erfahren habe.

Sie wollte noch hinzusetzen, daß man ihn, Montalto, als Verfasser des Libells in Verdacht genommen; er aber unterbrach sie, indem er mit der Bitte, es zu lesen, ihr das anonime Schreiben des Abbate reichte, welches ihm vonseite ihres Portiers vor zwei Stunden zugestellt worden.

Auch jetzt noch behielt Regnardo seine Lammesmiene bei.

Destomehr veränderte sich die Miene der hastig lesenden Gräfin, und es war ein streng fragender Blick, den sie von dem Blatte weg nach dem Abbate richtete.

Aber selbst dieses rigorose Augenexamen bestand unser Mann in eminenter Weise.

Was sagen Sie nun zu dieser Affaire, lieber Graf? fragte Camilla tief aufathmend, indem sie das Billet zurückgab.

Was ich darüber zu sagen habe, entgegnete Montalto mannhaften Tones, kann ich nur dem Grafen Alessandro * * * gegenüber sagen, und dies wird noch heute der Fall sein.

Wie, mein Freund, Sie wollten —

Ich will nur, meine verehrte Freundin, was ich muß, was mir, eben als Ihrem Freunde, als dem Vertheidiger einer sonst schutzlosen jungen Dame und als dem Vertreter meiner eigenen Ehre Pflicht ist; ich werde den Grafen fragen, ob er wirklich Verdacht gegen Sie und gegen mich hegt, und — er wird mir antworten, — das ist Alles.

O mein Freund, er wird wüthen!

Umso besser, denn ich werde ruhig sein.

Der Abbate glaubte den Augenblick gekommen, auch sein Wort abgeben zu müssen.

Conte Alessandro * * * — bemerkte er ganz gelassen — wird vielleicht nicht wüthen, sondern Ihnen, Signor Conte, auf Ihre Frage mit der Gegenfrage antworten, was Sie zu der Annahme berechtige, daß er Contessa Manolli und Sie im Verdacht habe; wobei er sich möglicherweise denken kann, daß derjenige sich selbst anklagt, welcher sich unaufgefordert entschuldigt.

Montalto reichte jetzt dem Abbate das von diesem geschriebene Billet.

Lesen Sie gefälligst, sagte er, seinen Mann nur eines halben Blickes würdigend.

Der Abbate las und gab das Billet sofort wieder zurück mit den Worten:

Was kümmert einen Cavaliere, wie Conte Montalto, eine anonime Warnung!

Die Warnung allerdings nichts, versetzte Montalto strengen Tones, denn diese verachte ich, wol aber die mögliche, Contessa Manolli und mich beleidigende Verdächtigung.

Die Aussicht auf ein Duell der beiden Grafen war nicht nach Regnardo's Sinn, denn sein Gewinnst dabei war ein sehr zweifelhafter; Montalto konnte aus diesem Kampfe als Sieger hervor-

gehen und ſonach triumfiren, während er ihn nur ganz einfach von Rom, beziehungweiſe von der ſchönen Gräfin auf längere Zeit, wennnicht für immer, entfernt wiſſen wollte.

Signor Conte, ſagte er, nach meinem Dafürhalten — und ich appellire hierin an das Urtheil von Conteſſa Manolli — iſt es unter Ihrer Würde wie unter der unſerer Dame vom Hauſe, in einer ſolchen Sache die Initiative zu ergreifen, gegen eine derartige Beſchuldigung mit Selbſtentſchuldigung aufzutreten.

Der Herr Abbate hat nicht ganz unrecht, bemerkte die Gräfin mit einer gewiſſen Unſicherheit. Sie war unſicher, da ſie die Tragweite des Gedanken an ein Duell nicht zu ermeſſen vermochte.

Was ſoll ich nun nach Ihrer und des Herrn Abbate Anſicht? fragte Montalto ziemlich trocken.

Zuwarten, entgegnete Letztrer, einen Blick mit der Gräfin wechſelnd, falls Sie nicht unſrem freundſchaftlichen Rathe folgen und —

Und — Herr Abbate?

Und ſich auf einige Zeit von Rom entfernen wollen.

Iſt auch die Frau Gräfin dieſer Anſicht?

Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Ich aber weiß, was ich zu ſagen und zu thun habe. Meine plötzliche Entfernung aus Rom, obgleich dieſe durch andere Verhältniſſe geboten ſein könnte, meine Abreiſe jetzt, unter dieſen Umſtänden, müßte mich in aller Welt Augen brandmarken, einmal als ſchändlichen Verfaſſer jenes Libells und dann als Feigling, gar nicht zu ſprechen davon, daß Conteſſa Manolli ſonach ganz ſchutzlos den Angriffen und Verfolgungen des Grafen Aleſſandro * * * und ſeiner hochmütigen Frau preisgegeben bliebe.

Wenn aber auch ich, gleichzeitig mit Ihnen, Rom verließe? bemerkte Camilla mit einer Betonung, die Montalto nicht mißverſtehen und ihn demnach nur erfreuen konnte, während dieſe

Frage den Herrn Abbate ebenſo ſelbſtverſtändlich in nicht geringe Verwirrung brachte.

Ihre gleichzeitige Abreiſe, erwiderte Montalto zu Regnardo's völliger Beruhigung, würde die Sache nur verſchlimmern, da ſie dem ſchmählichen Verdachte gegen Sie neueren und noch feſteren Anhalt böte.

Nein, verehrte Gräfin, fuhr er mit hoher Kraft und Wärme fort, wir Beide bleiben wo wir ſind, und ich werde handeln, wie es mir das Geſetz der Ehre vorſchreibt und das Gefühl meiner Freundſchaft für Sie zur unabänderlichen Pflicht macht; ich will und werde dieſe infernaliſchen Geiſter, obgleich ich ſie nicht heraufbeſchworen habe, bannen, mein Wort darauf!

Hiermit erhob und empfahl ſich Montalto.

Ich erwarte Sie noch heute, flüſterte die Gräfin dem Scheidenden zu.

Er antwortete darauf mit einem Blicke, der dem Abbate leider entging.

Viertes Kapitel.

Das Rencontre.

Unmittelbar vom Hauſe der Gräfin Manolli fuhr Montalto nach dem Palais des Grafen Aleſſandro * * *

Er fand dieſen zuhauſe, ließ ſich melden und ward angenommen.

Graf Aleſſandro empfing ihn im Salon.

Montalto kannte den jungen Cavalier, doch hatte er noch nie zuvor ſein Haus betreten; er kannte ihn eben nur vom Sehen und ſeinen Charakter vom Hörenſagen.

Demnach wußte er, daß er es mit einem äußerst leidenschaftlichen Menschen zu thun habe.

Alessandro's Aussehen in diesem Momente bestätigte dies genügend; er war bleich bis in die Lippen, die er zusammenpreßte wie seine Hände, und in seinem Auge lag unheimliche Glut.

Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches? sprach er Montalto mit schneidender Kälte, besser gesagt, mit nur halb verbissenem Ingrimm an, indem er mit stolzer Handbewegung ihm einen Sitz anbot.

Montalto achtete dieses Anerbietens nicht und blieb stehen wie Alessandro.

Sie standen sich nur zwei Schritte weit gegenüber und hielten sich scharf Aug' in Auge.

Vor ein paar Stunden erhielt ich diese Zuschrift, sagte Montalto, dem jungen Grafen das mehrerwähnte Billet reichend.

Letztrer nahm, las und stellte es zurück.

Dies der Grund Ihres Besuches? fragte er höhnisch lächelnd.

Er ist es, lautete die festbetonte Antwort.

Sprechen Sie denn, ich höre.

Ich komme, um zu hören.

So fragen Sie also!

Ja, ich frage. Ist es wahr, daß Sie bezüglich des Libells Verdacht gegen die Gräfin Manolli und gegen mich hegen?

Ich nun frage Sie, was Ihnen ein Recht zu dieser Frage gibt?

Mein Selbstgefühl!

Umfaßt dieses Gefühl auch die — Manolli?

Sie wollen sagen, die Frau Gräfin Manolli; ja, mein Herr!

Und wenn ich Ihnen die Antwort schuldig bleibe —

So bleiben Sie eben in meiner Schuld, und ich werde Sie zur Zahlung verhalten.

Mein Herr, im Hauſe des Grafen Aleſſandro * * * herrſcht die Ordnung, alle Forderungen comptant zu begleichen; natürlich — nur die rechtmäßigen.

Erſcheint Ihnen meine Forderung nicht als eine rechtmäßige?

Mein Herr, ich bin ſchon lange der Schule entwachſen, und Ihre Sokratiſche Methode, ein Geſpräch zu führen, erinnert gar zu läſtig an die Schule.

Nun denn, da ich nicht gerne zur Laſt falle, ſo begebe ich mich jeder weiteren Frage und erkläre Jeden, der in der fraglichen Sache ſeinem Verdachte gegen mich oder gegen die Gräfin Manolli Ausdruck zu geben wagt, für einen nichtswürdigen Verleumder und feigen Schuft!

Bei dieſem Ausrufe erbebte der junge Graf vor Wuth an allen Gliedern, Schaum trat auf ſeine Lippen und ſein Blick ward der eines verwundeten Tigers; auch ſeine Haltung, indem er plötzlich zurückfuhr und ſich wie zum tödtlichen Sprunge nach ſeinem Gegner krümmte.

Beide trugen ihre Degen an der Seite und Beide griffen haſtig danach, als ſich aus einem der anſtoßenden Gemächer ein Schrei vernehmen ließ und unmittelbar darauf Aleſſandro's Gattin herein und zwiſchen Beide mit wiederholtem Aufſchrei ſtürzte.

Sie hatte die Meldung Montalto's und dann, an der Thüre des Nebengemaches lauſchend, alles gehört was hier geſprochen worden; gleichzeitig mit ihrem Dazwiſchentreten aber auch ihrer Cameriera befohlen, einige der männlichen Domeſtiken ſchleunigſt herbeizurufen.

Letztre, drei an der Zahl, ſtanden denn auch faſt im ſelben Momente am Haupteingange des Salons, kräftige junge Männer, Blicke von ebenſoviel Entſchloſſenheit als Staunen nach ihrer Herrſchaft richtend.

Dieſe ganze Intervention war die Sache eines Augenblicks.

Graf Aleſſandro war — wir haben dies zu ſeiner Ehre zu bemerken — mit dieſem Auftritte ſeiner Gattin und der Diener höchſt unzufrieden, wie es Montalto auch ganz gut aus ſeiner Miene und Haltung entnehmen konnte; doch war es einmal geſchehen und damit wieder einmal bewieſen, daß auf der Seite der Frauen immer das Recht iſt, ſelbſt wenn ſie unrecht haben.

Beide Gegner hatten zwar gleichzeitig die Hand vom Degengriff abgleiten laſſen, von dieſer Ueberraſchung jedoch ſich noch nicht völlig erholt, als die Gräfin mit vor Wuth kreiſchender Stimme den Dienern zuherrſchte:

Werft dieſen Menſchen die Treppe hinab!

Montalto's Blick traf bei dieſem Ausrufe einem Blitze gleich die Gräfin, den Grafen und ſeine Diener, welch' letztre ihrerſeit in größter Verlegenheit um ſich blickten; dann rief er mit einer Stimme, die den Saal erdröhnen machte, der jungen Dame und den verblüfften Domeſtiken zu: die Frau vom Hauſe hat ſoeben den Herrn vom Hauſe beſchimpft, indem ſie ihm zugemutet, ſeine Ehrenſchulden aus den Mitteln ſeiner Diener zahlen zu machen; ich aber bin anderer Meinung über denſelben, indem ich der Abtragung der Ehrenſchuld an mich aus ſeinen eigenen Mitteln entgegenſehe, zu welchem Zwecke ich da meine Adreſſe hinterlaſſe.

Damit zog er ſeine Karte hervor und warf ſie dicht neben der Gräfin hin auf den Tiſch, wandte ſich dann ruhig dem Eingange zu und ſchritt feſt, an den Bedienten vorüber, die ihm inſtinctartig Raum gaben, zur Thüre hinaus.

Die Gräfin ſank, von Krämpfen befallen, ihrem noch immer überraſchten Gatten in die Arme, und die Diener, von ihm zur Hilfe aufgefordert, hatten jetzt etwas Solideres zu thun als einen Cavalier zu inſultiren, der noch überdies an der Seite einen Degen und Haare auf den Zähnen hatte ....

— — —

Zu Montalto's Freunden oder doch verläßlichen Bekannten in Rom zählte auch ein Capitän der Schweizergarde, Namens Murakt, ein ſtattlicher und ebenſo biederer als tapferer Mann von vierzig und einigen Jahren, ſeit längerer Zeit bereits in päpſtlichen Dienſten und mit den Sitten wie mit der Sprache des Landes vertraut.

Zu dieſem eilte nun Montalto, um ſich ſeines Beiſtandes als Secundant in dem, wie er annahm, unvermeidlichen Duelle mit Graf Aleſſandro * * * zu verſichern.

Er fand und ſetzte ihn ſofort in Kenntniß der obwaltenden Umſtände.

Murakt, immer froh, wann er, wie mit Montalto, ſeiner lieben heimiſchen Sprache ſich bedienen konnte, erwiderte auf dieſe vertrauensvolle Mittheilung auf gut Deutſch:

Freund, da hat's einen gewaltigen Haken; nicht an mir ſelber, ſondern juſt an den Umſtänden. Sie kennen die hieſigen Wäliſchen und wiſſen, daß ſie zuſammenhängen wie Kletten, beſonders, wann's gilt, einem Deutſchen was anzuhängen. Sie nun, lieber Freund, ſind trotz Ihrem wäliſchen Namen ein Deutſcher; darum zumeiſt bin ich Ihnen gut, darum aber auch können Sie durch dieſe Rauferei eine Mordhetze auf den Leib kriegen, will ſagen, wann Sie das unglückliche Glück oder das glückliche Unglück haben, an Ihrem Degen genau zu meſſen, wie tief die Bruſt Ihres Gegners iſt, denn ſodann wird ſeine ganze Familie, wie eine Meute Schweißhunde auf einen Keiler, über Sie herfallen, und Sie ſind, geſchieht kein Wunder, ein verlorner Mann; notabene, wann Sie nicht in dieſem Fall, nämlich nach ſeinem Fall, ſchnurſtracks die Füß' in die Händ' nehmen und ſich aus Wälſchland naustummeln, wenigſtens aus Rom; denn in der Ewigen Stadt da würden Sie zweifelsohne das Zeitliche ſegnen.

Vergeſſen Sie nicht, lieber Capitän, warf Montalto dagegen

ein, daß ich hier unter dem Schutze eines Mannes ſtehe, deſſen Macht über die meiner Widerſacher weit hinaus geht.

Der Ordensgeneral, bemerkte der geſundverſtändige Schweizerofficier kopfſchüttelnd, kann wol einen wider Sie erhobenen Proceß niederſchlagen oder doch zu Ihren Gunſten leiten, kurz, die offene Gewalt unſchädlich machen; gegen geheime aber vermag weder er noch der heilige Vater das Geringſte, und dieſe, die geheime Gefahr iſt's, von der ich rede. Sie können und werden ſich nicht den ganzen Tag im Haus des Generals oder im Vatican aufhalten, und ſelbſt dahin findet ein braver Bravo ſeinen Weg und Sie können beim Hinein- oder Herausgehen morgens oder abends die kitzliche Bekanntſchaft mit der Spitze eines echt römiſchen Dolches machen trotz Monitoren und Cardinälen.

Sie nehmen alſo Anſtand, dieſen Freundſchaftdienſt mir zu erweiſen? fragte Montalto ziemlich verſtimmt.

Das hab' ich, entgegnete Muralt, weder geſagt noch gemeint; ich ſecundir' Ihnen, wenn es ſein muß, gegen den Teufel in Perſon, obwol der leibhafte Satan gegen einen raſenden Wäliſchen nur ein Wickelkind iſt und ich ganz gewiß auch zum Handkuß dabei kommen werde, mit oder ohne Proceß. Da — meine Hand, ich bin von der Partie! Sie haben ſich ſchon an den rechten Mann adreſſirt und brauchen ſich meinetwegen keine Grillen zu machen, denn ich bin, offen geſtanden, den Dienſt hier ſchon ſatt und möcht' gern und für immer wieder Schweizerluft athmen, weil mir die römiſche zu dick iſt, und ich quittire mit wahrer Herzensluſt, auch ohne Charakter, wenn's drauf ankommt, und werd z'haus darum nicht Hunger leiden, und Weib und Kind hab' ich nicht; alſo abgemacht, ich bin Ihr Secundant.

Montalto ſchüttelte die ihm dargereichte Hand des biederen Mannes mit dem Ausdrucke innigſter Dankbarkeit, indem er ſagte:

In dieſem äußerſten Falle können und müſſen Sie auf mich

zählen, denn Sie machen mich zu Ihrem Schuldner für das ganze Leben. Ich werde alſo dem Cartelträger meines Gegners Ihre Adreſſe geben?

Ja, verſetzte der Capitän ganz ruhig, und wir werden Alles gehörig einleiten; übrigens empfehl' ich Ihnen Kaltblut, denn der Conte Aleſſandro * * * ſchlägt, wie ich gehört, eine verteufelt gute Klinge . . . .

— — —

Nachdem ſich Montalto ſeines Secundanten verſichert hatte, eilte er — denn es war keine Zeit zu verlieren — nach ſeinem Gaſthofe und machte ſich da unverweilt an das Ordnen ſeiner hochwichtigen Papiere ſowie an die Abfaſſung von Briefen, welche ſeine Verfügungen für den ſchlimmſten Fall enthalten ſollten.

Tagszuvor hatte er Audienz beim Ordensgeneral und von dieſem die Weiſung erhalten, vorläufig in Rom zu bleiben; hiermit auch den Ausdruck der Zufriedenheit vom Haupte der Jeſuiten über die Gewandtheit und die Verläßlichkeit in ſeiner ſchwierigen Miſſion, ſowie die Zuſicherung, daß demnächſt ein Schreiben von ihm, dem Ordensgenerale, an den Staatsminiſter Kaunitz erfolgen werde, durch welches die ſchwebenden Fragen zu beiderſeitiger Befriedigung Antwort finden dürften.

Montalto's officiöſe Stellung war ſonach in dieſem Augenblicke eine geſicherte, noch mehr, eine durch glänzende Ausſicht illuſtrirte.

Anders aber ſtand es um ihn bezüglich ſeiner reinmenſchlichen Angelegenheiten.

Von dieſer Seite ſah er ſich, der Zweikampf mochte ſo oder ſo ausfallen, bedroht, wirklich gefährdet.

Er ſelbſt hatte das Rencontre hervorgerufen.

That er dies aus Liebe zur Gräfin Manolli?

Liebte er in Wahrheit dieſe Dame?

Ja, er liebte sie wirklich, und dieses Gefühl war das einzige Band, das ihn, den Mann des planmäßigen Händelns, der politischen Speculation, der weitaussehenden, Staaten umfassenden, das Geschick von Nationen entscheidenden Berechnungen, an die Menschheit als Menschen fesselte, sein Herz in Anspruch nahm, während alles Uebrige bei ihm nur eine Sache der Abstraction, ein Geschäft absoluten Denkens, eine Aufgabe für seinen Kopf, für seinen Scharfsinn blieb; ja, er liebte Camilla, und der Gedanke an sie war es, der ihn jetzt beunruhigte.

Ohne die leiseste Ahnung — Liebe ist und macht blind —, daß jene Schmähung des gräflichen Paares von ihr ausgegangen — und es gereichte ihm dieses Nichtsehen, Nichtahnen zur Ehre —, hatte er ihre Vertheidigung übernommen und dadurch die Nothwendigkeit eines Duells hervorgerufen; er mußte sich nun für sie schlagen und diese Vorstellung erfüllte sein Herz mit Wonne; nur der damit verbundene Gedanke an die möglichen Folgen für sie störte dieses Entzücken und verdüsterte augenblicks, eine schwere Gewitterwolke, die Sonne seines Glückes.

Er konnte in diesem Zweikampfe, der selbstverständlich ein Kampf auf Leben und Tod werden mußte, fallen und es konnte sie des Grafen Alessandro oder noch mehr seiner wuthentbrannten Gattin noch nicht völlig befriedigte Rache treffen; während andererseit Camilla's Entfernung aus Rom noch vor dem Duelle ihm als ganz unzuläßig erschien, obgleich er dieses Mittel als das einzige anzuerkennen nicht umhinkonnte.

Nach lange vergeblichem Hin- und Hersinnen beschloß er, die Entscheidung hierüber ihr selbst anheimzustellen und dies nicht brieflich, sondern bei dem Besuche, den er ihr noch für heute zugesagt . . . .

— Er hatte nun an zwei Stunden ununterbrochen geschrieben, als es an seine Thüre pochte.

Sein ruhiges „Herein“ war kein erkünſteltes, wiewol er im Geiſte ſah, wer und was da komme.

Eintrat ein junger Mann von chevalereskem Ausſehen.

Conte Montalto? fragte dieſer, ſich kalthöflich ein paar Schritte nähernd.

Ich bin es, entgegnete, ſich ruhig erhebend, in gleichem Tone Montalto.

Der Fremde überreichte ihm ſchweigend einen verſiegelten Brief.

Montalto erbrach und las den Brief, ohne eine Miene zu verziehen; legte ihn dann ruhig auf den Schreibtiſch und übergab dem Carteliräger — denn dies war der junge Mann — des Schweizercapitäns Adreſſe mit den kaltbetonten Worten: Es ſind mit dieſem Herrn die Anordnungen zu treffen.

Der junge Mann entfernte ſich, wie er gekommen, kalthöflich.—

Montalto überlas noch einmal flüchtig das Cartel.

Die, mit „Conte Aleſſandro * * * unterzeichnete Herausforderung, kurz und bündig abgefaßt und ohne ein verletzendes Wort, beſtimmte den Morgen des nächſtfolgenden Tages zum Zuſammentreffen, den Secundanten die Wahl des Ortes und der Stunde für das Rendezvous anheimſtellend. Die zu jener Zeit ſelbſtverſtändliche Waffe war der Degen.

Eine Stunde ſpäter ſah Montalto den Capitän Muralt bei ſich.

S' iſt Alles vorläufig in der Ordnung, ſagte dieſer; Ihres Gegners Carteliräger war ſoeben bei mir und wir haben das Ding beſprochen; er wird der Secundant des Grafen Aleſſandro*** ſein, ein ganz netter Junge dieſer Cavaliere Treſino, wie er ſich nennt; ſcheint auch kein Neuling in derlei Affairen und ich möchte gern mit ihm anbinden, was auch geſchehen kann, wenn er ſich dabei übernimmt.

Also morgen früh? unterbrach Montalto seinen etwas zu redseligen Freund.

Ja, um Neun Uhr kommen wir zusammen.

Wo?

In einem Gehölz, das an die Villa des Grafen Alessandro stößt.

Wie weit von hier?

Eine halbe Stunde gewöhnlicher Fahrt. Es werden außer uns Vieren noch ein Cavalier als Schiedsrichter und ein Wundarzt auf dem Platze sein; Alles, wie sich's gehört. Hier ist das Maß vom Degen Ihres Gegners. Wollen gleich sehen. Ah, der Ihrige ist um einen guten Zoll kürzer!

Thut nichts zur Sache.

Nu, ich weiß nicht!

Ich behalte diesen Degen, er ist mir handlich. Was sonst Näheres?

Etwas sehr Nahegehendes.

Nämlich?

Es ist festgesetzt, daß Sie solange Ihre Klingen messen, bis der Eine oder der Andere kampfunfähig wird.

Nur selbstverständlich.

Kampfunfähig, ja; aber darunter pflegt man gewöhnlich nicht zu verstehen, daß man den Einen oder Andren vom Platze wegtragen muß.

Mein Gegner hat recht; man soll nichts halb thun.

Freilich gibt es nichts Lächerlicheres und Beleidigenderes als ein Schein-Duell, wie derlei auch vorkommt, wo man's gar nicht denken sollte.

Lieber Capitän, bei einem Anlaß wie der vorliegende kann von Halbheit nicht die Rede sein; mein Gegner weiß, daß ich ihn nicht schonen werde, und erklärt durch diese Bestimmung rechtzeitig, daß er damit einverstanden. Abgemacht!

Ich werde alſo um Acht Uhr hier ſein —

Mein Wagen wird bereitſtehen. Meine ſämmtlichen Papiere nebſt einer Weiſung, was damit zu geſchehen hat für den Fall daß ich unterliege, werde ich Ihnen morgen früh übergeben.

Und ſie werden in guten Händen ſein. Was aber gedenken Sie zu thun, wenn Sie, wie ich hoffe, Ihren Gegner niederſtrecken?

Ich bleibe hier.

Trotz meiner Warnung —

Ehr- und Pflichtgefühl heißen mich bleiben. Mit Ihnen aber, lieber Capitän, iſt es in dieſem Falle ein Anderes; Sie reichen dann, unter irgendeinem Vorwand, Ihr Entlaſſunggeſuch unverweilt ein und eilen Ihrer Heimat zu; auch hierüber finden Sie die nöthige Weiſung in dem Packet, das ich Ihnen morgen einhändigen werde . . . .

Damit trennten ſich für jetzt die Freunde.

Montalto begann wieder zu ſchreiben; eine Arbeit, die ihn noch geraume Zeit beſchäftigte.

Bei Einbruch der Dämmerung fuhr er zur Gräfin Manolli. Den Wagen ſchickte er in den Gaſthof zurück, da er nicht wußte, wie lange er bei der Gräfin verweilen werde, oder es nicht wiſſen laſſen wollte.

Fünftes Kapitel.

Lichter Rath und dunkle That.

Die Gräfin befand ſich allein in ihrem Boudoir.

Sie empfing Montalto auf die für ihn ſchmeichelhafteſte, beſſer geſagt, ſeinem Herzen wolthuendſte Weiſe, mit dem Ausdrucke

gehen und ſonach triumfiren, während er ihn nur ganz einfach von Rom, beziehungweiſe von der ſchönen Gräfin auf längere Zeit, wennnicht für immer, entfernt wiſſen wollte.

Signor Conte, ſagte er, nach meinem Dafürhalten — und ich appellire hierin an das Urtheil von Conteſſa Manolli — iſt es unter Ihrer Würde wie unter der unſerer Dame vom Hauſe, in einer ſolchen Sache die Initiative zu ergreifen, gegen eine derartige Beſchuldigung mit Selbſtentſchuldigung aufzutreten.

Der Herr Abbate hat nicht ganz unrecht, bemerkte die Gräfin mit einer gewiſſen Unſicherheit. Sie war unſicher, da ſie die Tragweite des Gedanken an ein Duell nicht zu ermeſſen vermochte.

Was ſoll ich nun nach Ihrer und des Herrn Abbate Anſicht? fragte Montalto ziemlich trocken.

Zuwarten, entgegnete Letztrer, einen Blick mit der Gräfin wechſelnd, falls Sie nicht unſrem freundſchaftlichen Rathe folgen und —

Und — Herr Abbate?

Und ſich auf einige Zeit von Rom entfernen wollen.

Iſt auch die Frau Gräfin dieſer Anſicht?

Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Ich aber weiß, was ich zu ſagen und zu thun habe. Meine plötzliche Entfernung aus Rom, obgleich dieſe durch andere Verhältniſſe geboten ſein könnte, meine Abreiſe jetzt, unter dieſen Umſtänden, müßte mich in aller Welt Augen brandmarken, einmal als ſchändlichen Verfaſſer jenes Libells und dann als Feigling, gar nicht zu ſprechen davon, daß Conteſſa Manolli ſonach ganz ſchutzlos den Angriffen und Verfolgungen des Grafen Aleſſandro * * * und ſeiner hochmütigen Frau preisgegeben bliebe.

Wenn aber auch ich, gleichzeitig mit Ihnen, Rom verließe? bemerkte Camilla mit einer Betonung, die Montalto nicht mißverſtehen und ihn demnach nur erfreuen konnte, während dieſe

Frage den Herrn Abbate ebenſo ſelbſtverſtändlich in nicht geringe Verwirrung brachte.

Ihre gleichzeitige Abreiſe, erwiderte Montalto zu Regnardo's völliger Beruhigung, würde die Sache nur verſchlimmern, da ſie dem ſchmählichen Verdachte gegen Sie neueren und noch feſteren Anhalt böte.

Nein, verehrte Gräfin, fuhr er mit hoher Kraft und Wärme fort, wir Beide bleiben wo wir ſind, und ich werde handeln, wie es mir das Geſetz der Ehre vorſchreibt und das Gefühl meiner Freundſchaft für Sie zur unabänderlichen Pflicht macht; ich will und werde dieſe infernaliſchen Geiſter, obgleich ich ſie nicht heraufbeſchworen habe, bannen, mein Wort darauf!

Hiermit erhob und empfahl ſich Montalto.

Ich erwarte Sie noch heute, flüſterte die Gräfin dem Scheidenden zu.

Er antwortete darauf mit einem Blicke, der dem Abbate leider entging.

Viertes Kapitel.

Das Rencontre.

Unmittelbar vom Hauſe der Gräfin Manolli fuhr Montalto nach dem Palais des Grafen Aleſſandro * * *

Er fand dieſen zuhauſe, ließ ſich melden und ward angenommen.

Graf Aleſſandro empfing ihn im Salon.

Montalto kannte den jungen Cavalier, doch hatte er noch nie zuvor ſein Haus betreten; er kannte ihn eben nur vom Sehen und ſeinen Charakter vom Hörenſagen.

Camilla litt wirklich; ſie fühlte ſchmerzliche Reue, durch ihren Leichtſinn dieſe verhängnißvolle Lage herbeigeführt zu haben, und auch ihre Neigung zu Montalto ward durch den verklärenden Gedanken an ſeinen Tod zu wirklicher, herzinniger Liebe; fiel er, ſo ſank der Edle als Kämpfer für ihre Ehre, und — die ſchöne Gräfin zählte zu ihren Fehlern nicht den der Undankbarkeit.

Er ſchloß die Weinende ſanft in ſeine Arme und ſie hielten ſich lange ſchweigend umſchlungen.

In dieſem tiefſchmerzlichen Augenblicke trug auch Montalto, wie ſtark ſein Geiſt, wie groß ſeine moraliſche Kraft immer ſein mochte, ſeinen Tribut als Menſch an die allbeherrſchende Macht der Menſchlichkeit ab; auch in ſeinen Augen glänzten ein paar Perlen: ein Schmuck, den ſelbſt der ſtarke Mann tragen darf, ohne dadurch weibiſch zu erſcheinen.

Und wann ſchon, fragte dann Camilla aufſeufzend, findet das Unvermeidliche ſtatt?

Morgen früh um Neun Uhr, entgegnete Montalto wieder gefaßt; in der elften Stunde werden Sie durch mich oder durch meinen Secundanten vom Ergebniß dieſer Zuſammenkunft in Kenntniß ſein.

Eine Bitte, Montalto, wenn Sie mich hierüber nur halbwegs beruhigt wiſſen wollen, müſſen Sie mir gewähren.

Aber, Camilla, Sie ſprechen von einer Bitte — zu mir!

Doch, mein Freund!

Nun denn, reden Sie.

Geloben Sie mir, Ihrem Secundanten den Auftrag zu ertheilen, daß er Sie, falls Ihnen das Unglück widerführe verwundet zu werden, unmittelbar hierher — in mein Haus — unter meine Pflege bringe.

Camilla, Sie beſeligen mich!

Alſo meine Bitte?

Die Gewährung dieſes Wunſches — den ich ſelbſt im Stillen gehegt — macht mich zu Ihrem ewigen Schuldner.

Und geſchähe das Aeußerſte, das Entſetzlichſte — Montalto — auch dann — auch ſo — nicht wahr?

Ja, meine theure Camilla, auch als — Leiche.

Wieder verſtummten Beide hier; das Schwerſte war beſprochen.

Eine Minute ſchwand ſo hin.

Dann nahm Montalto, aus deſſen Blick von neuem Muth und Zuverſicht ſprach, das Wort voll Kraft und innerer Ruhe:

Laſſen Sie uns nun auch, ſagte er, das Gegentheil in Erwägung ziehen, die Folgen nämlich des möglichen Falles, daß ich meinen Gegner tödte oder tödtlich verwunde; dieſe Beſprechung iſt noch weit nothwendiger.

Sprechen Sie denn, Montalto, ich höre und gelobe Ihnen voraus, daß ich mich Ihrem diesfälligen Beſchluſſe unbedingt fügen werde.

Wolan! In dieſem Falle, wie im entgegengeſetzten, verlaſſen Sie, begleitet von Capitän Muralt, Rom ſogleich und eilen nach Genf, mich dort zu erwarten —

Und Sie wollten noch hier verweilen, den Verfolgungen ſich bloßſtellen —?

Nur einen Tag.

Eine Stunde genügt dem glühenden Haſſe dieſer Frau!

Hat mich das Geſchick ſoweit begünſtigt, meinen Gegner hinzuſtrecken, ſo kann ich ihm wol für einen Tag weiter vertrauen. Uebrigens muß ich, wenigſtens einige Stunden, dann noch in Rom verweilen; dies gebietet mir meine Stellung zum Ordensgeneral und, noch mehr, Rückſicht auf Sie, Camilla, auf unſer delicates Verhältniß; wir dürfen nicht zuſammen abreiſen.

Die Zartheit dieſer Rückſichtnahme erhöht zwar meine Achtung für Sie, Montalto, doch gebietet mir mein Herz, dagegen Einſprache zu thun.

Camilla, Sie ſagten mir unbedingte Hingebung zu —
So — ſei es denn, ich gelobe ſie nochmals!
Nun iſt Alles gut!
Gut, mein Freund?
Geordnet mindeſtens, und ich kann dem Kommenden ruhig entgegenblicken . . . .

— — —

Montalto blieb, auf der Gräfin herzliche Bitte, zum Souper. Während desſelben hielt ſich der Dienerſchaft wegen das Geſpräch conventionell.

Beide genoßen nur ſehr wenig, und nachdem abgetragen und ſie wieder allein waren, beſprachen ſie noch die von Camilla zu treffenden Anordnungen.

Es wurde beſchloſſen, daß ſie noch am frühen Morgen des nächſtfolgenden Tages ihren Rechtsfreund zu ſich bitten laſſen und ihm eine Vollmacht über ihre römiſche Beſitzung ausſtellen ſolle.

Auch dies abgemacht, ſchickte Montalto ſich an, das Haus zu verlaſſen.

Es war dies ein ſchmerzlicher Augenblick, ein Scheiden — möglicherweiſe auf Nimmerwiederſehen oder nur im Tode!

Sie hielten ſich lange, lange umſchlungen, keines Wortes mächtig, Herz an Herz und Mund an Mund gepreßt; dann ein letzter Kuß, ein letzter Blick, und der Abſchied war genommen. . . .

Es ging bereits an Elf Uhr, als Montalto den Palazzo Manolli verließ.

Das große Thor, vom Portier überwacht, ſtand noch offen.

Den Balcon, der die halbe Hauptfacade des Palazzo ſchmückte, trugen ſechs joniſche Säulen, eine etwa zehn Schritte breite und zwanzig Schritte lange Halle bildend, deren Beleuchtung, nur von zwei Reverberen am Thore ausgehend, gegen beide Längenendpuncte hin eine matt dämmerige war, ein Halbdunkel, dem weder die

ſpärliche Erhellung des Platzes vor dem Gebäude noch der Himmel ſelbſt zuhilfe kam, der auch nicht ein Sternchen blicken ließ.

Es war eine düſtere, naßkalte Nacht.

Camilla hatte unmittelbar nach Montalto's Entfernung ihr Boudoir verlaſſen und ſich raſch in den nahebei befindlichen Salon begeben.

Hier öffnete ſie eines der nach dem Platze führenden Fenſter, um dem Scheidenden nachzuſehen; dies in Annahme, daß er aus dem Wagenſchlage gewiß noch einmal zurück emporblicken werde, nicht wiſſend, daß er ſeinen Wagen heimgeſchickt.

So ſtarrte ſie denn, ihr Batiſttuch zur Hand, um dem Freunde damit ein letztes Lebewol zuzuwinken, in die dunkle Nacht hinaus.

Kein Wagen rollt durch die Halle, kein Wagen iſt zu ſehen.

Was iſt das? fragt ſich Camilla betroffen, beklommen.

Dieſer ſtummen Frage antwortet im ſelben Augenblicke ein dumpfer Schrei und ein Schlag, wie von einem ſchweren Falle an dem einen Endpuncte der Colonade, unmittelbar gefolgt von einem Schreckensrufe des Portiers, dann von mehren durcheinander tönenden Stimmen und eiligen Schritten, ja ſogar Sprüngen nach jenem Puncte hin.

Die Gräfin Manolli, wenngleich ihren Jahren nach mädchenhaft, eine Römerin doch, alſo ein Weib voll Energie und Geiſtesgegenwart, wankt nur eine Secunde lang; in der nächſten ſchon iſt ſie im nahen Zimmer ihrer Kammerfrau, herrſcht dieſer zu, ihr ſchleunigſt zu folgen, und fliegt im Geleite derſelben die Treppe hinab.

Hier aber verläßt ſie ihre Kraft und ſie ſinkt halb ohnmächtig an das Portale hin.

Dieſes iſt bereits von vielen Lichtern erhellt, ſo daß man alle Perſonen und Gegenſtände umher deutlich wahrnehmen kann.

O entſetzlich! . . .

Mit dieſem Jammerſchrei rafft Camilla ihre letzten Kräfte zuſammen und ſtürzt auf die Gruppe ihrer Diener zu, die langſam durch die Halle herankommen: ſie tragen einen mit Blut bedeckten todten oder auf den Tod verwundeten, jedenfalls leblos in ihren Armen liegenden Mann, und dieſer Mann iſt — Montalto. . . .

Welche Scene!

Die Rufe: Banditen! Nach dem Arzte! Eilt, noch lebt er! Hinein in das Haus! Nach der Wache! tönen ſorgenvoll und zornkündend durcheinander, und die ganze Gruppe bewegt ſich nun durch das Portale, das ſich ſofort hinter ihr ſchließt, um ſich nur wieder den mit dem Arzte herbeieilenden Dienern oder der unterſuchenden Polizei zu erſchließen. . . .

Erſtres fand ſchon nach wenigen Minuten ſtatt, Letztres eine halbe Stunde ſpäter.

Der vom Polizeicommiſſär zu Protokoll vernommene Portier ſagte Folgendes aus:

Signor Conte Montalto, der bei meiner Herrin Signora Conteſſa Manolli ſoupirte, verließ wenige Minuten vor Elf den Palazzo, gab mir gute Nacht und ſchritt ruhig den Säulengang zur Rechten des Portales dahin. Ich ſah ihm nach und wollte eben wieder zurücktreten, um das Thor zu ſchließen, als ich einen Schrei und gleich darauf einen dumpfen Schlag vernahm. Einigen Domeſtiken, die ſich in der Nähe befanden, zurufend, daß ein Unglück geſchehen und raſch beizuſpringen ſei, eilte ich, von dieſen gefolgt, mit hochgeſchwungenem Stocke jener Stelle zu, woher Geſchrei und Schlag gedrungen. Einer der Bedienten hatte ein Licht mitgenommen und bald folgten Mehre mit Windlichtern. Wir waren leider, wie ſehr wir auch geeilt, zu ſpät gekommen. Signor Conte Montalto lag an der letzten Säule des Portico in ſeinem Blute leblos dahin, und ſo brachten wir ihn nach dem Palazzo. Von dem Thäter gewahrten wir keine Spur. —

Der Beamte wartete noch die Ankunft des Arztes ab, um auch noch sein Parere über den Verwundeten in das Protokoll aufzunehmen.

Man hatte Letztren auf Befehl der Gräfin in ein großes, wohleingerichtetes Zimmer im Erdgeschoße getragen und da bis zum Eintreffen des Arztes auf den Divan gelegt, dabei bemüht, dem Blutverluste mit den gewöhnlichen Mitteln Einhalt zu thun, was auch gelang.

Der herbeigerufene Heilkundige — nicht der Gräfin Hausarzt, nach welchem übrigens auch sofort geschickt wurde, sondern ein Chirurg aus der Nachbarschaft — untersuchte nun den noch immer bewußtlos Dahinliegenden im Beisein der Gräfin und aller Uebrigen.

Die Wunde, von einem mit außerordentlicher Kraft in den Nacken geführten Dolchstiche, erklärte er für höchst gefährlich unter allen Umständen, und für tödtlich, falls ein Wundfieber einträte.

Camilla verhielt sich bewundernswerth gefaßt, selbst auch dann noch, als, eine Viertelstunde später, ihr Hausarzt erschien, und, nach genauer Prüfung, die Diagnose des Chirurgen bestätigte.

Es war eben ein interessanter Fall, wie dies Aerzte zu nennen pflegen; ein Fall nämlich auf Leben und Tod.

Der Commissär entfernte sich mit dem Bemerken gegen die Gräfin, daß vonseite der Polizei nichts versäumt werden solle, den Thätern und Urhebern auf die Spur zu kommen und daß er zu diesem Zwecke am nächsten Morgen wieder bei ihr erscheinen werde, um die Angelegenheit genau zu besprechen.

Sie dankte ihm mit wenigen Worten, und war stark genug, vor ihm das Auge zu senken; wir sagen — stark genug —, denn ihr Blick hätte ihm sagen müssen, daß sie die Person bezeichnen könne, von welcher dieser meuchlerische Mordanfall ausgegangen.

Auf Camilla's Lippen ſchwebte der Name ihrer verhaßten Gegnerin, der ſonſt ſo melodiſch tönende Name — Angelica!

Sie iſt es, ſagte ſie ſich, ſie hat ihren Mann ohne ſein Wiſſen der Eventualität des Duells entziehen, in ganz ſicherer Weiſe Rache nehmen wollen, und die ſchändliche That iſt ihr gelungen; das Duell iſt unmöglich gemacht und niemand wird es wagen, den Verdacht eines Mordes oder Mordverſuches auf die Gattin eines Mannes, wie Graf Aleſſandro * * *, zu lenken. Niemand? Nun — wir wollen ſehen! . . .

Sechstes Kapitel.

Unmittelbare Wirkungen.

Obgleich ein Dolchſtich in Italien nicht zu den Seltenheiten gehört, ſo erregte doch der, einem renommirten Manne wie Montalto beigebrachte, bedeutendes Aufſehen in allen Schichten der Bevölkerung Roms, und es bildete dieſes Attentat beſonders in den höheren Kreiſen durch mehr als vierundzwanzig Stunden das Tagesgeſpräch; es wurden ſogar während dieſer Friſt zahlreiche Nachfragen im Palazzo Manolli über den Zuſtand des Conte Montalto gehalten.

Das Bulletin lautete: Zwiſchen Leben und Tod.

Es war nämlich das vom Chirurgen befürchtete Wundfieber eingetreten und ſomit die äußerſte Gefahr.

Trotzdem gab der Gräfin Hausarzt noch nicht alle Hoffnung auf.

Und dieſer rationale Arzt hatte recht.

Am Morgen des dritten Tages erklärte er den Patienten für gerettet; aber auch, daß die gänzliche Wiederherſtellung desſelben geraume Zeit in Anſpruch nehmen und die ſorglichſte Betreuung nöthig machen werde.

Die Gräfin Manolli brach in Freudethränen aus.

Sie war, nur wenige Nachtstunden ausgenommen, dieſe Tage über nicht vom Lager des Kranken gewichen, und ſie genoß des reinſten Entzückens, als dieſer endlich ſeinen Blick, wenngleich noch matt, nach ihr richtete und ſeinen Dank hauchte.

Dieſer Zwiſchenfall hatte übrigens eine große Veränderung in Camilla's Seelenleben hervorgebracht; an die Stelle ihres bisherigen Leichtſinns war religiöſe Weltanſchauung getreten: ſie ſah in dem ganzen Vorgange das Einſchreiten und Walten einer höheren Macht; dazu gelangte ſie ohne allen geiſtlichen Beiſtand, da ſie ſelbſt den Abbate, der gleich am Morgen nach der verhängnißvollen That bei ihr ſich melden ließ, nicht angenommen und auch am darauffolgenden Tage ſeinen Beſuch abgelehnt hatte.

Es war ihr bereits moraliſch unmöglich geworden, dieſen Mann zu ſehen; eine Haltung, die ihr umſomehr zur Ehre gereichte, als ſie dabei die weibliche Neugierde, ja ſogar den höheren Drang nach Klarheit in dieſer Sache zu verwinden hatte, indem Abbate Regnardo der einzige Menſch war, durch welchen ſie von allen Vorgängen im Hauſe des Grafen Aleſſandro konnte in Kenntniß geſetzt werden.

Einigen Erſatz dafür bot ihr allerdings der Hausarzt, den ſeine Praxis ja mit der vornehmen Welt Roms verband und demnach mit vielem ihr in dieſer Hinſicht Wiſſenswerthen vertraut machte.

Sie erfuhr durch ihn Folgendes:

Graf Aleſſandro, deſſen an Montalto erlaſſene Herausforderung ein öffentliches Geheimniß war, benahm ſich wahrhaft chevaleresk; nicht nur ſprach er ſeinen Abſcheu vor dieſem Mordverſuche gegen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, in energiſcher Weiſe aus, ſondern auch ſeine herzliche Theilnahme an dem Mißgeſchicke, das ſeinen Gegner betroffen; noch mehr, ſelbſt zur Polizeibehörde eilte er und bot eine namhafte Summe als

Lohn für denjenigen, der auf die Spur des Thäters oder Urhebers jener schrecklichen That führen würde.

Von Gräfin Angelica wußte der Arzt nur, daß sie, wie er meinte, ganz natürlich froh darüber war, ihren Gatten durch diesen misteriösen Zwischenfall von der Gefahr eines Zweikampfes, wenigstens vorderhand, befreit zu wissen.

Das Gerede in den höheren Kreisen über das Ereigniß war, nach dem Berichte des Doctors, ein höchst seltsames; es war dadurch, wie er sich ausdrückte, eben der Medisance das Feld eröffnet, ein sehr weites Feld, auf welches sich zu begeben nicht räthlich und noch weniger redlich wäre.

Soweit das Referat des Hausarztes.

Gräfin Camilla hörte ihn schweigend an.

Das in ihr erwachte religiöse Gefühl brachte sogar die Stimme ihres momentanen Verdachtes gegen die Gräfin Angelica zum Schweigen.

Sie hatte jetzt nur einen Gedanken, nur eine Sorge: die Wiederherstellung ihres Freundes.

Der Polizeibeamte, der das Protokoll in ihrem Hause aufgenommen hatte, war am nächstfolgenden Morgen und dann noch zweimal bei ihr erschienen, ohne jedoch etwas Näheres inbetreff des Mordversuches mittheilen oder von ihr erfahren zu können; ihm gegenüber sprach sie keinen Verdacht aus.

Auch nicht gegen den Capitän Muralt, den sie noch am selben Morgen zu sich bitten ließ.

Dieser biedere Mann war außer sich über den Vorfall; zunächst seines Freundes Montalto wegen, dann auch um seiner selbst willen: er hatte nämlich noch tagszuvor seine Entlassung eingereicht und wollte nicht zurücktreten.

Er wollte sogar etwas ganz Absonderliches, sich selbst nämlich dem Grafen Alessandro gegenüberstellen, sich mit ihm schlagen.

Gräfin Manolli beſchwor ihn bei ſeiner Freundſchaft für Montalto, alſo auch bei der für ſie, dieſen Gedanken aufzugeben, ſich zu ſchonen, ſich für ſie Beide zu erhalten.

Letztres ließ er als Beweggrund gelten, wenngleich nur zögernd, und entfernte ſich nach ſeinem erſten Beſuche mit der Gräfin Bitte und der Zuſage ſeinerſeit, dieſen Beſuch fortan täglich zu wiederholen.

Seine Dimiſſion ward von der päpſtlichen Militärbehörde zwar ungerne, denn er galt mitrecht für einen der beßten Officiere in der Truppe, aber doch angenommen und ihm dabei eine Auszeichnung ertheilt, deren moraliſcher Werth ſich noch dadurch ſteigerte, daß er vonſeite des geſammten Officiercorps eine Zuſchrift erhielt, worin man in ebenſo herzlicher als ehrenvoller Weiſe das Bedauern über den Abgang eines ſo trefflichen Cameraden zum Ausdrucke brachte.

Dies alles war denn recht ſchön und gut; was aber ſollte er nun mit ſeiner Zeit anfangen?

Muralt war kein Gelehrter und hatte auch beiweiten mehr Sinn für großartige Naturſcenen, beſonders für die ſeiner lieben Heimat, als für die, in Rom ſo häufigen, Werke der Kunſt; dieſe intereſſirten ihn nur wenig, während er der landſchaftlichen Scenerie um die ewige Roma her durchaus keinen Geſchmack abgewinnen konnte, wozu noch kam, daß es Winter und man folglich angewieſen war, im rechteigentlichen Stadtleben ſeinen Genuß zu ſuchen.

Aber auch die Anhaltspuncte für dieſes würdigte er nicht; Theater und Salon zogen ihn nicht an; höchſtens noch die Cafés und Oſterien.

So geartet und ſo geſtellt, wäre der brave Capitän ſicher ein Opfer der tödtlichen Langweile geworden — denn er hatte ja Rom gleich nach dem Duelle verlaſſen wollen und ſomit die ſchönſte

Hoffnung auf ihm zusagende Reisegenüsse in sich genährt —, er wäre unzweifelhaft krank geworden, hätte ihm nicht sein Herz durch die innige Theilnahme an dem Geschicke seines Freundes Montalto Beschäftigung geboten, gleichsam das Geleite durch diese große Einöde gegeben.

Muralt verbrachte denn auch fast den ganzen Tag im Hause der Gräfin Manolli, theils im Gespräche mit dieser ebenso kenntnißreichen als liebenswürdigen jungen Dame, theils am Lager des Kranken; dinirte und soupirte da und verließ den Palazzo oft erst um Mitternacht.

Trotz alledem jedoch fühlte er sich in Rom nichts weniger als behaglich; eine Stimmung, die des Arztes Ausspruch, daß die Convalescenz Montalto's wol ein paar Monate währen dürfte, natürlich noch verschlimmerte.

Von bürgerlicher Abkunft und seinem innersten Wesen nach Demokrat, fühlte Muralt sich zumeist vom eigentlichen Volksleben angezogen und interessirte sich selbst für jene Aeußerungen desselben, von welchen gewöhnliche Menschen aus der Classe der Gebildeten abgestoßen werden. Ihm war das Volk unter allen Umständen, immer und überall, das Erste, um nicht zu sagen, das Einzige, was er beachtete; ähnlich darin dem Dichter, dem wahren, der die Kundgebungen des Volkscharakters zu seinem wichtigsten Studium macht, aus welchem allein echte Menschenkenntniß zu schöpfen, Naturwahrheit zu erlangen ist.

Dieser Neigung folgend, besuchte Muralt jetzt, da er völlig Herr seiner Zeit war, nicht blos wie früher, täglich wenigstens auf eine Stunde dieses oder jenes Café, sondern auch Osterien, ja sogar die nicht ganz gefahrlosen der Trasteveriner, zu deren Leidenschaftlichkeit sich selbst die Lazzaroni Neapels wie Reiher zu Falken verhalten.

Innerhalb und, bei günstigem Wetter, auch außerhalb dieser Osterien herrschte — wie selbst noch heute — römisches Volksleben in seiner ganzen Urwüchsigkeit, und ein Todtschlag infolge eines leidenschaftlichen Disputes gehörte nachgerade zur Tagesordnung; ein derartiges Vorkommniß wurde als Rauferei, höchstens als grober Exceß von der großen Menge und nicht selten sogar vonseite der Behörde betrachtet und demnach behandelt.

War nun unter jenen Osterien die eine oder andere verrufen, so mußte eine solche noch etwas mehr als einen gewöhnlichen Todtschlag zu bieten haben.

Und solcher Schänken gab es da: Spelunken als Stelldichein nicht für das liederliche und dabei noch ziemlich harmlose Proletariat, nicht für Bettler von Profession, die nach vollbrachtem Tagewerk Krücken und sonstigen Bettelapparat in einen Winkel der Höhle werfen und weidlich zechen, selbst nicht für Diebe und Räuber, sondern für die schrecklichsten Factoren der bürgerlichen Gesellschaft, für käufliche Meuchelmörder, für Banditen! . . .

Es muß hier sogleich bemerkt werden, daß man sich sehr täuschen würde durch die Annahme, als dienten diese Spelunken den dinglichen Mördgesellen zur Zufluchtstätte; sie bedurften einer solchen nicht, sie fanden dieselbe in besseren Häusern: nein, sie fanden sich in diesen obscuren Osterien zu ihrer Erholung, zum Lebensgenusse nach einem Todesgeschäfte zusammen, wie, um Schlechtes mit Gutem zu vergleichen, Gesellen eines und desselben Mittels in ihrer Herberge, um da in neue Arbeit sich zu verdingen und den jugendlichen Zuwachs an Dolchgenossen mit Kennerblicken zu mustern.

Der Inhaber oder die Inhaberin einer derartigen Osteria kannte natürlich die Habitue's derselben genau, weit genauer sogar als die Polizei, und erwies sich bei einer von der Sicherheitbehörde vorgenommenen Razzia gegen die blutgetünchten Söhne der Nacht so

wandt und verschwiegen, daß es nur äußerst selten gelang, des einen oder andren aus ihnen habhaft zu werden; diese Burschen wurden eben gut bezahlt und bezahlten auch ihrerseit in der Osteria gut, wenngleich nicht nach dem Grundsatze „Leben und leben lassen."

Uebrigens waren die Besitzer dieser grauenhaften Schänken so klug, bei Aufnahme ihrer Gäste nicht exclusiv zu verfahren: der Eintritt war jedem gestattet, der entweder aus Mangel an Localkenntniß oder aus Gleichgiltigkeit gegen das, was er davon wußte, hier vorsprechen wollte, und er hatte, falls er Speise oder Trank gehörig zu bezahlen vermochte und sich weder allzu laut noch allzu schweigsam und daher unverdächtig benahm, nicht eben viel zu befürchten; bezeichneten wir dennoch diese Osterien als nicht ganz gefahrlos, so erwogen wird dabei die Möglichkeit — eigentlich die Thatsächlichkeit —, daß man gegenüber einem Banditen, der in der Betäubung durch Wein Vergessenheit sucht und seinen vielleicht vom letzten Morde noch feuchten Dolch im Aermel stecken hat, wol von Glück sagen kann, mit völlig heiler Haut aus seiner Nähe zu kommen. —

Es war vierzehn Tage nach Montalto's Verwundung, da unser tapferer Capitän aus Ueberfluß an Zeit in Verlegenheit gerieth.

Gräfin Manolli, bei welcher er zu Mittag speiste, zog sich gleich nach Tische, ein wenig unwol, in ihr Schlafgemach zurück, und seinem kranken Freunde hatte er für diesen Tag schon Adieu gesagt.

Es war erst Fünf Uhr; was beginnen?

Müssiggang, heißt es, ist aller Laster Anfang.

Die Wahrheit dieses Satzes sollte sich auch an Muralt erweisen, wenngleich ihn sein Müssigang nicht zu eigenem, sondern nur zu fremdem Laster und zwar jenseit der Tiber, eben zu den Trasteverinern führte.

Er gedachte ein paar Stunden in einer der dortigen Osterien todtzuschlagen, bei einer Flasche Wein, schlecht und recht wie er da zu haben wäre, Volksstudien zu machen, in der Naivetät des vulgären Treibens das ihm widerwärtige Raffinement der großen Welt zu vergessen und so, nach seiner Art, frische Lebensluft zu schöpfen.

In einfacher Civilkleidung, jedoch den Degen an der Seite, befand er sich alsbald am Ziele seiner heutigen Wünsche und betrat bei Einbruch der schönen Nacht auf's gerathewol eine der Osterien, wenn ihn nicht zur Wahl derselben der Umstand bestimmte, daß ihm daraus der Klang einer Mandoline und einer frischen weiblichen Singstimme entgegenscholl, was auf ihn stets eine sirenenhafte Anziehungkraft zu äußern pflegte.

Nichts von allem dem, was wir vorher über das Wesen der Trasteveriner Schänken bemerkt haben, war ihm unbekannt; dazu aber lächelte er nur, denn sein Muth gränzte an Tollkühnheit, unterstützt durch das Gefühl athletischer Leibeskraft, der gegenüber drei Männer von gewöhnlicher Stärke Stand zu halten nicht vermochten; genug, Furcht war ihm fremd, selbst jetzt noch, nach der neuerlichen an seinem durch ähnliche Sorglosigkeit verunglückten Freunde gemachten Erfahrung, daß gegen einen Dolch auch der beßte Degen bisweilen eine schlechte Waffe sei.

Der wackere Schweizer dachte nun weder an Dolch noch Degen, er sah nur die nicht übel gehaltene Osteria vor sich und hörte Klang und Sang; dies genügte ihm und er trat unbefangen ein.

Diese an einem Ufervorsprunge der Tiber gelegene Osteria hieß „Alla stella d'oro."

War es nun, mit den Fatalisten zu sprechen, sein Stern, was ihn da zum goldenen Sterne geführt, oder sein Unstern?

Wir werden sehen.

Die nur durch ein paar Kerzenflammen zweifelhaft beleuchtete Gaststube, die mittels zweier Thüren mit der Wohnung der unver-

ehelichten, noch ziemlich jungen und hübſchen Wirthin communicirte, wies ſich äußerſt einfach doch nicht unſauber eingerichtet; die Wand den nach dem Fluſſe führenden zwei kleinen Fenſtern gegenüber ſchmückte ſogar eine nett gemalte Veduta in broncenem Rahmen.

Etwa fünfzehn Schritte im Gevierte meſſend, umfaßte dieſes niedere, vor Jahren weiß übertünchte, jetzt gelbgraue Gemach drei Tiſche und ein Dutzend Stühle nebſt ein paar Bänken an der Hauptwand, zu beiden Seiten des Camins, in welchem ein behaglich wärmendes Feuer loderte.

Die Geſellſchaft, welche der gelaſſen eintretende Capitän mit einem raſchen Blicke muſterte, beſtand aus zwei Männern und zwei Frauen.

Frauen — ſagen wir, uns der edleren Bezeichnung bedienend, da wir den Ausdruck „Frauenzimmer“ verabſcheuen —; doch waren die hier befindlichen nicht eigentliche Frauen, nämlich nicht verehelichte, ſondern Mädchen, wenngleich ſchon in ziemlich vorgerückten Jahren, da die Eine, die Wirthin, deren bereits vierunddreißig, und die Andere, die Sängerin mit der Mandoline, mindeſtens ebenſoviel zwanzig zählen mochte: erſtere klein und üppig gebaut, letztre hoch und ſchlank, ſtark brünett, mit großen kohlſchwarzen doch auch ſchon etwas verkohlten Augen unter langen, dichten Wimpern und Brauen, fantaſtiſch bekleidet wie eine Zigeunerin und von freier, um nicht zu ſagen ſiegbewußter Haltung.

Sie ſtand in der Mitte des Zimmers, die Mandoline ſpielend, den eben beendeten Geſang mit einigen ſehr kräftigen Accorden ergänzend, als Muralt eintrat und guten Abend bietend ſich an einem der Hauptgruppe gegenüber befindlichen Tiſche ruhig niederließ.

Dieſe Gruppe bildeten die zwei Männer und die Wirthin in der Nähe des Camins.

Den Eintretenden trafen gleichzeitig die Blicke Aller; eine kurze Prüfung, die zu ſeinen Gunſten auszufallen ſchien, denn es zeigte ſich in den Mienen dieſer Perſonen keine Spur von Unwillen oder Ueberraſchung.

War die Oſteria ja doch ein offenes, aller Welt zugebote ſtehendes Haus!

Die Wirthin leiſtete auch dem freundlichen Erſuchen ihres neuen Gaſtes um Wein unverweilt Folge, und er ſelbſt unterſtützte den durch ſeine gute Art hervorgebrachten erſten Eindruck ſofort, indem er, ſich den Becher füllend, in ganz ungekünſtelt herzlichem Tone die Geſellſchaft alſo anſprach:

Ich bin ein großer Freund der Muſik, beſonders des Geſanges, und die ſchöne Stimme hier hat mich unwiderſtehlich angezogen; bitte demnach, ſich nicht nur nicht ſtören zu laſſen, denn ſonſt würde ich mich allsbald wieder entfernen, ſondern auch, mir zulieb, in Spiel und Geſang fortzufahren.

Das Mädchen mit der Mandoline war in unveränderter Haltung geblieben; nur durchzuckte es bei dieſen Worten wie elektriſches Fluidum und es traf den Capitän, der bei ſeiner Anſprache beſonders die Sängerin ſcharf in's Auge faßte, ein Blitz aus ihren dunklen Augenhöhlen, ein glühender Blick, der ein Dank oder eine Frage ſein konnte: ein Dank für das ihrer Kunſt und Stimme geſpendete Lob; eine Frage, was ein Mann ſeiner Art an ſolchem Orte wolle, da er edlere Kunſt und beſſeren Geſang anderweit finden würde.

Dieſer Pauſe folgte die raſche und ziemlich gebieteriſch klingende, an ſie gerichtete Aufforderung eines der zwei Männer zur Seite der Wirthin, das eben vorgetragene Lied zu wiederholen, und die Sängerin kam dem Wunſche oder vielmehr dem Befehle ohne Zögern nach.

Sie präludirte und begann von neuem ihren Geſang mit volltönender, jeden Ausdrucks fähiger Altſtimme.

Es war ein leidenſchaftliches, doch züchtig gehaltenes Liebelied, was ſie vortrug; nur ein Strofenlied zwar, aber durch ihren wechſelnden Vortrag wie ein durchcomponirtes wirkend, bald ſtürmiſch, bald elegiſch und ſich endlich wie in Sehnſucht nach Liebe auflöſend: ein reizendes Stück Volkspoeſie das ſich eben nicht ſchildern läßt, das man ſelbſt und zwar von einem ſolchen Weſen und wol auch in ähnlicher Situation hören muß, hören und zugleich ſehen, da die Perſönlichkeit das Fantaſtiſche desſelben erſt zur eigentlichen Geltung bringt.

Unſer Capitän verſtand ſich darauf, Derartiges gehörig zu würdigen.

Ihm ward da ſo wol wie einem Fiſche, der, auf den Strand geſchnellt, plötzlich wieder in ſein Element zurückkommt. Er mußte ſich Luft machen.

Er bat — nur durch einen Wink — die Wirthin zu ſich und fragte ſich ganz leiſe bei ihr an, ob er dieſer Sängerin, da er doch ihre Verhältniſſe nicht kannte, ein Geſchenk zuſtellen dürfte.

Die Antwort, daß es die arme Närrin wol brauchen könne, machte ihn ganz glücklich, und er reichte der Oſteriahälterin eine Zechine mit dem geflüſterten Erſuchen, ſie dem Mädchen zu übergeben.

Dies geſchah im Vorübergehen.

Wieder traf den Capitän ein Blick aus den dunklen Augen der wandernden Künſtlerin oder, wie man ſie hierzulande nennen würde, Naturſängerin, und diesmal ſprach aus dem raſchen Blicke nur Dank, aber glänzend wie das Gold der ihr geſchenkten Münze.

Muralt ſah nur dieſen Blick, nicht auch den gleichzeitig

zwiſchen den beiden Männern ebenſo raſch gewechſelten Blick, der eine ganz andere Sprache führte.

Prunkſucht war dem ſchlichten Schweizer fremd, nicht minder wie Furcht, ſo daß es ihm hierbei durchaus nicht zu Sinn kam, er könnte durch dieſes verhältnißmäßig glänzende Geſchenk eine Unklugheit begangen, Habſucht oder wol auch Eiferſucht geweckt und ſich ſomit einer perſönlichen Gefahr blosgeſtellt haben.

Ein neues Lied, Giulietta, rief jetzt der ältere der zwei Männer aus, und neuen Wein vom alten!

Das Mädchen begann zu ſpielen und die Wirthin brachte friſchen Wein; der Capitän ſetzte ſich ganz bequem zurecht und die Männer füllten ſich die Becher.

Wollt Ihr das Trinklied, Pietro? fragte während des Präludiums Giulietta, den Blick immer mehr nach dem großmütigen Fremden als nach ihren alten Bekannten gerichtet.

Es war der Aeltere, der den Namen Pietro führte; ein mittelgroßer ſtämmiger Mann von etwa ſechsunddreißig Jahren und ſeiner Geſichtsbildung wie ſeiner Bekleidung nach derart, daß er einem Salvator Roſa hätte zum Modelle eines Banditen dienen können: Bart- und Haupthaar ſtruppig und pechſchwarz, letztres in einem bis auf die Schulter herabhängenden rothſeidenen Netze; ſchwarzſammtne Jacke, um die derbe Hifte ein breiter Gurt, wenngleich ohne Waffen darin, und über der Stuhllehne ein grober Marinaro; üppig geſchwellte Lippen über einem blendend weißen aber ungeheuren Gebiſſe, dichte hagedornähnlich überhangende Brauen und darunter tiefliegende funkelnde Augen, deren Blicke Wegelagerern an Felsvorſprüngen glichen; die Stimme endlich ein dumpfer rauher Baß, im Einklange mit der rohen Kraft ſeiner Geſtalt und Haltung.

Sein Genoſſe, an zehn Jahre jünger als er, glich ihm wol in der Bekleidung, im Uebrigen jedoch verhielt er ſich zu dem-

ſelben wie ein Fuchs zu einem Bären; ſein ganzes Weſen verrieth, im grellen Gegenſatze zu Pietro's wilder Kraftäußerung, Schlauheit und Selbſtbeherrſchung.

Ich bin für das Trinklied, ſagte dieſer.

Sie hat, brummte der Aeltere, nicht Dich gefragt, ſondern mich; verſtehſt Du, Bernardo?

Nun, ich meinte nur ſo — entſchuldigte ſich Erſterer —, mag ſie ſingen, was ſie will —

Nicht was ſie, ſondern was ich will; rief da Pietro mit einem Seitenblicke nach dem fremden Gaſte aus; alſo um meinetwillen das Trinklied!

Sein zweiter Blick forderte Giulietta auf, und ſie ſpielte und ſang mit noch höherem Feuer ein nur wenige Strofen umfaſſendes kräftiges Lied, wozu die beiden Männer Chorus machten und ihre Becher an einander klirren ließen.

So, genug für mich, brummte Pietro zum Schluſſe, indem er gleichzeitig mit Bernardo ſich erhob und zum Fortgehen anſchickte, nun mag ſie für einen Andern ſingen.

Ihr wollt ſchon fort? fragte die Wirthin ziemlich gleichgiltig.

Wir ſprechen ſpäter wol noch vor, entgegnete Pietro barſch, und verließ mit Bernardo die Schänke.

Siebentes Kapitel.

Ein Nachtſtück.

Die ſo ganz unerwartete Entfernung der beiden Männer machte den Capitän ein wenig ſtutzen, doch eben nur für einen Augenblick, und ſchon im nächſten gab er ſich wieder ſorglos wie vorher dem langentbehrten Genuſſe ſeines „Volksſtudiums“ hin.

Er bat nun Giulietta, die ſich zur Seite der Wirthin am Camine niederließ, ihn mit einer Barcarole zu erfreuen, und ſie kam ſeinem Wunſche zwar ohne Zögern, aber nicht ohne einen halbunterdrückten Seufzer nach.

Sie ſpielte und ſang auch dieſes Stück in ihrer Weiſe trefflich, legte jedoch nach Beendigung desſelben die Mandoline vor ſich auf den Tiſch hin und ſank ganz erſchöpft an die Stuhllehne zurück.

Sie ſcheinen ſich unwol zu fühlen? fragte Muralt in unverkennbar herzlicher Beſorgniß, indem er ſich raſch erhob und zu ihrem Tiſche trat.

Ich muß in die friſche Luft, entgegnete Giulietta, indem ſie ſich aufrichtete, eine Mantille um ſich warf und ihre Mandoline ergriff.

Haben Sie weit nachhauſe? fragte er wieder, während er ſeine Zeche zu ganz ungewöhnlicher Zufriedenheit der Wirthin, nämlich mehr als dreifach, berichtigte.

Eine Stunde Weges, lautete die ſeufzend gegebene Antwort.

Ich werde Sie bis zu Ihrer Wohnung begleiten, wenn Sie ſich meinem Schutze anvertrauen wollen, ſprach der mannhafte Capitän mit der Schüchternheit eines unverdorbenen Jünglings.

Signor wollen mich beſchützen? fragte Giulietta mit einem verſtändigenden Blicke nach der Wirthin.

Ja, das will ich, mein Kind!

Nun denn, Signor, ich nehme dankbar an.

In welcher Richtung führt uns Ihr Weg?

Gegen die Porta del Popolo.

Das iſt auch mein Weg.

Umſo beſſer, Signor; Sie werden ſich demnach weniger incommodiren.

Das Mädchen flüsterte der Wirthin noch etwas zu, Muralt sagte dieser gute Nacht mit dem Versprechen bald wiederzukommen, und verließ mit seiner Künstlerin die Osteria.

Es war eine schöne, mäßig kalte Nacht.

In den Fluten der Tiber spiegelte sich der ganz unbewölkte volle Mond, weithin alle Sterne verdunkelnd mit seinem magischen Lichte, das selbst die großentheils elenden Gebäude an diesem Ufer malerisch interessant erscheinen ließ.

Muralt bot seiner Begleiterin den Arm.

Sie aber lehnte dieses Anerbieten mit folgenden, ihn nicht wenig überraschenden Worten ab:

Signor, bleiben Sie mir zur Rechten und auf jedmögliches Begebniß gefaßt, und ich sage Ihnen jetzt, daß nicht Sie mich, sondern daß ich — Sie begleite.

Wie soll ich dies verstehen? fragte er ganz erstaunt.

Es droht Ihnen Gefahr, Signor: auch bitte ich Sie, so leise wie möglich zu sprechen.

Gefahr? Woher? Von wem?

Woher? Die Straßen sind fast völlig verödet. Von wem? Sie kennen doch die Leute von da, oder wahrscheinlich nicht, da Sie sich hierher zu solcher Zeit gewagt.

Ich kenne, liebes Kind, Ort und Leute, aber ich kenne keine Furcht.

Schnell, Signor, etwas Nothwendiges, denn wir können jeden Augenblick getrennt werden!

Nun, was ist's?

Haben Sie eine Schreibtafel bei sich?

Ja.

Schreiben Sie sich rasch meine Adresse auf.

Gut, ich bin bereit.

Giulietta bezeichnete sie ihm genau.

Dies geſchehen, ließ ſie ihren Blick nach allen Seiten forſchen.

Nun Faſſung, Signor, Geiſtesgegenwart, flüſterte ſie ihm zu, Sie werden es bald nöthig haben.

Du meinſt doch nicht, mein Kind, entgegnete er ebenſo leiſe, die zwei Männer aus der Oſteria?

Ich meine dieſe, Signor.

Ah, nun verſtehe ich deine Begleitung!

Still, um's Himmelswillen, ich habe ſie erblickt —

Die Beiden?

Ja, dort an jener dunklen Straßenecke, an der wir vorüber müſſen, da es einen andren Weg nicht gibt und Umkehren nichts nutzen würde. Alſo gefaßt, Signor, und vorwärts mit Gott!

Der Capitän, deſſen Auge das eines Scharfſchützen war, erblickte nun auch in der ihm bezeichneten Richtung zwei Männergeſtalten, deren Bewegungen im tiefen Schlagſchatten des Eckhauſes allerdings etwas Verdächtiges an ſich hatten, und er griff unwillkürlich nach ſeinem Degen, um ihn gehörig zu lockern.

Er trug keinen Mantel; ſein kurzer bequemer Rock behinderte ihn nicht am Gebrauche ſeiner Arme, deren Muskeln wie aus Eiſen waren.

Sie hatten etwa noch dreißig Schritte bis zur bemerkten Straßenecke, als die Männergeſtalten, von ihnen unabläſſig fixirt, im unheimlichen Dunkel jener Stelle verſchwanden.

Nun gilt es! flüſterte Giulietta ihrem Begleiter zu, der, wenn nicht ruhig doch feſt an ihrer Seite dahinſchritt.

Sie hatten alsbald die Ecke, um welche ſie biegen mußten, erreicht und ſahen ſich jetzt vor den in Marinari gehüllten zwei Männern aus der Oſteria.

Der Aeltere, Pietro, vertrat ihnen zunächſt den Weg.

Seinen Augen entſprühten Funken wie denen einer wilden Katze.

Guten Abend, Signor! murmelte er mit verbiſſenem Ingrimm.

Und gute Nacht zugleich! entgegnete Muralt, indem er an ihm vorüberſchreiten wollte.

Nun ſtellte ſich auch Bernardo in den Weg, und er mußte anhalten.

Was wünſcht Ihr? fragte er da feſten Tones, indem er einen Schritt zurücktrat.

Ich wünſche zu wiſſen, verſetzte Pietro grinſend, wie es kommt, daß Ihr mein Liebchen hier begleitet?

Ich begleite ihn, verſtehſt Du, Pietro, ich — ihn! antwortete an Muralt's Stelle Giulietta ſtreng.

Das lauft wol auf's Nämliche hinaus, das heißt, auf eine ſchöne Nacht, nicht wahr, mein Täubchen? höhnte Pietro.

Dem Capitän drängte ſich bei dieſer ſchmählichen Aeußerung das Blut zu Kopfe, und er rief, nochmals einen Schritt zurücktretend, um Raum zu gewinnen, mit kräftiger, weithintönender Stimme aus:

Gebt frei den Weg oder ich mach' ihn mir frei!

Kaum aber hatte unſer Capitän dieſe Drohung ausgeſprochen, als Pietro einen tigerähnlichen Satz nach ihm machte, während Bernardo ſeinen Mantel gleichzeitig von den Schultern riß und ihn über Giulietta warf, um ſie, wennnicht zu erſticken, mindeſtens am Schreien nach Hilfe zu verhindern.

Beide jedoch, Muralt ſowol wie Giulietta, waren auf ihrer Huth: Bernardo empfing einen ſo heftigen Schlag mit der Mandoline, daß dieſe ſplitterte und der Burſche mit ſchwergetroffenem Kopfe zurücktaumelte, während im ſelben Momente der Capitän, da er nicht Zeit hatte ſeinen Degen herauszureißen, den erhobenen Arm Pietro's, in deſſen Fauſt ein Dolch blitzte, mit rieſiger Kraft packte und ihn ſo, wie mittels einer nicht zu biegenden Stahlſpange, von ſich ab und hoch in der Luft hielt.

Dies alles, Angriff und Abwehr, war die Sache eines Augenblicks; im nächsten zertrümmerte Giulietta ihre Mandoline vollends an dem bereits blutenden Schädel Bernardo's, dem gleich auf den ersten Schlag der Hut vom Kopfe geflogen war, und Muralt, vom Zorne hingerissen, seiner nicht mehr mächtig, versetzte seinem Gegner, der vergebens den zum Zerquetschen gepreßten Arm unter gräulichen Flüchen loszuringen sich abmühte, mit der krampfhaft geballten Faust der freien Rechten einen so furchtbaren Stoß in's Gesicht, daß der Bandit, einen entsetzlichen Schrei ausstoßend, den Dolch fallen ließ und, gleichzeitig vom Capitän losgelassen, unter einem Strome Blutes aus Mund und Nase rücklings zuboden schlug.

Im selben Momente ließen sich Menschenstimmen vernehmen und an mehren Fenstern und Thüren zeigten sich Leute, deren Ausrufe aber, da sie an solche nächtliche Scenen gewöhnt waren, weniger wirkliche Theilnahme als Neugierde oder sogar Heiterkeit verriethen, da mehre Personen dabei in lautes Gelächter ausbrachen; welch letztres zumeist dem durch die Mandoline so übel mitgespielten Bernardo gelten mochte, dem der Kopf wie ein Contrebaß brummte, während er von einer Wand an die andere taumelte.

Auch diese Scene währte nur wenige Secunden, und als die Leute sich mehrten und die zwei blutenden Männer umdrängten, war Muralt, von Giulietta fortgezogen, im Dunkel der engen Seitengasse verschwunden.

Aus derselben gelangten sie, ihren eiligen Gang allmälig ermäßigend, auf einen freien gut beleuchteten und frequentirten Platz, und von da, wo bereits nichts mehr zu befürchten war, zur Brücke, welche sie ebenso unbehindert passirten.

Nunmehr in voller Sicherheit — sofern sich von solcher überhaupt zur Nachtzeit in einer Stadt wie Rom damals sprechen ließ — schritten Muralt und Giulietta lässig dahin.

Er hatte ihr gleich beim Forteilen vom Schauplatze des Abenteuers den Arm geboten und ſie ihn nicht zum zweitenmal ausgeſchlagen; war es ja doch keine Galanterie, ſondern Nothwendigkeit, denn es hatte ſie trotz ihrer körperlichen Stärke und geiſtigen Energie bei jener Scene beinahe Ohnmacht angewandelt und ſie wäre ohne ſeinen Beiſtand hingeſunken.

Beide hatten während dieſes ganzen Marſches geſchwiegen.

Jetzt aber machte ſich der Capitän Luft.

Wie, zum Kukuk, brummte er vor ſich hin, ſeine Begleiterin nur mit dem Blicke ſtreifend, wie kommſt Du, mein Kind, zu einer ſolchen Bekanntſchaft oder gar Liebſchaft?

Faſt reute ihn dieſe Frage, denn er fühlte Giulietta's Erzittern an ſeiner Seite.

O Signor, entgegnete ſie tief aufſeufzend, das iſt nicht mit wenigen Worten geſagt!

Aber Du wirſt es mir ſagen —

Ja, nur nicht jetzt, nicht hier.

Alſo in deiner Wohnung?

Signor, in dieſem Augenblicke habe ich keine mehr.

Wie verſtehe ich das?

Ich wage es nicht, in meine Wohnung zurückzukehren; Pietro würde mich da noch heute tödten.

Ja ſo! Daran habe ich nicht gedacht, aber Du haſt — Sie haben recht, wenngleich ich calculire, daß der Schuft ſein Naſenbein entzwei oder ein Auge weniger als vor dreißig Minuten hat und nicht eben heute noch an Mord denken wird. Sie wollen alſo für heute nicht in Ihre Wohnung; aber wie morgen?

Ich mache keinen Schritt mehr dahin.

Sie müſſen doch Ihre Effecten von dort wegſchaffen?

Ach, Signor, ich beſitze nichts als was ich am Leibe trage; die Mandoline war meine ganze Habe!

Wissen Sie, daß Sie durch Ihr rechtzeitiges Einfallen mit der Mandoline höchst wahrscheinlich mir das Leben gerettet haben?

O nicht doch, Signor!

Nicht doch! Nicht doch! Das muß ich besser verstehen! Dieses Ihr Tempohalten brachte eine Diversion zu meinen Gunsten hervor, denn während der Bursche von Ihnen musicalisch flankirt alle Engel singen hörte, konnte er, so beschäftigt, nicht daran denken, mich, wie der andere Spitzbube, im Centrum anzugreifen, und ich hatte es nur mit Einem statt mit Zweien zu thun; genug, mein Kind, so räsonnire ich über den zu meinem Succurs zertrümmerten Resonanzboden Ihrer Mandoline und schätze mich glücklich, Ihnen dankbar sein und die Allianzkriegskosten decken zu können.

Ich habe, entgegnete Giulietta mit bebender Stimme, allerdings kein Recht auf Ihre Achtung, Signor, aber ich flehe Ihr Mitleid an, indem ich Sie bitte, nicht von einer Schuld gegen mich zu sprechen; Ihr Mitleid allein, das Sie mir vielleicht nicht versagen werden, sobald Sie meine Geschichte kennen; Ihr Dank demütigt mich, umsomehr, als ich ihn, meine Warnung etwa ausgenommen, durch nichts verdient und mich Bernardo's nur erwehrt habe, der mich wahrscheinlich erstickt hätte.

Der Capitän schwieg eine Weile; er fühlte sich von den einfachen Worten des unglücklichen Mädchens ergriffen, beinahe zu Thränen gerührt; auch sann er darüber nach, was mit der Verlassenen nun geschehen solle.

Sein menschenfreundliches Herz und sein klarer Verstand halfen ihm bald zurecht.

Ein paar hundert Schritte noch von der Porta del Popolo entfernt, hielt er an.

Ich habe mir, sagte er, einen kleinen Plan ausgesonnen, den Sie zu befolgen mir die Freude machen werden.

Befehlen Sie über mich, Signor, erwiderte Giulietta weich, denn ich fühle, daß Sie Gott zu meiner Rettung gesendet, und ich werde alles thun, was Sie mich thun heißen.

Nun denn, fuhr er fort, mein Plan ist dieser. Ich werde Sie jetzt nach einem Gasthofe in der Nähe meiner Wohnung führen; daselbst können Sie einige Tage zurückgezogen verweilen, bis ich erreicht habe, was ich für Sie beabsichtige. Ich bin nämlich willens mit einer mir befreundeten Dame zu sprechen und Sie ihr zu empfehlen, natürlich in Annahme, daß Sie ein solides Dienstverhältniß Ihrem jetzigen ungesicherten Leben vorziehen dürften.

O Signor, Sie entziehen mich dadurch einer Hölle! rief Giulietta aus.

Gut, sprach Muralt wieder weiter schreitend, ich war Ihrer Zustimmung gewiß; übrigens wird dieses Engagement für Sie in keiner Weise demüthigend sich gestalten. Ich werde Sie morgen im Laufe des Vormittags besuchen und vernehmen, was Sie mir zu sagen haben. Davon werde ich meinerseit der Dame nur soviel mittheilen, als mir unumgänglich nothwendig scheint, obgleich, zu Ihrer Beruhigung gesagt, diese Dame ein echtes Weib, das heißt, voll Empfindung und Geist und Kenntniß des Frauenherzens ist, demnach alles hören dürfte, was immer auch Sie zu erzählen haben mögen. Noch morgen auch werde ich Ihnen eine Kleiderhändlerin zuschicken, damit Sie vor der Dame wolanständig erscheinen können. Nun, wie gefällt Ihnen dieser Plan?

Giulietta ergriff, bevor er es verhindern konnte, die Hand des Capitäns und preßte sie an ihre bebenden Lippen, an ihre thränenheißen Augen.

Dies war ihre Antwort.

Der liebe Gott, sprach der biedere Mann nun selbst mit sehr bewegter Stimme weiter, wird Alles zu Ihrem Besten lenken;

Sie sind noch jung, Sie haben noch ein Leben vor sich, und die Zukunft kann und wird, wie ich hoffe, alle die häßlichen Bilder Ihrer Vergangenheit schwinden, vergessen machen . . .

Sie schwiegen nun Beide.

In der Nähe des von Muralt gewählten Gasthofes sagte er noch:

Ich bin hier bekannt, war lange Zeit täglicher Gast da; nach einigen Worten von mir an den Wirth können Sie ganz ungenirt eintreten . . . .

Der Hotelbesitzer erschien allsbald, und in einer Minute war die Angelegenheit besprochen.

Giulietta sagte dem Capitän gute Nacht und begab sich nach dem ihr angewiesenen Gemache.

Achtes Kapitel.

Ein verhängnißvolles Dasein.

Gegen Elf Uhr des darauffolgenden Morgens trat Muralt bei Giulietta ein.

Sie war bereits metamorfosirt, so daß er sie auf den ersten Blick kaum wieder erkannte; die ihr zugeschickte Modistin hatte schon vor zwei Stunden ihre Schuldigkeit gethan, in Auftrag wie auch selbstverständlich auf Rechnung des Capitäns die Arme mit einfach anständigen Kleidern, ferner mit Wäsche und sogar mit einigen kleinen Luxusgegenständen der Toilette versorgt, ohne, was viel sagen will, sich irgendeine zudringliche Frage oder frivole Bemerkung dabei zu erlauben.

Giulietta wollte den eintretenden, sehr angenehm überraschten Capitän mit einem Handkusse begrüßen; diesmal jedoch war er

auf ſeiner Huth und ſchnitt ihr ſelbſt die wörtliche Dankesäußerung mit dem Erſuchen ab, ihm unverweilt, da ſeine Zeit gemeſſen ſei, aus ihrem Leben zu erzählen, indem er beifügte, daß er noch heute mit der Dame, welcher er ſie empfehlen wolle, ſpeiſen und Gelegenheit ſuchen werde, dieſe Sache zu beſprechen.

So ausweichend und zugleich einleitend, ließ er ſich an Giulietta's Seite auf dem Canapé nieder, ſie gleichſam mit den Blicken verſchlingend, da er ſich an ihr nicht ſatt ſehen, eigentlich gar nicht begreifen konnte, daß dieſes ſo wolanſtändig gekleidete und ſich ſo gut, um nicht zu ſagen — ſo vornehm haltende Fräulein eine und dieſelbe Perſon mit der zigeunerhaften Mandolineſpielerin aus der Banditenſchänke ſei.

Giulietta wies ſich auch in Wahrheit zu ihrem Vortheil verändert; dies natürlich im Sinne der guten Geſellſchaft gemeint, da ſie in ihrem vorigen bunten, fantaſtiſchen Coſtüm jedenfalls maleriſcher ausgeſehen, etwas Naturpoetiſches an ſich hatte.

Nur Eines war, entweder auf ihren eigenen Wunſch oder auf den Geſchmack auch der Modiſtin hin, beibehalten worden, ihr offen um den Nacken in natürlichen Locken wallendes, prachtvolles Haar von der Schwärze und dem Glanze des Schwalbengefieders, und unſer Capitän, ein leidenſchaftlicher Freund alles Volksthümlichen und Urſprünglichen, war nicht der Mann, einen ſo köſtlichen Schmuck des jugendlichen Frauenhauptes, als, der herrſchenſten Mode entgegen, unſtatthaft zu finden; genug, er war von Giulietta's Verwandlung entzückt und würde auch aller Wahrſcheinlichkeit nach ſein Entzücken zum Ausdrucke gebracht haben, wenn nicht ihre Augen, in denen Opferperlen einer von Reue und Dankbarkeit durchdrungenen Seele glänzten, ihn an ſeinen derzeitigen Beruf ihr gegenüber, nämlich an den eines Beſchützers erinnert hätten.

So hielt er denn, ziemlich mühsam, an sich und wiederholte nur, mit einem halbunterdrückten Seufzer, sein Gesuch um — ihre Biografie, dem sie nun auch Folge gab.

Meine Seele bebt in Angst, begann sie nach kurzem beiderseitigen Schweigen mit gedämpfter Stimme und gesenktem Haupte, da ich von mir, von meinem bisherigen Leben sprechen soll, denn ich habe nur allzusehr zu befürchten, daß mein edler Wolthäter durch die Darlegung der Wahrheit — und anders als wahr kann und werde ich nicht sein — sich entrüstet von mir abwenden und bedauern müsse, seine Großmut einer Unglücklichen zugewiesen zu haben, die — —

Unglück ist mir heilig, unterbrach sie Muralt in ermunterndem Tone, und ich kenne durch meinen langen Aufenthalt in Rom das italienische Leben sattsam genug, um dieses oder jenes Vorkommniß richtig beurtheilen zu können; beruhigen Sie sich daher und seien Sie meiner innigsten Theilnahme invoraus versichert, Sie mögen mir was immer mitzutheilen haben; ich würde auf diese Mittheilungen sogar ganz verzichten, wenn ich nicht um Ihrer nächsten Zukunft willen Ihre Vergangenheit kennen müßte; sprechen Sie also ohne alle Scheu, es vernimmt sie ein menschenfreundliches Herz und ein gesunder Verstand.

Wolan denn, Signor, seufzte Giulietta, so hören und richten Sie mild!

Ich bin — begann sie nach kurzer Pause sich mühsam fassend ihre Erzählung — aus Toscana, das einzige Kind armer Aeltern. Mein Vater, Tomaso Legnani, bis in sein dreißigstes Jahr Soldat, fing, nachdem er als Unterofficier seinen Abschied erhalten, einen kleinen, nur wenig einträglichen Handel in Siena, seiner Geburtstadt, an und verehelichte sich ein Jahr später mit einem gleichfalls armen, aber ebenso sittlichen als schönen Mädchen Namens Teresa Valbi, meiner guten lieben Mutter.

Meine Kindheit und auch die erste Zeit meiner Jugend verfloß ruhig, keine Erinnerung trübt sie mir. Ich wurde einfach und streng religiös erzogen, vielleicht etwas zu streng, dies besonders vonseite der Mutter, da es zur Folge hatte, daß ich nachmals, wo es mir Bedürfniß, ja sogar rettende Nothwendigkeit wurde, nicht den Muth fühlte, ihr mich anzuvertrauen.

Mein Vater unterhielt neben seinem eigentlichen Geschäfte, dem Kleinhandel mit allerlei Waaren, auch einen Weinschank, und leider ward ich mit der Besorgung dieses Nebengeschäftes betraut; leider, ja, denn jung — ich zählte da noch nicht völlig sechszehn Jahre — unerfahren, jeder Lüge unfähig und demnach auch den Menschen unbedingt glaubend, nahm ich alle die mir dargebrachten Huldigungen offener hin, als es hätte sein sollen und sog das Gift der Schmeichelei allmälig in vollen Zügen ein. Doch schwanden zwei Jahre hin, ohne daß man mir den geringsten Vorwurf machen konnte; ich war emsig im Geschäfte und mit Vorsicht artig gegen die Männer, deren Galanterien mir nachgerade lästig zu werden begannen, wie eitel ich auch in der That gewesen sein mochte.

Da, zum Schlusse meines achtzehnten Jahres, traf unser Hauswesen ein harter Schlag und mich selbst der erste große Schmerz: mein Vater starb nach kurzer Krankheit. Die Mutter führte das Geschäft fort, und ich war von da ab mir selbst überlassen, indem ich den Weinschank nunmehr ganz allein zu besorgen hatte.

Es waren, bereits von meinem fünfzehnten Jahre an, mir unmittelbar und auch meinen Aeltern Heiratanträge gemacht worden, die aber alle weder ihnen noch mir selbst zusagten; meist vonseite allzu einfacher, besser gesagt ungeschlachter Gewerbsleute, deren ganzes Wesen mich anwiderte.

Nach des Vaters Tode aber begann die Mutter, wie gut und lieb ſie auch ſonſt gegen mich war, von der Nothwendigkeit meiner Verehelichung zu ſprechen, da, wie ſie ganz richtig bemerkte, ich fortan, ohne männlichen Schutz in dieſem ausſchließend männlichen Geſchäfte, blosgeſtellt und ſonach dem böſen Leumunde preisgegeben wäre, und ſie drang ganz ernſtlich darauf, daß ich mich ſobald wie möglich mit dem oder jenem, wenn noch ſo ſchlichten Gewerbsmanne ehelich verbände.

Dagegen nun ſträubte ſich mein Selbſtgefühl; anfangs als ſolches allein, ohne jeden Nebengedanken, bald danach aber genährt durch eine Neigung, die ich meiner trotz aller Güte moraliſch ſtrengen Mutter anzuvertrauen nicht den Muth hatte. Dieſe Neigung, die, ach, nur zu bald Leidenſchaft werden ſollte, flößte mir ein junger Mann ein, deſſen Schönheit und Bildung mich bezauberten.

Edgardo — ſo hieß dieſer junge Mann, deſſen Familiennamen ich hier nicht nennen will, — nur ſechs Jahre älter als ich, war von edler Herkunft, reich, und bereitete ſich zum Staatsdienſte vor.

Von Florenz, wo ſeine Familie hauste, nach Siena gekommen, um einen dem Tode nahen Onkel zu beſuchen, verweilte er daſelbſt mehre Monate, da er nach dem bald erfolgten Ableben dieſes Verwandten eine Erbſchaftangelegenheit zu betreiben hatte.

Kurz nach ſeiner Ankunft in Siena ſah er mich eines ſchönen Abends vor der mit Weinreben umrankten Thüre des von mir beſorgten Schanklocales und — trat ein.

Von jenem Augenblicke gehörte ich ihm mit ganzer Seele an: es war, wie geſagt, eine Art Zauber, was mich gefangen nahm und mich ihm rückſichtlos hingab; ja, Signor, ohne alle Rückſicht auf meine Mutter, auf meine weibliche Würde, auf Menſchen und ſelbſt auf Gott; ich war geblendet, betäubt, vernunft-

beraubt; ich ſprach ebenſowenig als er von ehelicher Verbindung, ich dachte nicht einmal daran, ich liebte nur, wenn man ſchon ſo wahnſinnige Leidenſchaft Liebe nennen kann, und taumelte in dieſer unſeligen Verblendung zum Abgrunde hin, der meine ganze moraliſche Exiſtenz verſchlang . . .

Thränen erſtickten hier Giulietta's Stimme und ſie verhüllte ſich das Antlitz, tief erbebend, wie in Schauder vor ſich ſelbſt.

Ich habe nicht, ſprach der Capitän mit Wärme, die Gewalt dieſer Leidenſchaft an mir kennen gelernt, wol aber an Anderen, und bin, durch fremde Erfahrung hierüber belehrt, weit entfernt, einen davon erfaßten Menſchen verdammen zu wollen; es iſt das eben wie eine Krankheit, von der befallen Einer nicht ſagen kann —: ich will nicht krank ſein! Darum beruhigen Sie ſich, umſomehr, als es ſcheint, daß Sie — ſchwer gebüßt haben. —

O Signor, fuhr die Leidende in ihrer Selbſtanklage mit geſteigertem Affecte fort, ich habe in der That furchtbar dafür gebüßt und büße noch in dieſem Augenblicke, da ich Ihnen das Bekenntniß meiner Schuld ablege, Ihnen, Signor, deſſen Verachtung — alles, was ich bisher gelitten, an Schrecklichkeit überbieten würde! . . . Und nun hören, hören Sie!

Ich ſank in jenen Abgrund, und es war die Mutterhand allein, die mich daraus hervorzog. Ja, ſie allein, denn mein Verführer hatte Siena und mich verlaſſen, obgleich er um die Folgen meines ſtrafbaren Leichtſinns wußte; er hatte mich und mein — ſein Kind verlaſſen; ohne ein Wörtchen von Theilnahme!

Schändlich! rief Muralt flammenden Blickes aus.

Ja wol, ſchändlich! wiederholte Giulietta und ſprach dann alſo weiter:

Gott hatte Erbarmen, wennnicht mit mir, die ich es nicht verdiente, ſodoch mit meiner Mutter; die Frucht jenes unſeligen

Bündniſſes welkte ſchon nach wenigen Tagen dahin, das Kind war todt, aber todt auch war mein guter Name und, was noch ſchlimmer, mein Glaube an die Menſchen. Ich verfiel in eine langwierige Krankheit, von der ich erſt nach mehren Monaten und ſelbſt da nur körperlich genas; mein Geiſt war getrübt, um nicht zu ſagen — irre, mein Gemüt wie eine hohlgehende See. In jener Zwiſchenzeit war auch meine Mutter aus Gram über den Tod des Vaters und über die Schmach, welche ich ihr bereitet, erkrankt und dadurch unſer Hausweſen in Verfall gerathen; Arzt und Apotheke hatten das wenige Erſparte verzehrt und es fehlte uns Beiden an Kraft wie an Mitteln, das Geſchäft wieder zu heben. Meine arme Mutter erlag bald ihrem Grame und ich verließ nach ihrem Tode Siena, den mir unerträglich gewordenen Schauplatz meines Mißgeſchickes, mit einer kleinen noch erübrigten Summe Geldes, um einen Plan auszuführen, der mir in allen Fieberträumen während meiner Krankheit und auch dann noch, als ich geneſen, vorgeſchwebt und von deſſen Verwirklichung mich nur die Sorge für meine Mutter abgehalten. Dieſer Plan, wahnſinnig wie meine frühere Leidenſchaft und noch glühender als meine vernichtete Liebe, beſtand in nichts anderem als nach Florenz zu eilen und dem nichtswürdigen Verräther an meinem Herzen gegenüber zu treten und ihm angeſichts ſeiner ganzen vornehmen Sippe meine Verachtung in's Geſicht zu ſchleudern.

Es waren da ſeit unſerer Trennung bereits acht Monate verfloſſen.

Ich hatte den Weg zu Fuß zurückgelegt und langte an den Ufern des Arno in einer herrlichen Sommernacht an. Aber was war alle Pracht und Seligkeit der Natur gegen die Oede in meiner Seele! Ich fühlte nichts als Haß, ich wollte nichts als Rache ... Dieſes — es iſt wahr — eines weiblichen Herzens unwürdige Gefühl ſteigerte ſich womöglich noch am nächſtfolgenden Tage,

als ich bei meiner sogleich angestellten Nachforschung vernahm, daß Edgardo sich demnächst mit einer der schönsten und reichsten Erbinen von Florenz vermälen werde und daß zur Feier dieser Verbindung in der Villa der Braut die großartigsten Anstalten im Gange seien. Demnächst! Ha, ich besaß ja noch gerade soviel, um halb hungernd acht bis vierzehn Tage in der theuren Hauptstadt Toscana's verweilen zu können, und die Rache wartet!

Ich wartete hin durch lange, lange zehn Tage . . .

Endlich, endlich schlug die Stunde!

Es war an einem Nachmittag, da sich in zahlreichen glänzenden Equipagen der Brautzug nach der mir vorher schon bekannt gegebenen Kirche bewegte.

Ich hatte, ganz schwarz gekleidet und verschleiert, meinen Platz dicht an den Stufen des zur Trauung festlich geschmückten Altars mit meinem letzten Goldstück erkauft, und erwartete da, anscheinend ganz ruhig, aber in der That convulsivisch bebend, das glückliche Pärchen mit seinem prunkenden Gefolge.

Man kam; der Zug bewegte sich feierlich durch das Mittelschiff der von Neugierigen dicht gefüllten Kirche dem Hochaltare zu, in dessen Nähe ich, halb gedeckt durch eine Säule, hochklopfenden Herzens stand.

O Signor, was ich in jenem Momente litt!

Ich sah durch meinen schwarzen Schleier das mit Mirthen und Rosen geschmückte, vom rückfallenden weißen Schleier umwallte Haupt, das von Wonne strahlende schöne Antlitz der Braut, und ich sah auch das nicht minder wonnig belebte Antlitz des Vaters von meinem todten Kinde! Was verlieh mir da die Kraft, mich aufrecht zu erhalten? Woher sie auch rühren mochte, ich hatte sie, ich blieb aufrecht, ich wartete ein Etwas ab.

Die feierliche Handlung begann und gelangte bis — zu diesem Etwas, bis dahin nämlich, da der Priester dem Bräutigam das bindende Ja abnimmt.

Im selben Augenblicke — ich hatte mich bereits weit genug vorbewegt — als Edgardo des Priesters Frage vernimmt, stehe ich, mit zurückgeschlagenem Schleier, dicht neben seiner Braut, das Auge — ich fühlte es selbst — mit vernichtendem Flammenstrahle nach ihm gerichtet und meine abgemagerte Hand gespenstisch ihm entgegenstreckend.

Wie aber diese Scene schildern!

Edgardo erbebt, erbleicht und taumelt zurück; die Braut, einen furchtbaren Schrei ausstoßend, bricht ohnmächtig zusammen, während ich der Sinkenden den Schleier abreiße; der Priester tritt entsetzt zurück. die weiten Hallen der Kirche ertönen von hundertfachen Ausrufen der Bestürzung, der Entrüstung oder der auf's höchste gespannten Neugier: allgemeiner Aufruhr, in welchem, wie ein Fels im tobenden Meere, ich allein nur unerschüttert stand, frei, gesättigt durch der Rache Vollgenuß. schwelgend bereits in der Erinnerung des Vollbrachten.

Was kümmerten mich die nun auf mich losdonnernden Verwünschungen und Drohungen? Hörte ich sie? Sah ich denn, was unmittelbar danach um mich her und mit mir geschah? Ich hörte nichts als den Verzweiflungschrei der Braut, ich sah nichts als das Erbleichen des Bräutigams, ich fühlte nichts als das Entzücken der Rache; alles Uebrige ward mir zu einer Art Traum, den ich Ihnen, Signor, eben auch nur wie einen verworrenen Traum darstellen kann: wilder Tumult, man umdrängt, man ergreift und schleppt mich durch die Kirche; unterm Portale neuer Aufruhr, das Volk nimmt instinctartig meine Partei, es kämpft mit der herbeigeeilten Wache, es bildet sich eine undurchdringliche Masse zu meinem Schutze um mich, und ich fühle mich plötzlich von gewaltigen Mannesarmen aufgehoben und unter jauchzenden Ausrufen meiner Befreier fortgetragen.

Wohin? Ich wußte es nicht. Die Natur verlangte ihr Recht; der ungeheueren Anſpannung meiner Nerven folgte da plötzliche Erſchlaffung, man trug mich ohnmächtig dahin. . . .

Giulietta hielt hier in ihrer Erzählung inne, und auch der Capitän blickte ſchweigend vor ſich hin: ein wie großer Freund alles Urſprünglichen er auch war, ſo fühlte er ſich doch von dieſer Mittheilung in einer Weiſe erſchüttert, daß er keine Worte für den Ausdruck deſſen fand, was in ihm vorging; es war eben ein allzu raſcher Wechſel der verſchiedenartigſten Empfindungen, was ihn verſtummen machte.

Während dieſer kurzen Pauſe aber machte ſich ſeine unbeſiegbare Menſchenfreundlichkeit wieder geltend und er forderte Giulietta in herzlichem Tone auf, ihre Erzählung fortzuſetzen.

Sie leiſtete ſchwer aufathmend Folge.

Als ich, fuhr ſie fort, das Bewußtſein wieder erlangte, ſah ich mich auf einem ärmlichen Lager in einer nicht minder einfachen Stube und da betreut von einem alten Mütterchen in der gewöhnlichen Tracht der Landleute aus der Umgebung von Florenz. Ich befand mich in der halbverfallenen Hütte eines armen Arno-Schiffers, der ſein und des alten Weibes, ſeiner Mutter, Unterhalt als Barkenführer mühſam gewann. Durch Letztre erfuhr ich nun, was geſchehen war. Ihr Sohn hatte mich in ſeine ſtarken Arme genommen und nach ſeiner glücklicherweiſe von jener Kirche nicht weit entfernten Barke getragen, ohne daß es die uns verfolgende, von der Menge überall umdrängte Wache verhindern konnte; ſo hatte er mir, wennnicht das Leben, doch die Freiheit erhalten und mich vor der ſtrengen Ahndung des Geſetzes gegen Religionſtörung und Gewaltthätigkeit geſichert. Dieſe Sicherheit aber ward noch am Abende desſelben Tages ſchwankend. Der heimgekehrte Sohn theilte in aller Haſt mir und ſeiner Mutter mit, daß uns die Polizei auf die Spur gekommen, Gefahr alſo im

Verzuge und meine weitere Flucht unerläßlich ſei. Die gute alte Frau ſtimmte ſeinem Entſchluſſe bei, mich zu einer ihnen verwandten Winzerin im Gebirge, einige Stunden weit von Florenz, zu bringen. Einen guten Theil dieſes Weges legten wir, ich nämlich und der Schiffer, in ſeiner Barke auf dem von tiefer Dämmerung umhüllten Arno zurück, und ich erholte mich während dieſer Fahrt wenigſtens ſoweit, daß ich den übrigen Weg, freilich nur ſehr langſam und nicht ohne beträchtliche Pauſen, zurücklegen konnte.

Das Haus, in welchem ich nun freundliche Aufnahme fand, umſchloß eine ziemlich zahlreiche und gutgeſtellte Familie. Mein Beſchützer verließ es noch in derſelben Nacht, um zu ſeiner Mutter heimzukehren, jedoch mit dem Verſprechen, über mich wachen und zeitweiſe wiederkommen zu wollen.

Er hielt auch Wort, und ich wurde nicht verfolgt. Nicht von der Polizei, aber bald danach von dieſem meinen Beſchützer ſelbſt. —

Wie, von dem florentiner Fährmann?

Ja, Signor, von demſelben.

Er beläſtigte Sie wahrſcheinlich mit Anträgen —

Sie ſagen es; er hatte Neigung zu mir gefaßt und bot mir ſeine Hand an.

Um ihm rudern zu helfen, ein ſchöner Antrag!

Armut und Arbeit hätten mich nicht abgehalten, ihm meine Hand zu reichen; aber ich konnte ſeine Neigung nicht erwiedern, mein Herz war todt, wenngleich ich ſowol ihm als der Familie ſeiner Verwandten in allem Uebrigen Beweiſe meiner Dankbarkeit zu geben nicht verſäumte.

Sie ſprachen ſich doch gegen dieſe Leute über Ihre früheren Verhältniſſe aus?

Ja, Signor, ich ſagte ihnen Alles; aber gerade daraus ſollt für mich Verhängnißvolles entſtehen. Mein Befreier, der Schiffer Pietro —

Pietro? Doch nicht der Bandit Pietro aus der Osteria?

Derselbe, Signor.

Giulietta! . . .

O mein Gott, ich wußte ja, daß Sie mich verdammen werden!

Verdammen? Nein; aber ich staune — ich fasse nicht, wie — nur weiter, weiter, ich will, ich muß Alles wissen!

Ich thue Buße, ich gehorche. . . . Pietro war zu jener Zeit, das ist vor fünf Jahren, ein ganz anderer Mensch denn jetzt, selbst seinem Aeußern nach; leidenschaftlich zwar im höchsten Grade, aber ein guter Sohn und ein redlicher, emsiger Arbeiter; er hatte, außer dieser Leidenschaftlichkeit, keine anderen Fehler als die seines Alters und seines Standes, er war, damals noch, ein guter Mensch. Durch ihn erfuhr ich, was unmittelbar nach jener Scene in der Kirche mit Edgardo und seiner Braut sich begeben.

Die Unglückliche verfiel in eine Nervenkrankheit und hatte mit dem Tode zu ringen. Nach ihrer endlichen Wiedergenesung erklärte sie mit Bestimmtheit, Edgardo nicht wieder sehen, von ihm nichts weiter hören zu wollen. Beide Familien mußten ihr beistimmen. Edgardo, anfangs bestürzt, beschämt, gedemütigt, begann gegen diesen Familienschluß heftig zu protestiren und, da dies nicht half, sich wie ein Rasender zu benehmen; die ihm widerfahrene öffentliche Schmach steigerte seinen mehr durch Eitelkeit als Liebe gereizten Zorn zum Ingrimm, zur Wuth. Vor Allem gegen mich als die Urheberin des Geschehenen. Er eilte zur Behörde, bezeichnete mich derselben als eine gefährliche Intriguantin und bot eine große Summe für meine Habhaftwerdung und Bestrafung; noch mehr, er selbst machte sich auf, meine Spur zu verfolgen, und mein und des unglücklichen Pietro Geschick wollte es, daß es ihm gelang, diese zu entdecken.

Es geschah dies zuende des zweiten Monats nach meiner Flucht, in einer schönen Herbstnacht.

Pietro war gegen Abend aus Florenz zu uns gekommen und wollte nach der gemeinschaftlichen Malzeit — es war um die neunte Stunde — eben seinen Rückweg antreten, als der älteste Sohn des Winzers, ein guter Junge von achtzehn Jahren, von einem Geschäftsgange heimkehrend, nach rascher Begrüßung sich Pietro näherte und diesem, wie wir alle sahen, zu seinem Erstaunen etwas in's Ohr flüsterte.

Pietro blickte nach mir, sprang dann auf und riß mich mehr, als er mich zog oder führte, in das Haus, vor dem wir unter einer Pinie saßen, hinein und — nur die Worte stammelnd: Man kommt, man ist uns auf der Spur! — zum rückseitigen Thore hinaus in den Weingarten, wo ich nach einigen hundert Schritten, theils vor Zorn, theils vor Angst um meine Beschützer halb ohnmächtig, eine Weile anhalten mußte, während Pietro seine funkelnden Blicke nach allen Richtungen schweifen ließ und mich fest im Arme hielt. — Noch war keine Minute hingeschwunden, als sich vom Hause her heftig durcheinander tönende Männerstimmen vernehmen ließen. Fort von hier! rief Pietro und hob mich wie ein Kind empor und eilte mit mir die gemauerten nach der Flußseite zu führenden Stufen des Weinberges hinab. Fast leblos, blickte ich doch bei dieser hastigen Flucht instinctartig zurück und sah — es war eine helle Nacht — noch bevor wir die Straße zwischen unsrem Berge und dem Ufer des Arno erreicht hatten, auf den obersten Stufen eine Mannesgestalt, die ich unter Tausenden erkannt haben würde.

Edgardo?

Ja, Signor, ihn selbst; und ich und Pietro vernahmen da zugleich seine in die Nacht hinausgeschmetterten Flüche und Verwünschungen, die alle mir, der Mutter seines Kindes, galten.

Der Elende!

Er war offenbar, während er ſeine Begleiter zur Bewachung des Winzerhauſes zurückließ, vom Rachegeiſt getrieben uns nachgeeilt und nun auf der Ferſe, unſer einziger Verfolger, blind vor Wuth, nicht bedenkend, daß er, um meiner habhaft werden zu können, es mit einem Manne zu thun habe, und nicht wiſſend, daß dieſer Mann herkuliſche Kraft beſitze.

Wir hatten einen Vorſprung von etwa fünfzig Stufen und ſetzten noch rechtzeitig den Fuß auf die Straße, um Athem und Beſinnung zu gewinnen.

Pietro, der, von mir ſogleich aufmerkſam gemacht, unſren Verfolger ſah und erkannte, ließ mich raſch zuboden gleiten und bezeichnete mir haſtig die Uferſtelle, wo er ſeine Barke angelegt hatte, mit den zugemurmelten Worten: Dahin und mich erwarten!

Es war kein Augenblick zu verlieren, das wußte ich, und doch konnte ich mich nicht entſchließen, nach der Barke zu eilen, Pietro allein ſeinem Geſchicke zu überlaſſen. Er aber beſchwor mich bei der Grabesruhe meiner Mutter, gleichzeitig vernahm ich eine neue Verwünſchung des uns nun ſchon ſehr nahen Verfolgers und — ich eilte dem Ufer zu und ſank erſchöpft in das Fahrzeug, den halbgebrochenen Blick nach der Straßenſtelle hin, wo der Zuſammenſtoß der Beiden, meines Todfeindes und meines Beſchützers, im nächſten Momente erfolgen mußte und — gräßlich genug — erfolgte. Ich ſah nur wenig, ich hörte nur ein paar Flüche, dann einen dumpfen Schrei — und mir vergingen die Sinne. Erſt nach Mitternacht kam ich wieder zum Bewußtſein; die Barke, von Pietro gelenkt, trieb auf dem ruhigen, die Sterne abſpiegelnden Strome dahin; wir befanden uns bereits mehr denn ſechs Miglien weit von Florenz. . . .

Giulietta hielt hier ermattet in ihrer Erzählung inne.

Und Edgardo? fragte der Capitän nach kurzer Pauſe.

Pietro, entgegnete die Leidende, von Edgardo's Dolch leicht verwundet, dadurch aber, wie ein Tiger, wenn er einmal Blut gesehen, wüthend geworden, hat ihn — erwürgt ....

Gräßlich! sprach Muralt düstren Blickes vor sich hin, und Sie — Sie dann zur Seite eines Mörders —

Ich weiß nicht, flüsterte Giulietta zagend, ob jene That Pietro's, da er unbewaffnet eines Dolches sich zu erwehren hatte, Mord genannt werden kann.

Erzählen Sie weiter! seufzte der geradsinnige Schweizer, und die Arme fuhr also fort:

Eines, Signor, ist gewiß; der unglückliche Schiffer ward durch seine That vogelfrei und ich an ihn gebunden, da er sie zu meinem Schutze verübte, wieviel auch dabei auf Rechnung der Nothwehr, seiner Selbsterhaltung kommen mochte; wenigstens fühlte ich mich ihm verpflichtet und ich blieb, bis auf weiters, dem Flüchtigen zur Seite. Wir durchzogen, uns für Geschwister ausgebend und — in Wahrheit — auch als solche miteinander verkehrend das südliche Italien mehre Monate lang, unser Dasein durch Musik und Gesang in oft sehr karger Weise fristend.

Pietro benahm sich bis dahin gut gegen mich, will sagen, er sprach nie von seiner Neigung zu mir, klagte mich auch nie als Urheberin seines Mißgeschickes an, obgleich er nicht selten sich auf's schmerzlichste über seine verlassene, nunmehr von der Wolthätigkeit der Verwandten abhängige alte Mutter äußerte; er war in der That ein guter Sohn und, als solcher, eines besseren Loses würdig. Bis dahin, Signor! Aber — es sollte nur zu bald anders kommen.

Es war ein halbes Jahr über jenes unselige Ereigniß hingegangen. Wir befanden uns in Neapel und lebten einige Wochen hindurch vom Ertrage unsrer einfachen Kunstleistungen schlecht und recht.

Miteinmal war Pietro wie durch böſen Zauber umgewandelt; er wies ſich heftig, ungeduldig und erklärte mir, mehr gebieteriſch als leidenſchaftlich verlangend, daß ich ihm anzugehören habe — ſo oder ſo.

Dieſe Aufforderung, ſeine Gattin oder Bulerin zu werden, empörte mich, und ich erklärte ihm nicht minder entſchieden, daß ich erſtres ganz einfach nicht wolle und letztres verabſcheue.

Es folgte eine ſtürmiſche Scene, nach welcher Pietro die Wohnung verließ und ihr durch mehre Tage fernblieb.

In jener langen Pauſe überlegte ich, was zu thun ſei. Mein erſter Entſchluß, zu fliehen, erwies ſich mir bei reiflicherem Erwägen als gefährlich, wennnicht als unausführbar. Wohin ſollte ich fliehen? Ein Mädchen allein, ohne Schutz, ja ohne alle Mittel! Ich beſaß nichts als die einfache Bekleidung, die ich am Leibe trug, und meine Mandoline; Pietro konnte mich verfolgen, erreichen, mißhandeln. Sollte ich meine Zuflucht zur Sicherheitbehörde nehmen? Dagegen ſträubte ſich mein Gefühl, denn dieſer Mann war, wenn auch ohne mein Verſchulden, durch mich heimatlos geworden; gar nicht zu ſprechen davon, daß ich ſelbſt dieſe Behörde zu fürchten hatte. Und bleiben? Der ungeſtümen Zudringlichkeit eines ſolchen Menſchen preisgegeben bleiben? Nimmermehr! Gab es da ein Drittes, mein Geiſt fand es nicht, und ich verſank in das düſterſte Hinbrüten, ich kam der Verzweiflung nahe.

So traf mich eines Abends der in unſere aus zwei Stübchen beſtehende Wohnung heimgekehrte Mann, dem ich als meinen Erretter aus zweimaliger Gefahr Dank ſchuldete und den ich nun faſt noch mehr zu fürchten hatte als die Ahndung des Geſetzes.

Pietro war, wie ich ſogleich mit Schrecken wahrnahm, vom Genuße geiſtiger Getränke in hohem Grade aufgeregt; doch verhielt er ſich anfangs ruhiger, als ich erwarten konnte, und legte ſogar einiges Geld vor mich hin mit der Bitte es anzunehmen und mit

einer Art Entſchuldigung, daß er ſolange vom Hauſe weggeblieben; eine Entſchuldigung, die nicht am unrechten Platze war, da ich die zwei letztren Tage hindurch nichteinmal genügend Brot zu eſſen hatte, weil es mir an Muth fehlte, mich allein auf die Straße zu wagen um da oder dort durch Spiel und Geſang etwas zu verdienen.

Trotzdem nahm ich das von Pietro mir Angebotene nur mit innerem Widerſtreben und beſonders aus Furcht, ihn durch dieſe Zurückweiſung zu reizen. Doch alle meine Vorſicht ſchlug fehl; nach wenigen Minuten ſchon erneuerte er und noch um vieles heftiger den Antrag, der jenen Auftritt vor Tagen hervorgerufen und in deſſen Folge er das Haus gemieden, mich mir ſelbſt überlaſſen hatte. Ich erbebte vor Scham und Zorn an allen Gliedern. Auch nur eine Minute länger zur Seite dieſes, durch Unglück und nun nicht minder durch liederliches Leben verkommenen Menſchen zu verweilen, ſchien mir Verrath an mir ſelbſt; dagegen war der Gedanke, zu ſterben, ein wonniger. Ja, ſterben! rief es in mir, während ich geſenkten Blickes und ſchweigend dem mehr noch durch wilde Leidenſchaft als durch Wein Entflammten zuhörte. Das Häuschen, in dem wir wohnten, lag nahe am Strande; hundert flüchtige Schritte — und ich war von all' der unerträglichen Qual erlöst.

Aber, ſo nah der Punct meiner Befreiung auch war, wie dahin gelangen? Pietro ließ mich nicht aus den Augen.

Noth, heißt es, macht erfinderiſch, und mir gab Verzweiflung einen Gedanken ein.

Ein Lächeln erzwingend, ſagte ich zu ihm:

Ich war dieſe Tage über hier wie eingekerkert und habe Hunger gelitten; es verlangt mich nach Nahrung, nach freier Luft; die Nacht iſt ſo ſchön, der Vollmond ſpiegelt ſich im ruhigen Meere,

kommt, Pietro, führet mich in die Osteria am Strande, ein Becher Wein wird mich stärken.

Der Vorschlag gefiel ihm; bei dem Worte Wein erhob er sich rasch und warf seinen Marinaro über mit dem lachenden Ausrufe: Endlich einmal etwas Vernünftiges!

Wir verließen unsre Wohnung und schritten Arm in Arm, wie er es gebot, der nahen Osteria zu, aus welcher uns lauteste Unterhaltung und Gesang entgegen scholl.

Ein paar Schritte noch vom Eingange zu dieser Schänke entfernt, sagte Pietro: Ist es innen zu voll, so bleiben wir da in der Veranda; warte einen Augenblick, ich sehe nur hinein.

Diesen Augenblick, da er mir seinen Arm entzog und die Thür öffnete, benutzte ich: ein Flug über den schmalen Strand und ein Sprung in's Meer, dessen frische Flut über mir zusammenschlug, war das Werk weniger Secunden.

Aber, ach, Signor, es stand geschrieben, daß meine Leiden da noch nicht enden sollten! Eine Viertelstunde später war ich wieder in meiner Stube, hingestreckt auf mein Lager, und sah mich, des Geschehenen nur dunkel bewußt, von unsrer Hauswirthin betreut und ihr zur Seite ihn, Pietro, der nun nach des Ewigen unergründlichem Rathschlusse zum drittenmal mein Retter geworden, wiefehr ich auch diese Rettung beklagen, bejammern mochte.

Er hatte, wie ich tagsdarauf von ihm selbst vernehmen mußte, einen Blick in die Schänke und dann mit rascher Wendung nach mir den zweiten Blick geworfen, wie ich eben dahinflog; im selben Momente ernüchtert und entschlossen, flog er mir wie eine Kugel aus dem Rohre nach und sprang da, wo ich untergesunken, in's Meer. Ein geübter starker Schwimmer und Taucher, hatte er mich im Nu erfaßt und allsbald an den Strand gebracht und von da nachhause getragen. . . .

Es ſieht ſich dies, ſprach Muralt, da Giulietta hier ſchwieg, ſchwer aufathmend vor ſich hin, weiß Gott, ganz wie Verhängniß an; es gränzt dieſe dreimalige Befreiung faſt an das Wunderbare.

Aber noch wunderbarer, Signor, fuhr Giulietta ſich gewaltſam faſſend in ihrer Mittheilung fort, erwies ſich die unmittelbare Wirkung meines Selbſtmordverſuches auf das ganze Weſen Pietro's; er war und blieb von jenem Augenblicke an ruhig, beſcheiden zurückhaltend, ja ich ſah und hörte ihn ſogar beten. Er geſtattete mir nicht mehr, öffentlich zu ſpielen und zu ſingen, ſondern verſorgte ganz allein unſer kleines Hausweſen; er verdiene ſich, ſagte er, als Facchino genug, um uns beide zu erhalten, und er bat mich ſelbſt, ihm zu verzeihen, daß er bis dahin meine Mitwirkung in Anſpruch genommen, indem er ſagte, ich ſei beſſerer Aeltern Kind, als daß ich ein derart öffentliches Leben führen ſolle.

Dies alles nun, Signor, verbunden mit religiöſer Reue über meine letzte That und dem Hinblicke nach einer allwaltenden Vorſehung, brachte auch in meinem Weſen eine mächtige Wandlung hervor und ich erachtete als meine Pflicht, dieſem unglücklichen Manne zur Seite zu bleiben, in Annahme, daß er mir nur ein Bruder bliebe.

Und er blieb es mir durch zwei volle Jahre, die wir noch in Neapel zubrachten: er in ſeiner Eigenſchaft als Facchino, dann als Commiſſionär von Schiffsherren, ich mit Nähen und Sticken beſchäftigt, wodurch ich mehr gewann als ich für mich allein benöthigte. So kam es, daß ich ruhig dahinlebend ſogar Augenblicke hatte, in denen ich jenes Glück genoß, das im Frieden der Seele liegt. Die ſchaurigen Bilder aus meiner Vergangenheit verſchwammen allmälig ineinander wie die Schatten der Nacht bei Anbruch des Tages; ich empfing den Troſt, der im Gebete —, ich fühlte die Heilkraft, die in der Arbeit liegt. — Aber dieſer Zuſtand hatte keine Gewähr der Dauer in ſich, mein Verhältniß zu Pietro

war ein geſchraubtes, jeder Tag konnte Aenderung bringen; erwachte ſeine Leidenſchaft, ſo befand ich mich in derſelben Gefahr wie früher. Zwar fühlte dieſer Mann und ſprach es ſogar mehrmals gegen mich aus, daß eine nähere Verbindung zwiſchen uns durch die Verſchiedenheit unſerer früheren Lebensſtellung, Erziehung und Bildung unmöglich ſei; allein es ſtand zu befürchten, daß er nicht immer dieſe klare Anſchauung haben und ein Rückfall den anſcheinend ruhigen Stand der Dinge miteinmal vernichten dürfte, welche Beſorgniß ich nachmals umſomehr hegen mußte, als er bisweilen doch ſeine alte Heftigkeit nicht beherrſchte und ſich endlich dem Trunk ergab und ſo das Zuſammenleben mit ihm ebenſo widerlich als bedrohlich machte.

Wieder kam mir der Gedanke an Flucht.

Konnte ich auch einen andern Gedanken haben?

In dieſer Bedrängniß kam mir das Geſchick ſelbſt zuhilfe.

Pietro, der im Laufe jener Jahre von mir leſen, ſchreiben und rechnen gelernt und dadurch in ſeinem Geſchäftsbetriebe gewonnen hatte, wurde von einem Kaufherrn mit einem Commiſſionsgeſchäfte betraut, demzufolge er auf unbeſtimmte Zeit nach Livorno zu reiſen hatte.

Die unbeſtimmte Dauer dieſer Reiſe und noch mehr der Umſtand, daß ihn ein zweiter Commiſſionär dahin begleiten ſollte, machte es ihm unmöglich mich mitzunehmen, und ſo ließ er mich denn mit der Weiſung zurück, einen Brief von ihm aus Livorno abzuwarten.

So ſchied Pietro von mir ziemlich ruhig, indem er die Hoffnung ausſprach, mich entweder dort oder in Neapel baldigſt wiederzuſehen.

Er war fort und ich athmete auf.

Was nun beginnen?

Seinen Brief abwarten und damit vielleicht die Aufforderung, ihm nachzukommen? Nimmermehr!

Seiner Rückkunft harren? Ebensowenig.

Auch war mir Neapel bereits verhaßt; ich wollte, ich mußte fort, unverweilt.

Und ich setzte noch am Tage nach Pietro's Abreise meinen Entschluß in's Werk.

Er hatte mir Geld für meinen Aufenthalt hinterlassen, das ich angenommen, um nicht seinen Verdacht zu erwecken. Dieses Geld nun schloß ich sammt einem kurzen Briefe, worin ich, ihm für das mir erwiesene Gute dankend, in offener Sprache die Nothwendigkeit unsrer Trennung darlegte, in ein Kästchen, siegelte und übergab es seinem Principal, und verließ mit meiner geringen Habe am darauffolgenden Tage Neapel. Ich hatte mir soviel erspart, daß ich meine Reise nach Rom damit bestreiten, mir einen Platz im Postwagen nehmen konnte. . . .

Und waren Sie seitdem hier? fragte Muralt, da Giulietta, wie um sich auf das noch zu Sagende vorzubereiten, in ihrer Erzählung paufirte.

Er that diese Frage in einer Art Zerstreuung oder vielmehr schmerzlichen Hinbrütens, da ihm das traurige Geschick dieses Mädchens die innigste Theilnahme einflößte, während gleichzeitig ein weit mächtigeres Gefühl als Mitleid sein Herz durchdrang, ein Gefühl, das er bis zur Stunde nicht gekannt, nicht geahnt hatte.

Ich habe Rom seitdem nicht wieder verlassen, entgegnete Giulietta sich sammelnd und fuhr dann in ihrer Mittheilung noch ernsteren Tones fort:

Meine Leiden, Signor, denen ich zu entrinnen hoffte, indem ich Pietro und Neapel verließ, sollten nicht nur noch nicht enden, sondern hier, in der ewigen Stadt, deren Heiligkeit meiner gemarterten Seele als Asil vorschwebte, sich steigern bis zu unerträglicher

Qual, ja bis zu jenem Grade, dem entweder Verzweiflung oder halbwahnsinnige Selbstverwerfung folgen muß.

In der Postkutsche befanden sich außer mir noch drei Personen, zwei neapolitanische Officiere und ein Abbate; sämmtlich Männer in bereits vorgerückten Jahren und von wolanständigem Benehmen.

Die Officiere verließen uns bei Gaeta, und ich reiste mit dem geistlichen Herrn allein bis Rom.

Sie wissen, Signor, wie mittheilsam eine gemeinschaftliche Reise zu machen pflegt. Verlassen, wie ich mich fühlte und wirklich auch war, dankte ich der Vorsehung, daß ich mich da zur Seite eines Mannes sah, dem es sein heiliger Beruf zur Pflicht macht, Tröstung zu spenden, dem kranken Herzen das ewige Heilmittel der Religion einzuflößen.

Der Abbate fragte mich, nachdem uns die Officiere verlassen hatten, warum ich so traurig sei, und sprach, da ich seufzend eine ausweichende Antwort gab, mir eine Weile in so echt priesterlichem, weihevollem Tone zu, daß ich zuletzt in bitteres Weinen ausbrach und dann, durch seine milden Worte ein wenig beruhigt, ihm alles erzählte was ich erlebt.

Dieser Diener der Kirche, Signor, hat mich in die schreckliche Lage versetzt, in der Sie mich gefunden!

Wie? ein Priester? rief da der Capitän aufbrausend aus, fügte aber sogleich mit einem Ausdrucke von Hohn hinzu: ja, ja, es gibt darunter curiose Käuze .... Aber nur weiter!

Nie, mein edler Beschützer, ist die vertrauensvolle, kindlich gläubige Hingebung eines weiblichen Herzens schmählicher mißbraucht worden, und nichts von allem, was ich bis dahin erlebt, selbst nicht Edgardo's Untreue und Verfolgung hat mich, mein besseres Ich, so verletzt als das, was dieser Mann mir, der von aller Welt Verlassenen, zugefügt.

Nachdem er die verhängnißvolle Geſchichte meines Lebens mit würdevoller Theilnahme angehört, ſagte er:

Ihre Trennung von Pietro und die Zurückſtellung der Ihnen von ihm gebotenen Geldmittel ſpricht zu Ihren Gunſten, und aus dem Umſtande, daß Sie arbeiten können und wollen, ergibt ſich eine ſichere Unterhaltsquelle für Sie in Rom. Ich habe da meinen Wohnſitz und werde Ihnen Arbeit verſchaffen, da ich ſelbſt ohne Mittel bin, Sie zu unterſtützen und Sie gewiß auch Erſteres vorziehen werden.

O Herr Abbate, rief ich freudig bewegt aus, ich verlange nichts beſſeres als Arbeit und ruhige Zurückgezogenheit, und Sie verpflichten mich zu ewiger Dankbarkeit, indem Sie mir Beides verſchaffen! . . .

Bei unſrer Ankunft in Rom beſaß ich noch ſoviel Bares, mir in einem kleinen Gaſthofe ein Stübchen nehmen zu können. Wenige Tage darauf miethete ich mich bei einer alten Frau, einer Beamtenwitwe, ein, die mir der Abbate empfohlen hatte. Dieſe Frau brachte mir Arbeit, ohne mir zu ſagen, für wen ſie anzufertigen ſei, trug ſie dann, von mir zu ihrer Zufriedenheit beſorgt, in die Stadt und ſtellte mir den Lohn dafür nebſt neuer Arbeit zu; einen reichlicheren Lohn, als ich in Neapel für Stickereien oder Nähereien erhalten hatte.

So verfloſſen mir mehre Wochen ruhig, wie ich es gehofft. Der Abbate war während jener Zeit nur ein paarmal zu mir gekommen und ſprach mich immer nur in Gegenwart meiner Wirthin; er nahm meine Dankesäußerungen ruhig hin und ließ es an religiöſer Aufmunterung nicht fehlen, ſodaß ich mich nicht nur getröſtet ſondern nachgerade glücklich zu fühlen begann; hatte ich doch ein ſicheres Stückchen Brot, Freunde und dabei das Herrlichſte, was der Menſch haben kann, Religion!

Eines ſchönen Morgens ſagte mir die alte Frau, daß der Herr Abbate den Abend bei uns zubringen werde; es ſei nämlich ſein Geburttag und er wolle dieſen ganz im ſtillen begehen und er fühle ſich bei uns wie zuhauſe.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieſe Mittheilung mich peinlich berührte. War es Vorgefühl deſſen, was geſchehen ſollte? Ich antwortete nichts darauf und fügte mich nur läſſig dem Willen der Wirthin, die mich veranlaßte, ihr bei Zubereitung des Abendeſſens und bei Ausſchmückung des Zimmers mit Blumen zu helfen.

Die Sommernacht dämmerte herein und der Abbate erſchien. Er nahm unſere Beglückwünſchung freundlich hin, und die kleine Malzeit begann. Die Unterhaltung, deren Koſten er allein trug, war eine ſo lehrreiche und harmloſe, daß ich mich insgeheim tadelte, dagegen voraus eingenommen geweſen oder eigentlich noch zu ſein, denn ich konnte jenes unheimliche Vorgefühl nicht loswerden.

Der Abbate hatte — zur Erhöhung der kleinen Tafelfreude, wie er ſagte — eine Flaſche Cipro oder Madera mitgebracht. Er füllte ſelbſt auf einem Seitentiſchchen die Gläſer und reichte mir eines mit den Worten:

Auf das Vergeſſen des Geſchehenen und auf beſſere Zukunft!

So ſprechend berührte er unſere Gläſer und wir tranken alle Drei zugleich. Einige Minuten ſpäter brachte die Alte einen Toaſt auf ihren hochwürdigen Gaſt aus, demzufolge ich den Inhalt meines Gläschens vollends ausſchlürfte.

Von da ab hatte ich keine klare Vorſtellung mehr; ich ſah nicht, ich hörte nicht mehr deutlich; ich war willenlos, ich war wie gelähmt; die Kerzenflammen umdüſterten ſich vor meinem ſtieren Blicke, es ward plötzlich Nacht um mich. . . .

Man hat Ihnen einen Schlaftrunk beigebracht! unterbrach Muralt die Erzählerin faſt aufſchreiend.

Ja, Signor, ſprach Giulietta mit einem Ausdrucke von Zorn und Scham vor ſich hin, man beging dieſen nichtswürdigen Verrath an mir; der Abbate hatte mich zu ſeinem Opfer auserſehen und, da er, als Menſchenkenner, angenommen, daß ich ihm nie zu Willen ſein würde, dieſes verruchte Mittel gewählt.

Bei Gott, Sie hatten viel Unglück!

Viel, viel Unglück!

Sagen Sie Alles —

Signor, es iſt bald geſagt. . . . Als ich erwachte, war es bereits hoch am Tage und ich lag in meinem Bette.

Das alte Weib begrüßte mich lachend mit der Bezeichnung Langſchläferin.

Ich wußte nicht, was mit mir geſchehen war; ich vernahm nur von der Helfershelferin des Abbate — denn dies war die Alte —, daß ich bei Tiſche eingeſchlafen und der geiſtliche Herr gleich danach fortgegangen ſei.

Dieſer ließ ſich von jenem Tag an nicht mehr ſehen; er habe eine Reiſe angetreten, ſagte mir die Wirthin.

Ich ahnte noch nichts und machte mich emſiger denn je an die Arbeit.

Acht Tage darauf übergab ich ihr alles Gefertigte. Sie trug es fort und brachte mir den Lohn dafür wie gewöhnlich, aber — keine neue Arbeit; die Familie, von der ich ſie bis dahin erhalten, ſei gleichfalls verreist, ſagte ſie, und es wäre zweifelhaft, wann und ob dieſelbe überhaupt nach Rom zurückkehre. Auf meine Bittanfrage, ob ſie mir nicht von anderer Seite Arbeit verſchaffen könne, antwortete die furchtbare Alte ausweichend, ja kalt und abſtoßend ſogar, als ich mich auf die Empfehlung und das Verſprechen des Herrn Abbate berief; ich hätte nun ſelbſt zuzuſehen, meinte ſie, und bemerkte mir, einige Tage ſpäter, da ſie mich ganz

niedergeſchlagen ſah, daß ſie eine Verwandte bei ſich erwarte und daß ich mich anderswo einmiethen möge.

Ich ſuchte mir noch am ſelben Tage ein Stübchen und verließ die Behauſung der Verrätherin.

In meiner Wohnung — unter den Trasteverinern — fand ich zwar wieder Arbeit, aber nur ordinäre und ſchlechtbezahlte. Dennoch hielt ich mich fleißig dazu. Aber miteinmal, Signor, — es waren ſeit jenem verhängnißvollen Abend mehre Wochen verfloſſen — fühlte ich mich unwol und konnte Tage lang nicht arbeiten. Mein Erſpartes ſchwand zuſammen und ich ſah mit Schrecken der nächſten Zukunft entgegen. Dieſe — brachte mir — während ich faſt unausgeſetzt kränkelte — die vernichtende Ueberzeugung, daß an mir Gewalt verübt worden: ich fühlte mich — Mutter. . . .

Gräßlich! Entſetzlich! ſtammelte der Capitän.

Wie nannte ſich, rief er dann aufflammend aus, der verbrecheriſche Abbate?

Regnardo — entgegnete Giulietta.

Muralt hatte von ſeinem Freunde Montalto wie auch im Geſpräche mit der Gräfin Manolli dieſen Namen gehört und zugleich eine dieſem Manne nichts weniger als günſtige Charakteriſtik erhalten; nun, bei Nennung desſelben, fuhr der redliche Capitän auf wie ein angeſchoſſener Eber.

Die Hölle über ihn! brüllte er, wilden Blickes und mit geballten Fäuſten das Gemach durchkreuzend.

Nach einer Pauſe von mehren Minuten, während welcher Giulietta ſtill vor ſich hinweinte, ließ ſie ſich noch alſo vernehmen:

Die moraliſchen Folgen jener an mir verübten Gewaltthat waren noch ſchrecklicher als die phyſiſchen: mein Glaube an Gott ward erſchüttert, mein Vertrauen auf Menſchen vernichtet. Ich

fühlte nichteinmal mehr die Kraft der Seele in mir, die mißhandelte Hülle abzuwerfen; es ward mir Alles gleichgiltig, das Leben um mich her hatte nichts Abstoßendes, das Grab nichts Beruhigendes mehr für mich; ich begann zu vegetiren. Aber die Vorsehung vergißt des Unglücklichen nicht, selbst wenn ihn das Uebermaß von Unglück auf sie vergessen macht: sie erhielt mich, sie ließ mich nicht sinken, ich wurde nur indolent, nicht leichtsinnig, nicht schlecht. Und auch, da mein Geschick sich erfüllte, ward mir noch des Himmels Schutz, seine ewige Gnade zutheil: ich gebar ein todtes Kind. Die Folgen aber dieser schweren Geburt hielten mich mehre Monate hindurch im Spitale zurück, und ich verließ es matt, hoffnunglos, eine Bettlerin.

In dieser Verfassung, Signor, fand, sah mich wieder — Pietro. Er war, gleich mir, sehr verändert, im Aeußern wie in seiner Seele. In der langen Zwischenzeit hatte der Unglückselige, ergeben dem Trunke und dem Spiele, wie er mir eines Tages in einer Anwandlung von Reue selbst erzählt, die ihm anvertrauten Gelder durchgebracht, sich dann, gerichtlich verfolgt, da und dorthin geflüchtet und hielt sich nunmehr unter den Trasteverinern auf, sein tiefverschuldetes Dasein durch mir unbekannte Mittel fristend. Seine Leidenschaft für mich war erloschen, wie es schien, und nur Mitleid hielt ihn noch an mich.

Den Grund meiner letzten Erkrankung kannte und erfuhr er auch nicht; er hätte, ich bin davon überzeugt, den Abbate aufgesucht und getödtet, wenn auch nicht aus Liebe zu mir, sondern nur aus Haß gegen die Bevorzugten.

Wir begannen, kaum daß ich mich erholt hatte, unser altes Leben aus Neapel, das heißt, wir musicirten und sangen. Ich fügte mich der Nothwendigkeit; war mir doch Alles gleichgiltig, das ganze Erdendasein farblos, reizlos, hoffnunglos.

So schwand abermals eine geraume Zeit dahin.

Da änderte Pietro seine Lebensweise. Er überließ mir allein das Spielen und Singen, und ging einer mir unbekannten anderweitigen Beschäftigung nach, die ihn oft tagelang von mir fernhielt.

Diese seine geheime Beschäftigung sollte mir jedoch nicht für immer ein Geheimniß bleiben, und wieder — jetzt fühle und anerkenne ich dies in tiefster dankdurchdrungener Seele — wieder war es die göttliche Vorsehung, die mich leitete, um mich endlich durch Sie, edler Herr, der Hölle zu entziehen, in der ich mich befand, ohne ihr meinem Wesen nach anzugehören.

Ein Gespräch zwischen Pietro und Bernardo, das ich mitanzuhören heimliche Gelegenheit fand, klärte mich, zu meinem Entsetzen, über das nunmehrige Treiben Beider auf: sie waren Diebe, Räuber, Banditen geworden. Noch mehr, Signor; ich erfuhr auf gleiche Weise, daß der beim Palazzo Manolli an einem Conte —

Montalto? unterbrach sie der Capitän in höchster Spannung.

Ja, Signor, so lautete der Name —

Weiter! Weiter!

Daß dieser Mordversuch von Pietro gewagt worden, aber nicht auf eigene Faust, sondern gedungen —

Von wem? Von wem?

Die That scheint ein Act der Eifersucht gewesen zu sein, denn ich hörte dabei den Namen einer Dame —

Und dieser Name?

Ward so leise ausgesprochen, daß er mir entging; deutlich vernahm ich nur das Wort Contessa. Signor kennen also den verwundeten Conte?

Er ist mein Freund. — Doch weiter, weiter!

Von jenem Augenblicke bis zu dem Ihres Eintretens in die Osteria, wo Sie mich in Gesellschaft der beiden Banditen trafen, lebte ich nur halb, nur wie in einem Wachschlafe, und wieder sann ich auf Flucht und Tod; der Gedanke, mit einem Mörder

zu hauſen, erregte mir Grauen, wenngleich mich ein gewiſſes Gefühl — Mitleid und Dankbarkeit — abhielt, Pietro anzuzeigen, dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Signor, Sie ſind ſelbſt zu gütig, als daß Sie dieſes mein Gefühl verdammen werden —

Und Sie beurtheilen mich recht; das war nicht Ihre Aufgabe.

Seltſam, als Sie in die Schänke eintraten, Signor, ſagte mir eine innere Stimme: Dein Retter iſt erſchienen! Der Anblick des Goldſtückes, das Sie mir ſchenkten, reizte — ich bemerkte dies ſogleich — die Raubluſt der zwei Banditen; ſie entfernten ſich, um, wie ich nicht zweifeln konnte, Ihnen aufzulauern, und — das Uebrige wiſſen Sie.

Hier, Signor — ſchloß Giulietta ihre Erzählung — haben Sie die Geſchichte einer Unglücklichen, und nun mögen Sie entſcheiden, ob ich noch Ihrer menſchenfreundlichen Obſorge würdig oder nicht; Sie wiſſen nun Alles, mit einziger Ausnahme deſſen, was in meiner Seele vorgeht, die jetzt ſich neuerdings dem Himmel zuwendet, dem ſchönen Himmel des Vertrauens auf Gott und edle Menſchen. . . .

Der Capitän reichte ihr die Hand und erhob ſich mit den Worten:

Ihr Vertrauen wird ſich erfüllen. —

Dann, zum Fortgehen ſich anſchickend, ſagte er noch:

Morgen um dieſe Zeit bin ich wieder hier; verlaſſen Sie inzwiſchen den Gaſthof nicht; möglich, daß Sie noch morgen das Aſil betreten, welches mir vorſchwebt.

Hiermit entfernte er ſich, und Giulietta ſank in die Kniee; ſie konnte nach langer, langer Zeit ihr Herz, ihren Geiſt wieder zu Gott erheben.

Neuntes Kapitel.

Freundschaft und Liebe.

Unsere Leser wissen, welche Dame Muralt im Sinne hatte, als er Giulietta hoffen ließ, bei derselben Aufnahme zu finden.

Es war die Gräfin Manolli.

Nach seinem Besuche bei Montalto, dessen Genesung langsam aber sicher vorschritt, begab er sich zur Dame vom Hause, die er wie gewöhnlich allein fand.

Bis zum Diner war noch eine volle Stunde Zeit.

Diese füllte er mit der Erzählung seines Abenteuers mit den Banditen und der merkwürdigen Geschichte seines Schützlings aus, oft darin durch Ausrufen des Staunens und der liebevollsten Theilnahme vonseite der Gräfin unterbrochen.

Er verschwieg in dieser Mittheilung nur Eines, den Umstand nämlich, daß Pietro es war, der Montalto meuchelmörderisch überfallen und daß ihn eine Dame gedungen hatte.

Muralt ließ sich hierin von demselben edlen Gefühle leiten, das Giulietta abgehalten, den Mörder anzuzeigen; auch gestattete ihm sein rechtlicher Sinn nicht, eines Wortes wegen den Verdacht der Anstiftung auf die Gattin des Grafen Alessandro * * * zu lenken.

Hauptsache war ihm, der Gräfin Manolli Theilnahme für Giulietta zu erregen, und dies gelang ihm in so vollem Maße, daß sein Herz darüber freudig erbebte.

Die Gräfin kam nämlich dem Ausdrucke seines Wunsches inbetreff der Verlassenen zuvor, indem sie nach Beendigung des

Erzählten ihn herzlichſt aufforderte, die Arme noch heute zu ihr zu bringen, mit der Verſicherung, Giulietta bei ſich behalten und ihr eine Freundin und Beſchützerin für das ganze Leben bleiben zu wollen.

Der gute Capitän war von dieſem großherzigen Entgegenkommen ſo entzückt, daß er das Ende des Diners, obgleich ein Freund des Tafelns, kaum erwarten konnte und der ſchönen Dame vom Hauſe ſogar ein feines Lächeln abnöthigte, indem ſie ihn mit den Worten entließ:

Die Ueberwachung Ihres Schützlings wird Sie veranlaſſen, lieber Capitän, öfter und länger als bisher bei mir zu weilen.

Dieſe Worte machten den aus dem Dienſt getretenen tapfern Krieger bis in die Stirne erröthen. Er verſuchte auch ein Lächeln, aber dieſer Verſuch mißglückte vollſtändig; es gelang ihm kaum der nöthige Bückling.

So entfernte ſich der Gute und eilte zu Giulietta, ihr die frohe Botſchaft zu bringen.

Die Arme dankte ihm mit Freudethränen.

Auf der Fahrt vom Gaſthofe nach dem Palazzo Manolli ſagte er ihr, daß er der Gräfin, deren Herz und Geiſt er genau kenne, das Weſentlichſte, auch die Schandthat des Abbate Regnardo mitgetheilt und nur den Umſtand verſchwiegen habe, daß der Mordverſuch an dem Conte Montalto von Pietro verübt worden und daß dieſer höchſt wahrſcheinlich von einer Dame ausgegangen ſei; was nun auch ſie, Giulietta, unbeſprochen laſſen ſolle. . . .

Der Eindruck, den die Erſcheinung Giulietta's auf die Gräfin Manolli machte, war ein ſehr günſtiger; Muralt weilte da noch eine Stunde und verließ das Haus mit der beruhigenden Ueberzeugung, ſeinen Schützling für immer verſorgt zu haben.

Beruhigend war für den edlen Mann dieſe Gewißheit allerdings, und doch konnte er die ganze Nacht nicht ſchlafen: ein

Ereigniß für ihn, da er bei ſeinem faſt normal zu nennenden Organismus ſich ſtets des ſolideſten Schlafes zu erfreuen hatte.

Er ſagte dies auch am nächſtfolgenden Morgen der Gräfin Manolli, die er in ihrem Boudoir allein fand.

Lieber Capitän, entgegnete ſie lächelnd, ich fürchte, daß dieſe Nacht nicht die letzte ſchlafloſe für Sie geweſen ſein dürfte.

Ich verſtehe Sie nicht, Conteſſa — ſtotterte er verlegen zu Boden blickend.

Sie legte ihre ſammtne Hand auf ſeine ſtählerne, die bei dieſer ſanften Berührung erzitterte, und fuhr mit demſelben Lächeln und in gleich herzlichem Tone fort ihn zu ſondiren.

Sie werden mir alſo, ſagte ſie, nicht nur wie bisher täglich das Vergnügen Ihres Beſuches gewähren, ſondern auch einige jener Stunden ſchenken, welche Sie Ihren Volksſtudien zu widmen pflegten; eine Annahme, zu welcher mich die Ueberzeugung berechtigt, daß Sie kaum etwas Intereſſanteres finden dürften, als was Ihnen ein freundliches Geſchick in der Perſon Giulietta's entgegenführte. —

Dieſe Bemerkung war nicht geeignet, unſren Capitän ſeiner Verlegenheit zu entziehen.

Ich verſtehe Sie noch immer nicht, murmelte er vor ſich hin.

Die Gräfin hatte es darauf abgeſehen, ihn freundlich zu quälen.

Sie müſſen, ſagte ſie nach kurzem Schweigen, ſchon darum öfter kommen und länger bleiben, weil Giulietta das Haus nicht verlaſſen darf, wenigſtens nicht ohne mich oder ohne Sie, Capitän, und ſelbſt dann nur zu Wagen, da, wie Sie wol ſelbſt ermeſſen, vonſeite dieſes Banditen Pietro für ihren holden Schützling Alles zu fürchten iſt —

Wenn ich ihm, fiel Muralt etwas freieren Tones ein, nicht die Augen ausgeſchlagen habe.

Selbst dies angenommen, lieber Freund, so könnte der andere Bandit oder ein dritter an der Armen Rache nehmen; Sie sehen also, daß Sie Giulietta nur bei mir gefahrlos sprechen können.

O Conteſſa, ich — ich werde ſie nicht lange mehr ſprechen!

Wie, Capitän, nicht lange mehr? Nun verſtehe ich Sie nicht. Was wollen Sie damit ſagen?

Was ich — damit — ſagen will? Nun — ich denke —

Sie denken? Was denken Sie?

Ich glaube, daß meine Aufgabe gelöst iſt.

Welche Aufgabe?

Die mir, wie Sie ſagten, ein freundliches Geſchick geſtellt hat, indem es mir Giulietta zugeführt.

Und worin beſtände die Löſung dieſer Ihrer Aufgabe?

Darin, daß ich die Arme durch Ihre Großmut geſichert und verſorgt weiß.

Gut; und was wollen Sie thun?

Ich — ich will, da auch Montalto außer Gefahr bereits, ich will nunmehr ſobald wie möglich Rom verlaſſen und nachhauſe reiſen.

Um dort Ihre Volksſtudien fortzuſetzen?

Nein, Conteſſa, ſondern um dort ganz einfach ein Bauer zu werden —

Und einer ſchönen Schweizerin Herz und Hand zu geben —

Conteſſa! —

Capitän!

Erfreut es Sie, mich zu quälen?

Es erfreut mich, Sie in Liebe zu wiſſen.

Mich — in — in Liebe?

Und Sie glücklich zu machen —

Mich glücklich? Ich verſtehe Sie ſchon wieder nicht.

Diesmal war dem braven Capitän eine kleine Nothlüge entschlüpft, denn er verstand die Gräfin ganz gut.

Sie entließ ihn bis zum Diner mit der Bitte ihrer- und der Versicherung seinerseit, Rom nicht zu verlassen, ohne ihr die Zeit seiner Abreise wenigstens drei Tage vorher bekannt gegeben zu haben.

Sogleich den drittfolgenden Tag hierzu anzuberaumen fehlte es dem Tapferen an Muth.

Er mußte also, kündigte er nicht noch heute seinen Aufenthalt, noch über drei Tage bleiben, wo er war.

In drei Tagen aber läßt sich viel thun, und Gräfin Manolli that viel.

Zunächst nahm sie darüber Rücksprache mit Montalto, indem sie ihm alles erzählte was sie wußte und alles sagte was sie dachte.

Montalto äußerte seine Freude über des Capitäns Gemütszustand und über die Hoffnung, welche seine theuere Freundin bezüglich seines biederen Freundes aussprach, indem sie sagte:

In der gestern abends nach Muralt's Entfernung mit Giulietta stattgefundenen Besprechung, die einige Stunden währte, lernte ich dieses Mädchen genau kennen und wirklich achten; es ist eine edle Natur und verdient im selben Maße glücklich zu werden als sie bisher unglücklich gewesen, gleichwie ich überzeugt bin, daß sie jeden redlichen Mann glücklich machen würde, wenn sie sich entschlöße, ein Ehebündniß einzugehen. Hierin allein liegt die Schwierigkeit. Giulietta fühlt zu richtig und zu edel, als daß sie die Gattin irgendeines Mannes würde, ohne ihm vorher alles ihr Widerfahrene entdeckt zu haben; auch dürfte durch das, was sie erlebt, ihr Herz einer leidenschaftlichen Hingebung nicht mehr fähig sein, und ebenso schwer dürfte es halten, sie von der Liebe eines Mannes zu überzeugen, der ihre Vergangenheit kennt. Es käme nun alles darauf an, ihr die Ueberzeugung von des Capitäns

Liebe zu ihr einzuflößen; denn daß er sie liebt, ist außer Zweifel, sowie ich bereits aus ihren Worten entnommen, daß sie ihn hochschätzt und für ihn die innigste dankbarste Zuneigung fühlt: ein Gefühl, das ein gutes Freundschaft- und selbst Ehebündniß voraussetzen läßt.

Ich habe, bemerkte die Gräfin noch schließlich, bereits einen kleinen Plan entworfen, von dem ich mir ein großes Resultat verspreche, und ich hoffe, sobald Sie, mein theurer Freund, vollständig genesen, als Ihre Gattin mit Ihnen eine Reise nach der Schweiz zu machen und dort unsern gemeinschaftlichen Freund Muralt und seine Gattin Giulietta zu besuchen.

So sprechend hauchte sie einen Kuß auf Montalto's Stirne und verließ den Glücklichen.

Eine Stunde vor Tische ließ sie Giulietta zu sich bitten.

Diese erschien und nahm, schüchtern wie ein Kind, den ihr freundlichst angebotenen Platz auf der Causeuse zur Seite der Gräfin ein.

Es mochten noch selten zwei schönere junge Frauen neben einander gesessen sein, wenngleich Giulietta's Schönheit etwas umflort erschien gegenüber dem Strahlenglanze von Camilla's vollem Jugendreize.

Sie saßen eine Weile schweigend, Hand in Hand.

Die Gräfin ging dann rasch an die Ausführung ihres Planes. Sie wollte, was sie annahm, und gegen Montalto geäußert, zur unumstößlichen Gewißheit machen, sich nämlich von dem Grade der Neigung überzeugen, die Giulietta für Muralt fühlte; sie mußte demnach sogleich mitten in die Sache hinein, um das Wahre herauszufinden.

Der Capitän — begann sie, Giulietta scharf in's Auge fassend — wird, nach einigen Tagen schon, Rom und uns für immer verlassen.

Bei dieſer raſchen Anrede fühlte ſie Giulietta's Hand, wie früher die des Capitäns, unter der ihrigen erzittern, auch ſah ſie über das blaſſe Antlitz der Armen eine flüchtige Röthe gleiten.

So bald ſchon? flüſterte dieſe kaum vernehmlich, indem ſie, den Blick ſenkend, ihre freie Hand wie unwillkürlich, wie bei einem plötzlichen Schmerze, an ihren Buſen preßte.

Die Gräfin, der dieſe Bewegung nicht entging, jubelte im ſtillen.

Eine bittere Arzenei — ſagte ſie ſich —, aber ein ſicheres Heilmittel!

Ja, meine Liebe, fuhr ſie in theilnahmvollem Tone fort, ſchon nach einigen Tagen; er hat den Militärdienſt quittirt und begibt ſich nach der Schweiz, ſeiner ſchönen Heimat, um dort in ländlicher Abgeſchiedenheit zu leben. Im Grunde, ein beneidenswerthes Los und ein nicht zu tadelnder Entſchluß, den ich ſelbſt vielleicht, nach meiner zweiten Vermälung, wenn es nämlich die Verhältniſſe geſtatten, adoptiren werde, denn ich ſehne mich, ſo jung ich auch bin, nach der Ruhe des Landlebens, fern von dem betäubenden Geräuſche und dem ermüdenden Getriebe der Stadt. Der Capitän, obgleich nicht eben reich, iſt doch gut geſtellt und kann ſich daheim eine ganz behagliche Exiſtenz ſchaffen, eine freundliche Häuslichkeit, beſonders, wenn es ihm gelingt, ein gleichfühlendes weibliches Weſen zu finden, deſſen Lebensanſprüche beſcheiden und der ungeſchminkten Naturwahrheit zugewendet ſind. Daran — obwol er kein junger Mann mehr — dürfte es ihm auch nicht fehlen; die Biederkeit ſeines Charakters, das Edle ſeines ganzen Weſens werden ihm, ich bin deſſen voraus gewiß, die Neigung eines weiblichen Herzens gewinnen und er wird glücklich ſein und glücklich machen. Sind Sie nicht auch dieſer Ueberzeugung?

Ich, gnädigſte Gräfin? ſtammelte Giulietta, ohne den Blick zu erheben.

Ja, Sie, meine liebe Freundin, ſetzte Camilla ihr liebevoll inquiſitoriſches Examen fort, wie denken Sie hierüber?

Ich denke, lautete die mattbetonte Antwort, daß der Herr Capitän des beſten Erdenglückes würdig iſt und daß er es auch finden wird.

Ganz gewiß, meine Liebe; nur möchte ich noch Ihre Anſicht darüber kennen, ob Sie das Glück eines Weibes als Gattin des Capitäns für eben ſo ſicher halten?

Ja; falls ein ſolches jene Eigenſchaften beſitzt, von denen Sie ſelbſt zuvor geſprochen. . . .

Ich werde, bemerkte die Gräfin nach einer kurzen Pauſe, den mir ſo lieb gewordenen Umgang mit Capitän Muralt recht ſchmerzlich vermiſſen; man fühlt ſich in ſeiner Nähe ſo wol wie in reiner Gebirgsluft, er hat viel von dem Weſen ſeines Vaterlandes an ſich.

Das ihn, fügte Giulietta, den Blick erhebend und mit freierer Stimme hinzu, umſo mehr ehrt, als ſeine reine Seele nichts von dem Peſtqualme des Großſtadtlebens in ſich aufgenommen hat; der Herr Capitän iſt ein Mann im edelſten Sinne des Wortes und in ſeiner Schlichtheit intereſſanter als alle die verkünſtelten männlichen Naturen der ſogenannten guten Geſellſchaft.

Camilla ſtutzte, angenehm überraſcht.

Mich tröſtet, ſagte ſie — noch immer ihren Plan verfolgend — über dieſen Verluſt auch nur der Gedanke, daß es ein zeitweiliger iſt, denn ich habe den Entſchluß gefaßt, unmittelbar nach meiner nicht mehr fernen Vermälung eine Reiſe mit meinem Gatten anzutreten, auf welcher Reiſe Sie, meine Liebe, mich begleiten werden, und den trefflichen — intereſſanten Mann, unſern guten Capitän nämlich zu beſuchen und ihn als Landmann und wahrſcheinlich auch als glücklichen Gatten zu ſehen und einige Zeit in ſeinem Hauſe zuzubringen, das ich mir als ſehr anziehend vorſtelle.

Ich soll die Frau Gräfin auf dieser Reise begleiten? fragte Giulietta in sichtlicher Verwirrung.

Ja, das heißt, in Annahme, daß es Ihnen Vergnügen macht, versetzte Camilla liebenswürdig boshaft.

Mir Vergnügen macht? Ich weiß nicht, was ich sagen soll —, Sie erweisen mir unverdiente Ehre — ich war so unglücklich — fühle mich so wenig geeignet, einer Dame Ihres Ranges und Wesens Gesellschaft zu leisten —

Und haben vor allem sowenig Lust, den Capitän als glücklichen Gatten wiederzusehen, nicht wahr?

Gnädigste Gräfin — —

Stille — ich höre kommen — ihn selbst!

Ich werde mich entfernen —

Thun Sie das schnell — nicht zuweit — nur in dieses anstoßende Zimmer — da erwarten Sie mich! . . .

Giulietta hatte sich kaum in das ihr bezeichnete Gemach zurückgezogen, als Capitän Muralt gemeldet und vorgelassen wurde.

Ich war einen Augenblick, sagte er nach gegenseitiger Begrüßung der Gräfin gegenüber platznehmend, bei Freund Montalto und komme ganz entzückt von seinem guten Aussehen und heiteren Ton; denken Sie sich, Contessa, er scherzte sogar mit mir.

Worüber? wenn ich schon fragen darf.

Nun über — dasselbe Thema — das Contessa heute so scherzhaft behandelt haben.

Ich erinnere mich keines Scherzes, lieber Capitän.

Nicht? Sie meinten also in vollem Ernste, daß —

Daß Sie Giulietta lieben, ja.

Zugestanden selbst, so konnten Sie doch nur im Scherze annehmen, daß ich —

Daß Sie ihr Herz und Hand anbieten?

Nein, das nicht, aber — —

Was — aber?

Daß Giulietta meine — mein Gefühl erwiedere, einen nicht mehr jungen Mann wie mich, den ſie übrigens noch gar nicht recht kennt, zu lieben, will ſagen, ſeine Gattin zu werden vermöchte; das, Conteſſa, können Sie nicht ernſtlich gemeint haben.

Mein beßter Capitän, wenn es guter Ton wäre, daß eine Dame einem Herrn Complimente macht, ſo würde es mir an ſolchen für Sie nicht fehlen; ich dürfte Ihnen da vielleicht ſogar ſagen, daß ich ſelbſt, wenn mein Herz noch frei und meine Hand noch zu vergeben wäre und Sie mir die Ehre erwieſen, um beides ſich zu bewerben — —

Ach, Conteſſa, nun treiben Sie mich aus dem Regen des Scherzes in die Traufe des Spottes! Das iſt zu ſtark —

Nicht Scherz, noch weniger Spott; ich bin Ihnen gut, und ich glaube, daß es mit Giulietta derſelbe Fall.

Sie glauben —

Ja, oder, beſſer geſagt, ich bin überzeugt, daß Giulietta für Sie nicht nur Dankbarkeit und Hochachtung, ſondern auch wirkliche Zuneigung fühlt und daß es ihr nicht geringes Herzeleid verurſachen wird, ſich von Ihnen auf immer trennen zu müſſen.

Aber, theuerſte Conteſſa, das iſt ja eine Art Wunder —

Theuerſter Capitän, die Liebe iſt nun einmal etwas Wunderbares an und für ſich, obgleich ich meinerſeit gar nichts Verwunderliches darin ſehe, daß ein gefühlvolles Frauenherz ſich zu einem Manne hingezogen findet, der es, trotz einer unglücklichen Vergangenheit, ſeinem wahren Werthe nach zu ſchätzen weiß, der ihm hiervon Beweiſe gibt, wie Sie gegeben, und der zugleich — jetzt kommt, was wie ein Compliment klingen wird, ohne eines zu ſein —, der, ſage ich, zugleich ein ſo ſtattlicher Mann wie Capitän Muralt iſt. Nicht wahr, Giulietta? Giulietta! Kommen und helfen Sie mir!

Der Capitän ſpringt auf und ſtarrt regunglos nach der Thüre, an welcher der Gräfin freudeſtrahlender Blick haftet.

Dieſe Thüre thut ſich nach Camilla's wiederholtem Rufe langſam auf, und an der Schwelle ſteht, geſenkten Blickes, ein ſchönes Bild der Demut, Giulietta, die arme Anmutreiche.

Die Gräfin iſt in der nächſten Secunde an ihrer Seite und ſtützt die einer Ohnmacht Nahe, deren Augen große Perlen entrollen.

Die unmittelbar darauffolgende Scene laſſen wir ungeſchildert, und bemerken nur noch, daß der Capitän gleich nach dem Diner aus dem Palazzo eilte, um die erſten Schritte zu machen zu ſeiner Vermälung, nach welcher er ſich ſofort mit Giulietta auf die Reiſe nach der Schweiz begeben wollte.

Nur ſollte er, infolge einer ſeltſamen Fügung, in der Zwiſchenzeit ein ganz eigenthümliches Intermezzo aufzuführen haben, wie wir ſogleich erzählen wollen.

Zehntes Kapitel.

Eine Abſchiedsviſite.

Es wurde unſrem braven Capitän, infolge ſeiner früheren Stellung zum römiſchen Hofe, nicht ſchwer, die Heiratbewilligung nebſt der in Bezug auf die Zeit von nur drei Tagen nothwendigen Dispenſation ſich zu erwirken, und in der That fand auch ſeine Trauung mit Giulietta unter Beiſein der Gräfin Camilla und einiger ihm befreundeter Herren ganz im ſtillen ſtatt, worauf ein einfaches Diner im Palazzo Manolli folgte.

Zwei oder drei Stunden ſpäter wollten die Neuvermälten abreiſen; es war alles ſchon beſprochen und geordnet.

Einen Theil dieſer Zwiſchenzeit wollte der Capitän, wie er ſagte, noch zum Einkaufe einiger Gegenſtände für ſeine theuere Giulietta verwenden, und entfernte ſich — nicht ohne eine gewiſſe Unruhe, wie die ſcharfblickende Gräfin bemerkte, ohne ihrer Bemerkung Ausdruck zu geben.

An der Porta del Popolo beſtieg er einen Lohnwagen und bezeichnete dem Kutſcher das Ziel der Fahrt.

Dieſe währte, trotz der anbefohlenen und auch befolgten Schnelligkeit, über eine Viertelſtunde.

Es dämmerte bereits, als der Wagen anhielt.

Muralt ſtieg aus, bezahlte den Kutſcher und befahl ihm, an der nahen Straßenecke auf ihn zu warten.

Der Kutſcher ſagte zu und fuhr an die beſtimmte Stelle, etwa hundert Schritte weit von dem Hauſe entfernt, vor welchem der Capitän ſtehen blieb.

Dieſer beſah ſich nun die Nummer des kleinen aber nettgebauten und wolerhaltenen Hauſes, an dem er ſtand, genau und verglich ſie zu mehrer Sicherheit mit einer Adreſſe, die er aus der Taſche zog.

Ich bin zur Stelle, ſprach er vor ſich hin, ſteckte das Blatt wieder ein, knöpfte ſeinen weiten Oberrock bis an den Hals zu und trat ſofort durch das offenſtehende Thor in die ziemlich dunkle Flur, ohne jemand da zu begegnen.

So auch gelangte er über eine ſchmale, nur matt erhellte Treppe bis in das zweite Stockwerk, von welchem, wie vom erſten, drei einfache Thüren nach dem ſchmalen Corridor führten, deſſen Seitenfenſter nach der Straße ging.

Keine dieſer Thüren hatte einen Glockenzug, jede aber einen kleinen vergitterten Ausgucker.

Muralt klopfte mit einigem Nachdruck an die mittlere Thüre.

Ein paar Secunden ſpäter öffnete ſich das Schubfenſterchen, es ſtrahlte Licht durch dasſelbe und er vernahm daraus die Stimme eines Mannes, der ruhigen Tones fragte, wer Einlaß verlange.

Ein Bekannter des Grafen Aleſſandro * * *, lautete die ebenſo ruhig gegebene Antwort des Capitäns.

Willkommen! tönte es wieder, die Thüre öffnete ſich und letztrer trat ein.

Er ſah vor ſich einen hageren ältlichen Mann in einem Schlafrocke von dunklem Seidenſtoffe, einen Armleuchter in der Hand, deſſen Licht mehr als genügend ein Antlitz erhellte, in welchem die Leidenſchaften furchtbare Verwüſtung angerichtet hatten, obgleich ein künſtlicher Zug von Milde darüber hinglitt wie fahles Mondlicht über Leichenſteine oder, beſſer geſagt, über ein Hochgericht.

Dieſer Mann ſchloß die Eingangsthüre wieder ab und führte ſeinen Beſuch durch die offenſtehende Mittelthüre aus dem kleinen Vorgemache in das anſtoßende größere Zimmer, das, mit zwei Fenſtern nach der Straße und einem Alcoven, der als Schlafſtelle diente, ſich mit einer gewiſſen Eleganz eingerichtet und den vollen Bücherſchränken nach zu urtheilen als die Wohnung eines Freundes der Wiſſenſchaften oder doch der Lectüre wies.

Der Eigner derſelben ſtellte nun den Armleuchter auf den mit Büchern und Papieren belegten Tiſch vor einem Canapee und bot dem Gekommenen mit vieler Höflichkeit einen Sitz darauf an, während er ſich ihm gegenüber auf einen hochlehnigen Stuhl niederließ.

Alſo von Conte Aleſſandro kommen Sie, ſagte er; mit wem habe ich die Ehre und was verſchafft mir das Vergnügen Ihres Beſuches?

Mein Name — lautete die ernſt betonte Antwort — iſt Muralt, ich war bis vor kurzem Capitän der päpſtlichen Schweizergarde,

komme nicht von Conte Aleſſandro, deſſen Bekannter ich wol bin, und weiß nicht, wie es mit dem Vergnügen ausſehen wird, das Ihnen mein Beſuch verſchaffen ſoll, da ich eigentlich nur gekommen bin, Ihren Rath, Ihren geiſtlichen Rath in Anſpruch zu nehmen bei der wichtigſten Angelegenheit meines ganzen Lebens. Daß ich eben Sie, Herr Abbate, um dieſen mir dringend nöthigen Rath angehe, rührt theilweiſe wol von Conte Aleſſandro her, da es mir bekannt iſt, welches Vertrauen Sie in ſeinem Hauſe genießen, ein Vertrauen übrigens, das ſo viele ausgezeichnete Familien in Sie ſetzen.

Was immer Sie mir anzuvertrauen gekommen ſein mögen, verſetzte Abbate Regnardo — denn er war es — in ebenſo ſalbungvollem als ermunterndem Tone, es wird mir, dem Prieſter wie dem Menſchen, Genugthuung gewähren, Ihrem mich ehrenden Vertrauen entſprechen zu können; reden Sie denn, Herr Capitän, ich höre.

Unſer alſo aufgeforderte Freund hatte mittlerweile ſeine ganze Faſſung wiedergewonnen, ja ſogar die Kraft, ſeinen Blick auf den Zügen des Abbate ruhen zu laſſen, ohne dadurch ſich ſelbſt zu verrathen, kundzugeben nämlich, welchen Haß und Abſcheu dieſer Mann ihm einflößte.

Ich weiß, begann er, ſeinen Zuhörer unabläſſig fixirend, daß der Chriſt keinen Menſchen haſſen, ja, daß er ſogar denen Gutes wünſchen oder thun ſoll, die ihm Böſes gethan oder übelwollen; wie denn der Heiland ſelbſt für ſeine Feinde noch am Kreuze gebetet hat.

Wir haben, unterbrach ihn der Abbate geſenkten Blickes und ſeine Hände faltend, ſeinem erhabenen Beiſpiele zu folgen.

Nicht auch darin, fragte Muralt etwas heftig, daß man Tempelſchänder züchtigt?

Regnardo erhob den Blick wieder.

Der Herr jagte allerdings die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, entgegnete er ein wenig betroffen, allein es kommt dem Erdensohne nicht dasselbe Recht wie dem Sohne Gottes zu; der Sterbliche hat nicht den untrüglichen Blick des Ewigen, und vor allem wird der Christ gut daran thun das Wort zu beherzigen: Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet.

Dies eben ist es, Herr Abbate, fuhr der Capitän, seinen Ton ermäßigend, fort, was mich beirrt und wofür ich Ihren geistlichen Rath mir zu erbitten gekommen.

Sprechen Sie denn, sagen Sie, um was es sich handelt, unterbrach ihn Regnardo, sich in seinem Lehnstuhle bequem zurechtsetzend.

Ich bin im Begriffe, mich zu verehelichen, Herr Abbate.

Mit einer Römerin?

Nein, mit einer Toscanerin, einem armen Bürgersmädchen aus Siena, einer seit ihrer zarten Jugend vom Mißgeschick heimgesuchten Waise, die ich, erst vor kurzem, hier kennen und hochschätzen lernte; ich liebe sie und bin auch ihrer Gegenneigung versichert.

Stellt sich vielleicht ein Hinderniß Ihrer Verbindung entgegen?

Ein äußeres nicht, wol aber ein inneres, ein geistiges.

Worin besteht dieses?

In dem mich nachgerade verzehrenden Zweifel, wie ich mich gegen einen Menschen verhalten soll, der ein furchtbares Verbrechen an Giulietta —

Giulietta!? . . .

An meiner Braut Giulietta verübt hat.

Welches Verbrechen?

Dieser Elende hat ihr — es sind nun schon ein paar Jahre darüber weg — einen Schlaftrunk beigebracht und sie in diesem Zustande von Unbewußtsein gemißbraucht. Doch — ich muß wol

innehalten — es ſcheint Sie zuſehr zu ergreifen — Sie ſind ganz bleich, Herr Abbate —

Ich bleich? Mag ſein, denn Ihre Mittheilung hat allerdings —

Etwas Entſetzliches, nicht wahr?

Sprechen Sie nur weiter, 's iſt vorüber. Hat Ihre Braut ſelbſt es Ihnen entdeckt?

Sie ſelbſt, doch hat ſie mir den Namen dieſes Schurken nicht genannt.

Ein wahrhaft chriſtliches Verſchweigen, denn ſie mochte wol annehmen, daß Sie, Herr Capitän, gegen dieſen ſchwachen Menſchen, wie wir Menſchen denn alle, mehr oder weniger, ſchwache Geſchöpfe ſind, in Wuth ausgebrochen wären oder — noch — ausbrechen würden.

Und ſie hat mich richtig beurtheilt.

Sie fühlen alſo Haß gegen dieſen Ihnen unbekannten Mann?

Tödtlichen Haß!

Welchen Rath nun verlangen Sie von mir?

Zunächſt mögen der Herr Abbate mir eine Vorfrage geſtatten.

Sprechen Sie, Herr Capitän.

Was würden Sie an meiner Stelle mit einem ſolchen Hochverräther an der Menſchlichkeit beginnen?

Ich? Sie vergeſſen, indem Sie dieſe Frage an mich ſtellen, daß ich Prieſter bin und, als ſolcher, einen anderen Standpunct einnehme; daß es mir, auf dieſer Höhe der Weltanſchauung, ganz unmöglich iſt, die Dinge in den Niederungen der gewitterhaften Sinnlichkeit mit Ihren Augen zu betrachten.

Aber wie können Sie dann, wenn es Ihnen unmöglich iſt, den Gang ſo niederer Leidenſchaften, des tiefſchleichenden Laſters mit gewöhnlichen, mit Menſchenaugen zu verfolgen, wie können Sie dann, frag' ich, einen bußfertig Beichtenden richtig beurtheilen, ihm die rechte Weiſung für ſeine nächſte Zukunft geben?

Der Beichtiger, Herr Capitän, nimmt an, daß, werimmer dem Beichtſtuhle naht, von Erkenntniß ſeiner Schuld und von Reue durchdrungen iſt, und er hat von der Kirche keine andere Aufgabe, als dem wahrhaft Bußfertigen die Abſolution zu ertheilen und damit die Gewißheit, daß er auch jenſeit Verzeihung, Gnade finden werde. Darum, mein Herr, kann ich Ihnen nicht ſagen, was ich an Ihrer Stelle im gegebenen Falle thun würde, wol aber kann und muß ich Ihnen ſagen, was Sie zu thun als Chriſt verpflichtet ſind.

Nämlich — ihm zu verzeihen, nicht ſo?

Ja, Herr Capitän.

Gut denn, und ich danke Ihnen für dieſen Rath. Ich werde mich ſelbſt bezwingen und ihm verzeihen, ich werde den Elenden weder tödten noch züchtigen, aber ich werde ihn dem Geſetze, dem Arme der Gerechtigkeit überliefern! . . .

Regnardo's Blick ward bei dieſen Worten ganz unheimlich; es ging in ſeiner Seele etwas Ungeheueres vor, doch währte dies nur eine Secunde und ſchon in der nächſten war er wieder ſoweit geſammelt, daß er anſcheinend ruhig die Bemerkung hinwarf:

Sie ſagten ja, Herr Capitän, daß Sie dieſen Mann nicht kennen.

Ich kenne ihn! rief da Muralt aus, indem er ſich in ſeiner ganzen Kraft erhob und den bis in die Lippen erbleichenden Abbate mit einem furchtbaren Blicke maß.

Im ſelben Momente war auch, ſchlecht und recht, Regnardo auf ſeinen Beinen und ſeine Rechte fuhr in die Bruſttaſche ſeines Schlafrockes.

So blieb er, durch den Tiſch vom Capitän getrennt, den er nicht aus den Augen ließ, auf's Aeußerſte gefaßt ſtehen, während letztrer gleichfalls in die Bruſttaſche ſeines Oberrockes griff und einen Schritt auf den Abbate zutrat.

Dieſer macht einen Satz zurück und in ſeiner raſch aus dem Kleide gezogenen, kräftig erhobenen Rechten blitzt ein Dolch.

Nicht minder raſch iſt auch Muralt's Rechte wieder heraus und dieſe, zur Fauſt geballt, ſchwingt einen kurzen hölzernen Stiel.

Es iſt der Stiel einer Hetzpeitſche und ein wolbemeſſener gewaltiger Jagdhieb damit entwaffnet den Abbate, der Dolch klirrt am Boden. Im nächſten Momente hat Muralt ſeinen Mann mit der Linken an der Kehle, ein Riß — und Regnardo liegt zu ſeinen Füßen, ſtöhnend, heulend, ohnmächtig raſend, und nun wettert die Peitſche auf ihn nieder wie Hagelſchlag und ſolange, bis ſelbſt dem athletiſchen Capitän der Athem verſagt und der Arm erlahmt; dann noch einen Fußſtoß in den Rücken des Halbzermalmten und — er verläßt die Wohnung des Gezüchtigten, ohne einen Blick zurückzuwerfen.

Dies war des Capitäns Intermezzo.

Hiernach fuhr er, im Innerſten befriedigt, zurück, beſorgte, ſeiner Ausrede zufolge einige Einkäufe und befand ſich bald darauf wieder ganz ruhig im Palazzo Manolli, ohne ſich auch nur durch eine Miene zu verrathen.

Eine Stunde ſpäter reiste er mit ſeiner Gattin ab. . . .

Elftes Kapitel.

Ernſte und ſchreckliche Zeitbilder.

Montalto hatte noch einige Zeit die Stube zu hüthen; erſt der Frühling brachte ihm volle Geneſung.

Seine Vermälung mit Camilla ſollte kurz vor ihrer gemeinſchaftlichen Abreiſe von Rom ſtattfinden; die Zeit dieſer Abreiſe jedoch ließ ſich noch nicht beſtimmen, ſie richtete ſich nach Umſtänden, welchen Montalto nicht gebieten konnte.

Ihn beherrſchte zunächſt Lorenzo Ricci, der Jeſuitengeneral.

Derſelbe hatte ihm während ſeiner langen Krankheit wiederholte Beweiſe von achtungvoller Rückſichtnahme zutheilwerden laſſen und ihn ſogar einmal mit ſeinem Beſuche beehrt.

Es waren mittlerweile auch viele Briefe an Montalto eingegangen, deren Beantwortung nunmehr faſt ſeine ganze Zeit und Kraft in Anſpruch nahm.

Die Nachrichten aus Portugal in Bezug auf den Jeſuitenorden lauteten nicht günſtig, und er hatte hierüber mit dem Generale geheime Conferenzen, deren Natur wir rechtzeitig kennen lernen werden.

Ebenſo ungünſtig für die öſterreichiſchen Waffen klangen die erſten Frühlingsberichte.

Der König von Preußen hatte, während die Ruſſen ſiegreich vorſchritten und Preußen faſt ganz — nach der Eroberung von Königsberg durch Fermor — wie eine Provinz Rußlands behandelten, den Plan gefaßt, den letzten Platz in Schleſien, welcher noch in öſterreichiſcher Gewalt ſtand, zu gewinnen und dann in die öſterreichiſchen Erblande, zunächſt in Mähren, einzudringen.

Dieſem Plane zufolge nahm er die Belagerung der während des Winters umſchloſſenen Feſtung Schweidnitz anfangs April in Angriff und bezwang ſie am 16. desſelben Monats.

Ferdinand von Braunſchweig hatte den neuen Feldzug mit ebenſoviel Glück als Muth begonnen. Sein neuer Gegner, Graf Clermont, welcher dem vom Hofe zu Verſailles zurückberufenen Richelieu im Commando folgte, konnte dem in der franzöſiſchen Armee herrſchenden Mangel an Disciplin und ſelbſt an Lebensmitteln nicht ſteuern. Dieſe Uebelſtände benutzend, entfaltete Ferdinand von Braunſchweig ſeine ganze Energie, und bald waren Niederſachſen und Weſtfalen von den Franzoſen gänzlich

geräumt; Clermont's Heer befand ſich vom Februar bis zum März nicht ſowol auf dem Rückzug als auf der Flucht über den Rhein.

Nur ein tröſtliches Moment lag in dieſen Kriegsnachrichten. Dem Könige von Preußen ſtand nicht mehr Prinz Carl von Lothringen, ſondern der umſichtige Daun gegenüber. Erſtrer hatte nämlich das Obercommando niedergelegt und war in ſeine Statthalterſchaft nach Brüſſel zurückgekehrt. So wichtig dieſer Schritt ſchon an und für ſich, ſo intereſſant war er durch ſeine eigentlichen Beweggründe: er war ein Zugeſtändniß, welches vonſeite des Thrones der öffentlichen Meinung gemacht wurde. Die Wiener hatten den Prinzen laut als den Urheber alles Unglücks angeklagt, das ſo raſch auf den vielverheißenden günſtigen Umſchwung in Schleſien gefolgt war; die Wiener hatten ſich, trotz aller Liebe für die Kaiſerin, in ihrem Gefühle für die Ehre der Monarchie, gegen den herzoglichen Schwager, wieviel er auch bei Maria Thereſia galt, unumwunden ausgeſprochen, und man beachtete die Stimme des Volkes. —

Das wichtigſte Ereigniß jener Tage aber für den römiſchen Staat war das Ableben des heiligen Vaters, welcher nach einer ſchmerzhaften Krankheit, die jedoch die Heiterkeit ſeines Gemütes und die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes nicht einen Augenblick trübte und ſtörte, am 3. Mai jenes Jahres (1758) in einem Alter von 83 Jahren dahinſchied.

Mit ihm verlor die gebildete katholiſche Chriſtenheit und auch die Wiſſenſchaft viel, denn er war ebenſo aufgeklärt und tolerant als aufrichtig fromm, und dabei ein gründlich gelehrter Theologe, deſſen Schrift über die Sinoden ihn als großen Canoniſten darſtellt.

Benedict XIV. hatte ſich allein unter den vierzehn Päpſten, welche dieſen Namen führten, berühmt gemacht.

Er war der erste Papst, der einsah, daß die Fürsten seit der Reformation nicht mehr vor dem vom Vatican geschleuderten Bannstrahle zitterten, daß die Zeit der päpstlichen Ansprüche auf die weltliche Oberherrschaft vorüber und daß die Würde, das Ansehen des päpstlichen Stuhles nur durch Nachgiebigkeit, durch weise Mäßigung zu erhalten sei. In diesem Geiste wirkend, hatte er die Genugthuung, selbst unter den schärfsten Gegensätzen und den sich widerstreitenden Verhältnissen der getrennten Kirchen nicht nur die katholischen, sondern auch die protestantischen Fürsten zufrieden zu stellen.

Er stammte aus der angesehenen Familie Lambertini zu Bologna.

Unmittelbar nach dem Leichenbegängnisse dieses gefeierten Papstes fand die Trauung Montalto's mit der Gräfin Camilla Manolli und sofort auch ihre Abreise statt.

Montalto hatte sich, versehen mit wichtigen Actenstücken und geheimen Instructionen des Generals der Jesuiten unverweilt nach Wien zu begeben, und er leistete Folge.

Wir aber folgen ihm und seiner schönen Gattin nicht, sondern verfügen uns mit der ganzen unvergleichlichen Schnelligkeit des Geistes, hinter welcher selbst die des heutigen Telegrafen zurückbleibt, nach Portugal, um von Lisboa oder Lissabon, der Hauptstadt dieses geistig und fisisch durchwühlten Landes aus Rundschau zu halten über die merkwürdigen Verhältnisse jener Tage, vor allem aber uns nach den beiden jungen Wiener Emissären umzusehen, von denen der eine, Carl Hoffer, im Interesse des österreichischen Staatskanzlers, der andere, Procop Czerny, unter dem für die Portugiesen unaussprechlichen Namen Schwarzrock und in der ebenso wunderlich klingenden Eigenschaft eines Comptabilitätrathes, daselbst zu operiren sich verpflichtet hatten.

Der Zeit und den Umständen Rechnung tragend — wie man gegenwärtig materiell proſaiſch practiſch zu ſagen pflegt —, halten wir uns zunächſt an Czerny als an den früher von Wien Abgereisten und in Liſſabon Angekommenen.

Er hatte die Reiſe mit Eile und Weile gemacht, ja ſogar da und dort unterwegs Beobachtungen angeſtellt und in ſein Taſchenbuch Bemerkungen eingetragen, von denen er annehmen konnte, daß ſie die „Geſellſchaft“ intereſſiren dürften, und war ſo in der herrlich gelegenen Hauptſtadt Portugals angelangt, als bereits daſelbſt die ſchöne Natur erwacht und in reizender Blüte war, während man noch, wie er ſich ſagte, in Wien und Prag über die Donau und Moldau gehen konnte, ohne ein Waſſertreter zu ſein und ohne eine Brücke zu berühren.

Dies gefiel ihm, und noch mehr die Lage des Gaſthofes, in welchem er „abſtieg“ und in deſſen Paſſagierbuch er ſich als Procopius von Schwarzrock, Comptabilitätrath aus Wien einſchrieb, denn die Fenſter ſeines Zimmers gingen nach dem Landungplatze des Hafens am Ufer des Tejo (Tajo) über einen Theil des großen Commerzplatzes und weit über die Mündung nach dem Meere hin, in das ſich der genannte Strom, mehr als eine Meile breit, ergießt.

Er war abends angekommen, und das Erſte, was er am nächſtfolgenden Morgen zu thun hatte, war, daß er ſich eine Barke miethete und ſich in die See hinausfahren ließ, um ſich vor allem die auf drei Hügeln ſo pittoresk gelegene Stadt von der Seeſeite zu betrachten und ſich eigenaugig zu überzeugen, ob es wahr ſei, was man ihm von Liſſabons Anblick geſagt, daß er nämlich dem Conſtantinopels und Neapels nicht nachſtehe, bei welchem Vergleiche ihn der Umſtand, daß er von den zwei letztren Städten nur Abbildungen geſehen, durchaus nicht genirte.

Er fand die Aussage bestätigt, ja es gefiel ihm Lisboa sogar noch mehr als Istambul und als jenes zur Erde gefallene Stück Himmel, genannt Napoli, das man gesehen haben muß, um gleich danach mit größtem Vergnügen zu sterben.

Die Barqueiros Lissabons sind nicht minder redselig als die Gondolieri Venedigs, und Czerny hatte das Glück, einen der redseligsten am Ruder seines mit einem lateinischen Segel versehenen und mit einem schönen Papagei geschmückten Fahrzeuges zu besitzen.

Czerny, ein Mann von Geschmack, begann beim Anblicke des herrlichen Amfitheaters, das Lissabon bildet, sich bezüglich seines derzeitigen Aufenthaltes zu gratuliren, und konnte nicht umhin, seinem diesfälligen Entzücken gegenüber dem Barkenführer Ausdruck zu geben.

Ja, Senhor, erwiderte dieser, jetzt ist Lisboa schön und verschönert sich täglich mehr, besonders da auf der Seeseite, die sich fast wunderbar erneut, während die andere, die Landseite, noch ist wie sie seit meiner Kinderzeit war, was bereits über dreißig Jahre her ist.

Aber, Senhor, — fuhr er in einem sonderbaren Gemisch von Portugiesisch, Spanisch, Italienisch und Französisch, eine Mischung übrigens, die seinem des reinen Portugiesischen fast gänzlich unkundigen Passagiere gut zustatten kam, in seiner Eigenschaft als Cicerone fort — wie ganz anders sah es gerade an dieser jetzt so schönen Seite aus am Tage des furchtbaren Erdbebens und noch geraume Zeit danach!

Ihr wart also Augenzeuge jenes schrecklichen Ereignisses? fragte Czerny mit Interesse.

Ja, Senhor, ich habe Alles gesehen und nachmals tüchtig mitgearbeitet, sprach der Schiffer weiter, denn zu Wasser gab es damals nur wenig zu thun, umsomehr aber zu Lande, und

Senhor Carvalho ließ keine nur halbwegs brauchbare Hand feiern, legte Illustrissimo doch selbst Hand an's Werk und war Tag und Nacht auf den Beinen und leitete Alles.

Erzählet mir dies ein wenig genauer.

Mit Vergnügen, Senhor, obgleich ich selbst durch jenes Erdbeben um Manches gekommen bin, sogar um mein Weib, das jetzt in der ewigen Ruhe.

Das Unglück, fuhr Ambrosio — so nannte sich der Schiffer — nach einem tiefen Seufzer in seiner Mittheilung fort — kam über uns zwar wie ein Donnerschlag aus blauem Himmel, aber eigentlich doch nicht völlig unerwartet, denn einer der heiligen Väter der Jesuiten, Pater Malagrida, hatte prosezeit, daß Lisboa werde schrecklich heimgesucht werden und dies hauptsächlich wegen alles dessen, was Illustrissimo, der Minister Carvalho schon zu jener Zeit dem Orden der heiligen Väter der Gesellschaft Jesu zuleidegethan. . . .

Ei, ei, dachte sich Czerny, du hast Glück; wolltest nur eine Spazierfahrt machen und nun fährst du gleichzeitig mitten in die Geschichte hinein, um derentwillen du hierher gekommen.

Es war, erzählte Ambrosio, am ersten November — vor drei Jahren — am Feste Allerheiligen und mehr als die Hälfte Einwohner von Lisboa befanden sich zum feierlichen Gottesdienst in den Kirchen, deren wir, die Pfarrkirchen und Klöster und Capellen mitgerechnet, über zweihundert zählten, als das entsetzliche Erdbeben erfolgte: ein paar Secunden nur, und es war um Lisboa geschehen; mehr als die halbe Stadt, die Westseite da, in Trümmern oder gar versunken, o Mejo ein Schutthaufen. Auf dem Commerzplatze, wo Senhor in dem schönen Gasthof wohnen, auf diesem über sechshundert Schritte langen und fast ebenso breiten Platz, stand der königliche Palast, das heißt, eine Masse großer Gebäude, und diese ganze Masse sank, es war nur ein

Augenblick, mit allem was darin lebte und mit allen Schätzen in den Abgrund, in den ungeheueren Schlund, der ſich da plötzlich flammenſprühend aufthat und Alles im Nu verſchlang. Glücklicherweiſe befand ſich der König mit ſeiner Familie eben zu Belem da drüben an der Ausmündung des Tejo und ſtarrte von jener Anhöhe auf dieſen Gräuel der Verwüſtung. Ich meinerſeit war in dem furchtbaren Augenblicke mit meiner Barke auf der Rhede, wohin ich einen Paſſagier zu fahren hatte nach einem großen Kauffarteiſchiffe, das am ſelben Tage noch die Anker lichtete. Etwas dem Aehnliches habe ich zur See nicht früher, nicht ſeitdem erlebt; miteinmal war Alles in ſchwarze Nacht gehüllt, dann ſprühte es aus dem Meere Funken, der Orkan raste, die Luft gerieth ſozuſagen in Brand und aus den eingeſtürzten Häuſern, von denen Flammen aufſchlugen, ertönte ein einziger ungeheurer Jammerſchrei; die Schiffe im Hafen zertrümmerten ſich eines an dem andern, die Elemente waren in Aufruhr, die nicht betroffenen Menſchen dem Tode des Erſtickens nah, viele von ihnen, erfaßt von Verzweiflung, ſtürzten ſich in die Fluten, ſie wollten lieber ſterben als dies mit anſehen und überleben; von den Trümmern erſchlagen aber und begraben oder vom Abgrund verſchlungen wurden in jenen paar Secunden an vierzigtauſend Menſchen —

Entſetzlich! rief Czerny unwillkürlich aus, obgleich er von jenem grauenerregenden Begebniſſe oftmals ſchon gehört und ſelbſt geleſen hatte.

Ja wol, entſetzlich, ſprach Ambroſio weiter, indem er ſeine Barke gemächlich dem Molo zuſteuerte, und doch, Senhor, war, was unmittelbar darauf folgte, in ſeiner Art noch ſchrecklicher. Kaum hatte der Orkan ausgetobt und das Sonnenlicht die Dunſtmaſſen ein wenig zertheilt, ſodaß man das Unheil ſehen konnte, ſah man über die Schutthaufen hin, über Leichen und jämmerlich Verſtümmelte, deren Wehgeſchrei einem das Herz zerriß, plötzlich,

wie aus dem flammenden Höllenschlund selbst heraufgestiegen, scheußliche Gestalten unter teuflischem Schreien und Fluchen und wildem Hohnlachen da und dort in die halbzerstörten Häuser eilen und auf Todte und Verwundete sich stürzen, den Schutt durchwühlen, um zu plündern und zu rauben, und das, Senhor, waren Menschen, eine Menge Soldaten, Matrosen, Neger und Sträflinge, die da zu Tausenden aus den gesprengten Gefängnissen hervorbrachen, in die noch unbeschädigten Häuser eindrangen und Raub und Mord und Schandthaten verübten.

Gräßlich! unterbrach Czerny den Erzähler abermals.

Gewiß, Senhor, fuhr Ambrosio fort, und man schämte sich damals beinahe, dem Menschengeschlecht anzugehören. Und doch, sehen Sie, war es wieder nur ein Mensch, der in jener verzweiflungvollen Noth wie ein Bote des Himmels, als ein mächtiger, helfender, rettender Schutzgeist erschien.

Ihr meint den Minister Carvalho —

Ja, Senhor, ihn mein' ich, und ihn hat der Himmel selbst dazu ausersehen; denn wissen Sie, sein Haus blieb inmitten eines wüsten Trümmerhaufens unerschüttert, völlig unversehrt stehen, und er war miteinmal da und half, wo und wie es galt, ohne ihn wäre Alles zugrundgegangen. Er widersetzte sich der Flucht der Verzagten, stellte Truppen um ganz Lisboa, die Fliehenden zurück zu treiben und das raubgierige Gesindel in Zaum zu halten; er sorgte für Obdach und für Unterhalt der Lebenden, ließ die Todten, deren Ausdünstung mit Pest drohte, begraben, die Verwundeten aus dem Schutt hervorziehen, den verwüstenden Flammen Einhalt thun, die verschütteten Schätze aufsuchen und den Eigenthümern zurückstellen. Aber so hilfreich er da sich erwies, so schrecklich in seinem Zorn war Carvalho gegen Diebe und Mordbrenner; innerhalb weniger Tage ließ er Hunderte dieser Schändlichen, wie man sie auf frischer That ergriff, über den Trümmern

der zuſammengeſtürzten Häuſer aufknüpfen; immer gegenwärtig Tag und Nacht bald da, bald dort zu ſehen, gönnte er ſich weder Ruhe noch ſelbſt Nahrung, mit einem Wort, er that Wunder. Aber, ach, Senhor, dennoch, dennoch war das Elend gränzenlos! Das Erdbeben, das ſich auch an anderen Orten fühlbar gemacht, wiederholte ſich mehre Monate hindurch in Zwiſchenräumen von wenigen Tagen und zum Theil mit furchtbarer Heftigkeit, und auch in der Luft ging es ſchrecklich her und noch ſchrecklicher zu Waſſer. Der Tejo wälzte ſich mit wildem Ungeſtüm über ſeine Ufer hinaus, die See verſchlang Schiffe und drang meilenweit in's Land ein; anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auf die Anhöhen, wohin ſie ſich vor der Wuth des Erdbebens, der Flammen und der Fluten geflüchtet, und Tauſende ſtarben da hin, der Näſſe, der Kälte, dem Hunger erliegend. Was, Senhor, ſoll ich da noch von dem ſagen, was in jenen Unglückstagen an Hab' und Gut zugrundgegangen!? Es hat da jederman verloren, vom Höchſten bis zum Niedrigſten. Der königliche Palaſt, mit allen ſeinen Koſtbarkeiten, war von der Erde verſchlungen; man hat dieſen Verluſt allein auf fünfzehn Millionen Livres geſchätzt, eine Kleinigkeit gegenüber dem, was im Ganzen unwiederbringlich verloren war; es iſt, nur oberflächlich, der Geſammtverluſt von Lisboa auf nahezu dreitauſend Millionen Livres berechnet worden.

Man glaubt ſeinem Auge kaum, bemerkte hier Czerny, was es jetzt da erblickt, wo noch vor drei Jahren Verwüſtung geherrſcht; es iſt ja das alles wie durch Zauber entſtanden —

Und dieſen Zauber, fiel Ambroſio ein, hat unſer Miniſter ausgeübt, denn er, Carvalho, hat das gebeugte Volk aufgerichtet, Ordnung gemacht, Alles ſichergeſtellt, zum Bau ermuntert und Geld dazu vorgeſchoſſen, und doch, Senhor, hatte der große Mann, Lisboa's Retter und Beſchützer und Erneuerer, nur Teufelsdank von alledem.

Wer war daran ſchuld?

Niemand, Senhor, als die Jeſuiten. Er hatte ſie freilich hart mitgenommen, s'iſt wahr, aber ſie nahmen Rache zur Unzeit, indem ſie, ſtatt ihm verdienten Dank darzubringen, das Volk gegen ihn aufhetzten, das ſchreckliche Erdbeben eine gerechte Strafe Gottes für die Vergehungen des Miniſters an der Geiſtlichkeit nannten und mit grauenhaften Vorherſagungen noch ſchärferer Züchtigung durch den Himmel alle die armen Leute in Schreck oder Wuth verſetzten. Carvalho ließ zwar das Volk über die natürlichen Urſachen und das ganze Weſen des Erdbebens öffentlich belehren, aber vergebens; nach einem Jahr, gerade am Jahrestag des Unglücks, wollte das Volk wieder in Maſſe auswandern, und er war zum zweitenmal gezwungen, die Leute mit Waffengewalt zurückzuhalten. Aber, Senhor, wir ſind am Molo, und Sie werden —

Ich werde, unterbrach ihn Czerny freundlich, Eurer Barke noch oft mich bedienen, denn Ihr gefallt mir.

So ſprechend, beſchenkte er Ambroſio ſehr anſtändig und ſtieg die Stufen am Molo hinan.

Es iſt ausgemacht, ſagte er ſich auf dem Rückwege nach ſeinem Gaſthofe, wenn man Wahrheit hören will, muß man das Volk hören; der gemeine Mann kauft ſeine Ueberzeugungen billig und gibt ſie auch billig wieder her. Du kannſt mit deiner Waſſerpromenade ganz zufrieden ſein, haſt ein Stück Vergangenheit bekommen, das dir in der Gegenwart und wol auch in der Zukunft nutzen mag; kennſt aus dem Erzählten die damalige Stellung der hieſigen Geiſtlichkeit zum Miniſter und haſt dieſen von einer Seite kennen gelernt, die es ziemlich unangenehm macht, ſeine Plane durchkreuzen zu helfen: was dich übrigens nicht zu beirren braucht, da man nur das Lied desjenigen zu ſingen hat, deſſen Brot man ißt; damit baſta, und vorwärts! . . .

Zwölftes Kapitel.

Czerny's erſtes Abenteuer in Liſſabon.

Unſer Exhauptmann und geheimer Agent hatte, wie wir uns erinnern, von ſeinem Gönner Hochberg (Montalto) mit der Inſtruction Briefe erhalten an: den Herzog von Aveiro, den Marquis von Tavora, die Jeſuiten Gabriel Malagrida, Alexander von Souza und Johann von Matos, endlich an das Liſſaboner Handelshaus Perez.

Letztres Schreiben, das er mitrecht für einen Creditbrief hielt, intereſſirte ihn zumeiſt; nicht etwa, daß es ihm an Geld gemangelt hätte, denn ſein Barvorrath reichte noch für geraume Zeit hin, ſondern weil es ſich bei dieſem Briefe nur um Geld handelte, alſo um das ihm Liebſte und Wichtigſte.

Du mußt, ſagte er ſich, vor allem andern wiſſen, wie es um den nervum rerum ſteht, denn dein noch übriges Gold iſt zwar glänzend aber nicht unſterblich, und von hier bis Wien oder Rom, wo dein Protector weilen mag, ein weiter Weg. Das hier bezeichnete Handelshaus könnte mittlerweile ſeine Zahlungen eingeſtellt oder auch ſeine Beziehungen zu Hochberg gelöst haben, und du würdeſt in beiden Fällen nichts beziehen, ſodaß du dich an die anderen Adreſſen adreſſiren müßteſt, von deren Geldfähigkeit und reſpectiver Geneigtheit du keinen Beweis in Händen haſt; es gibt gar viele große Titel ohne große Mittel, und die drei heiligen Väter werden arm ſein wie Kirchenmäuſe.

So räſonnirend betrat er ſeine Gaſthofswohnung, nahm da ein tüchtiges Gabelfrühſtück ein, wobei er die Bekanntſchaft mit dem Original-Portwein machte, und ging dann, ehrlich genug,

an ſeinen erſten der „Geſellſchaft“ zu leiſtenden Dienſt, indem er das Weſentlichſte aus ſeines Barkenführers Mittheilung zu Papier brachte.

In einer Stunde damit fertig, machte er ſich von neuem auf den Weg, und zwar unmittelbar zu Perez.

Der Zimmerkellner hatte ihm die Adreſſe dieſes Handelshauſes und zugleich die ihm äußerſt liebſame Verſicherung gegeben, daß es um dasſelbe nicht brillanter ſtehen könnte als es der Fall war.

Czerny fuhr alſo beruhigt hin und trat mit der ganzen Sicherheit eines Gentleman im Comptoir ein.

Dieſes wies ſich in beßter Form.

Auf ſein Anſuchen ließ man ihn ſofort bei Herrn Perez, dem Chef ſelbſt, der allein arbeitete, eintreten.

Dieſer, ein bereits ältlicher Mann, empfing ihn ernſthöflich und ſagte, nachdem er den von Czerny ihm überreichten Brief und deſſen Reiſepaß geleſen, in gebrochenem Franzöſiſch, da er von demſelben franzöſiſch begrüßt worden:

Monſior Schwarsrogen ſein bienvenu und könn' disponir' über Caſſa nach Plaiſir und Occaſion, auch ſein invitirt zu dinir mit ihm en famille nach Comtoirſchließen tous les jours, wenn ihm belieb'.

Man kann, dachte ſich Czerny, nicht pünctlicher und artiger ſein, drückte ſeinen Dank ſehr höflich aus und empfahl ſich mit der ihn nicht wenig empfehlenden Bemerkung, daß er augenblicks Geld nicht benöthige, dagegen jedoch von der ihm ſo ſchmeichelhaften Einladung des Herrn Bankiers zu profitiren ſich die Ehre geben werde, ſobald er mit ſeiner auf der Reiſe etwas chiffonirten Toilette im Reinen und ſonach en etat ſein werde, de rendre dignement ſes hommages à la famille de Monſieur le banquier.

Herr Perez führte ihn hierauf durch das Comptoir, stellte ihn dem Cassier vor, dem er gleichzeitig den Creditbrief mit einer kurzen Weisung übergab, und begleitete unsern „Monsior Schwarsrogen“ bis zur Ausgangsthür, wo noch einige Höflichkeitbezeigungen gewechselt wurden.

So lass' ich's mir gefallen — sprach Czerny ganz vergnügt vor sich hin, indem er das palastähnliche Haus des Bankiers verließ und wieder in den Lohnwagen stieg, um eine Tour durch die Stadt zu machen —, offenen Credit, offene Tafel, möglicherweise sogar auch offene schöne Damenaugen und Damenherzen; die Sache macht sich, s'ist wahrhaftig keine Lüge, wenn man sagt, unterm Krummstab sei gut wohnen. Dem Bankier gegenüber bin ich rein Cavalier, soviel ist gewiß, und mein Credit bei Perez wird, wennauch kein unbegränzter, doch sicher ein nobler, ein cavaliersmäßiger sein, und ich werde hier leben comme il faut, in Annahme, daß mir Pater Malagrida nicht Fasten auferlegt. Diesen und seine Confratres besuche ich jedenfalls zuletzt; erst will ich die Häuser Perez, Aveiro und Tavora kennen lernen, vor allem aber die Stadt, das Terrain selbst, um mir einen Situationplan zu entwerfen.

— Es war dies von dem neugeschaffenen Amelioration-comptabilitätrathe sehr klug gedacht, denn gleichwie man sich in einem fremden Lande fisisch zu acclimatisiren hat, so muß man es auch moralisch thun, und zu letztrem ist die Kenntnißnahme der Oertlichkeit und des öffentlichen Lebens unerläßlich, vorzugsweise des Lebens in den untersten Volksschichten, aus dessen genauer Beobachtung meist ein richtiger Schluß auf das Leben der höheren Stände sich ergibt, weil der Ausspruch: „Wie der Knecht, so der Herr“ sich fast immer bewährt.

Czerny ließ sich denn aus dem nach der See hin gelegenen Westtheile der Stadt, genannt o Mejo, der, wie bereits bemerkt, in

dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von drei Jahren nach der Verwüstung durch Erdbeben und Feuer aus seinen Trümmern schöner als zuvor sich erhoben hatte, in den von jenem Unheil verschont, aber darum auch in seiner häßlichen Form gebliebenen östlichen Theil von Lissabon fahren.

Da sah er nun, in grellem Gegensatze zu den geraden, breiten, rechtwinkeligen Straßen und prächtigen Plätzen von o Mejo, krumme, enge, von fünf — sechs Stockwerke hohen altmodischen Häusern gebildete dunkle Gassen und elende Marktplätze, deren Unreinlichkeit nur der Unsicherheit gleichkam, die zu jener Zeit, in der man den Luxus der Straßenbeleuchtung noch wenig kannte, daselbst herrschte und diesen Stadttheil noch berüchtigter machte als das Bereich der Trasteveriner in Rom oder jenes der Lazzaroni zu Neapel.

Aehnlich Beiden waren — und sind noch heute — die Lissaboner Galegos oder Galicier, die, aus dem spanischen Galicien kommend, hier als Last- und Wasserträger oder überhaupt mit rauher Arbeit ihren Unterhalt erwerben und deren Zahl, jetzt bei 60.000, damals bereits an 30.000 betrug.

Den ganzen Tag überall beschäftigt, bringen sie den Abend und die Nacht, wenn sie nicht im Freien campiren, in diesem eben durch sie übelangeschriebenen Stadttheile oder an den unheimlichen Seiten- und Endpuncten der Vorstädte Junqueira und Alcantara zu, in bunter Mischung mit vielen Ausländern, Negern, Mulatten und Creolen, deren gewaltiges Contingent der portugiesische Handel liefert, welcher sich fast nach allen europäischen Ländern und nach den überseeischen Besitzungen von Portugal erstreckt.

Czerny fuhr über den Rocio, jenen schauerlich berühmten Platz, wo damals die Autos da Fe gehalten wurden, ein 1800 Fuß langes und 1400 Fuß breites Viereck, dessen eine Seite der unheimliche Inquisitionpalast einnimmt; dann vorbei

an einem Theile des merkwürdigen, über anderthalb Meilen langen Aquäduct, der das Waſſer auf fünfunddreißig kühngeſpannten Marmorbogen durch das Thal von Alcantara führt; ein Rieſenbau, den ſelbſt jenes furchtbare Erdbeben nicht zu erſchüttern vermochte, obgleich die Schlußſteine ſich um einige Zoll einſenkten.

Welch' ein Contraſt! rief Czerny unwillkürlich aus, indem er nun dieſen unſauberen, dunklen, von abſchreckendem Menſchengewühl und Geſchrei erfüllten Stadttheil langſam durchfuhr.

Er hatte noch das bezaubernde Bild vor Augen, welches Liſſabon von der See aus, vom Molo, ja ſelbſt von ſeinem Gaſthofsfenſter darbot, die an ſich ſchon reizenden Umgebungen, verſchönt durch Tauſende von Landhäuſern, Quintas, wie durch die königlichen Schlöſſer: ein Gegenſatz, wie Paradies und Hölle!

Es war ihm noch nichts Aehnliches zu Geſicht gekommen.

Wie proſaiſch auch ſeine Gefühls- und Geiſtesrichtung ſein mochte, beim Anblicke dieſes Menſchengewühles in dieſem verwahrlosten Stadttheile mußte er ſich doch ſagen: Das iſt in der That ein Aufenthalt für die gröbſte Sinnlichkeit, für Aberglauben und Laſter aller Art ein ergiebiges Feld, und ich bewundere Carvalho, daß er mit dieſen Leuten zurecht gekommen und noch heute auf's Reine kommt; dazu gehört ein klarer Sinn, das braucht eine eiſerne Fauſt, das erfordert einen großen Mann, einen Luther und einen Kaunitz in Einer Perſon; es intereſſirt mich außerordentlich, dieſen Miniſter näher kennen zu lernen. . . .

Nach einer zweiſtündigen Fahrt durch Straßen und Gaſſen von Alt-Lisboa, hügelauf- und abwärts, wobei Czerny, obgleich es ihm nicht an Muth fehlte, den Wagen nicht einen Augenblick verließ, befahl er dem Kutſcher, den Rückweg nach ſeinem Gaſthofe einzuſchlagen, von welchem ſie etwa noch eine halbe Meile entfernt waren, da die Weglänge vom weſtlichſten Puncte der Stadt, dem

Hafenplatze, bis zum öſtlichſten ſchon damals mehr als eine Meile betrug.

Auf dieſer Rückfahrt, über das bald auf-, bald abſteigende Terrain und durch das Gewühl von Menſchen, Thieren, Karren und Laſtwagen größtentheils nur im Schritte möglich, ſollte unſer Touriſt, vom Geſchicke offenbar begünſtigt, das Glück haben, einer Scene beizuwohnen, die der weitren Ausbildung ſeiner Ideen über die Lage der Dinge, beſonders über den Volkscharakter Liſſabon's nicht anders als förderlich ſein konnte, wiewol ſie ſeiner eigenen Weiterbeförderung zu ſeinem von ihm bereits erſehnten Gaſthofe ſchnurſtracks entgegen war.

Im Hinfahren durch eine von thurmhohen alterthümlichen Häuſern gebildete enge, dunkle Gaſſe, die nach einem kleinen höchſt unſauber gehaltenen Marktplatze führte, vernahm er von daher plötzlich wildes Geſchrei von Männer- und Weiberſtimmen, ſodaß er, ungeachtet er ſich dieſe zwei Stunden über an den Liſſaboner Straßenlärm ſchon etwas gewöhnt hatte, ernſtlich ſtutzig wurde und dem Kutſcher umzukehren befahl.

Es iſt das leichter geſagt als gethan, Senhor, entgegnete dieſer ziemlich flegmatiſch, denn die Gaſſe iſt eng und das Gedränge, wie Sie ſehen, ſo groß, daß wir von den Leuten, wenn wir ſie beläſtigen, Alles zu riskiren haben; übrigens, Senhor, hat der Lärm dort nicht viel auf ſich, es wird nichts anderes ſein als eine kleine Jeſuitenpredigt und ein großer Beifall darüber.

Czerny's Beſorgniß ward durch dieſe Bemerkung zum Intereſſe.

Wie, eine Predigt im Freien? fragte er geſpannt.

Ja, Senhor, erwiderte der Kutſcher, indem er im Schritte langſam weiterfuhr, im Freien, auf dem Markt, das iſt da gar nichts Seltenes, das können Sie jede Woche ein paarmal ſehen und hören, wenn Sie kein zu großer Feind von Rippenſtößen, Fußtritten und Ohrenſauſen ſind, denn ohne derlei geht's dabei

nicht ab; heut' nun werden blos Ihre Ohren, Senhor, zu leiden haben, falls man nicht, was auch geſchehen kann, Sie mit Fäuſten bittet auszuſteigen und mich mit meinem Wagen fortprügelt. Ich möchte Ihnen ſogar rathen, dieſe handgreifliche Bitte der Leute dort nicht abzuwarten, ſondern gleich hier auszuſteigen und ſo, zu Fuß, an der Predigt ein wenig theilzunehmen; das wird dem Volk gefallen und es iſt möglich, daß Sie, Senhor, auf dieſe pfiffige Weiſe Ihr ſchönes vornehmes Kleid vor Zerreißen in tauſend Fetzen bewahren.

Angenehme Ausſicht! dachte ſich Czerny.

Und was werdet Ihr indeſſen machen, wo finde ich Euch wieder? fragte er dann.

Ich werde, lautete die trockene Antwort, meinen Wagen in einem Winkel des Markts und mich ſelbſt daneben hinſtellen und andächtig zuhören, wie lang' es auch dauern mag; aber dieſe Predigten ziehen ſich manchmal ſehr in die Länge und ihnen folgen gar ſchöne Reden von den Zuhörern ſelber, die man nicht verachten darf, wenn man nicht windelweich durchgeprügelt werden will.

Aber hat denn die Polizei gar nichts gegen ſolchen öffentlichen Scandal?

Senhor, ich bitte, nehmen Sie ſich in Acht! Wenn hier jemand dieſes Wort hört, ſo haben wir unſere ordentliche Tracht Schläge noch vor der Predigt.

Czerny, ein Mann, der die Logik der Thatſachen nie unberückſichtigt ließ, befolgte des Kutſchers Rath und ſtieg unverweilt aus.

Sofort vom Menſchenſtrome wie ein in's Waſſer Geſprungener gefaßt und dahingetragen, befand er ſich ein paar Minuten ſpäter, während welcher ſein Wagen ſich nur mühſam weiter bewegte, mitten in der Handlung, um die es hier ſich handelte, in der

Mitte des Marktplatzes nämlich und im Gedränge des Volkes, eigentlich des Pöbels, der tollsten und buntscheckigsten Menge von Männern und Weibern, Greisen, Matronen und Kindern, die er all sein Leben lang gesehen; in einem fast lebensgefährlichen Gewühle, auf welches Hunderte von neugierigen Gesichtern aus den offenen Fenstern der das kleine Viereck des Marktes bildenden, ebenso häßlichen als hohen Häuser niedersahen.

Fast getragen, kam er allsbald, da weiteres Vordrängen nicht mehr möglich war, festzustehen und dies ganz in der Nähe des alterthümlichen steinernen Marktbrunnens, auf dessen breiter Einfassung der Mann des Tages oder wenigstens des Augenblickes, der kühne Jesuit nämlich stand, der den Muth hatte, öffentlich gegen den durch die Gunst des Königs, besonders seit dem Erdbeben, sozusagen allmächtig gewordenen Minister Carvalho zu donnern.

Es war dieser Jesuit ein recken haft gebauter Mann von etwa vierzig Jahren, dessen Stimme wirklich wie Donner rollte, während seinen tiefliegenden dunklen Augen Blitze entzuckten und seine Gesten denen eines gewaltigen Tragöden in pathetischem Mantelwurfe glichen.

Leider kam unser unfreiwilliger Zuhörer nur zum Schlusse der von hundertfachen tumultuarischen Acclamationen des Volkes oft unterbrochenen Rede oder sogenannten Predigt; doch konnte er aus diesen letzten Worten noch auf das Ganze schließen, denn sie lauteten, wie folgt:

„Die Zeit des Antichrist ist gekommen, und Portugal, Lisboa hat Satan zu seinem Erscheinen und Wirken gewählt; Satan selbst, dessen höllische Macht, wie Ihr seht, noch nicht gebrochen ist, da ihre Pforte noch offen steht. Der Antichrist, ausgespieen vom Flammenpfuhl in die Oberwelt, ist der Euch allen bekannte Feind der Kirche, der wüthende Gegner des heiligen Ordens von der Gesellschaft Jesu, ist Carvalho, dessen Haus inmitten aller

einſtürzenden oder in den Abgrund ſinkenden Häuſer allein unverſehrt ſtehen geblieben, zum untrüglichen Beweiſe, daß er mit der Hölle im Bunde, daß er der ſchrecklichſte Abgeſandte Satans iſt, mit Einem Worte — der Antichriſt! Durch anderthalb Jahrtauſende auf das Erſcheinen dieſes entſetzlichen Höllenungethüms vorbereitet, hat das chriſtliche Prieſterthum millionenmal ſeine Stimme dagegen erhoben, und oft hat man Dieſen oder Jenen als den Antichriſt bezeichnet; hierin hatte man geirrt, denn alle die Teufel in Menſchengeſtalt, die man während der chriſtlichen Zeitrechnung dafür gehalten, waren es nicht, ja ſie waren Engel im Vergleiche mit dem wirklichen Antichriſt, der endlich erſchienen, leider, leider in unſrer Mitte erſchienen iſt, um das Reich Gottes auf Erden zu vernichten, wenn ihn ſelbſt nicht bald, ſehr bald ein Etwas, wie ein Blitz aus blauem Himmel, niederſchmettert und in den flammenden Abgrund zurückſchleudert, dem er entſtiegen. Dixi et salvavi animam meam!"

Ein Sturm von Beifall, ein Furore im wahrſten Sinne des Wortes folgte den Schlußworten dieſer improviſirten Rede, und Pater Joao, ſo hieß der aller Gewalt und Gefahr trotzende Jeſuitenmönch, ward unter einem betäubenden Geheule von Lobpreiſungen, die ihm — wie von Verwünſchungen und furchtbaren Drohungen, die dem Miniſter Carvalho galten, durch mehre athletiſch gebaute Galegos vom Baſſin herabgehoben und über den Markt hin wie im Triumfe getragen.

Dabei entſtand ein Gewühl, ähnlich einer ſturmgepeitſchten Meeresbrandung zwiſchen Riffen, und Jammerſchreie von halbzerdrückten und zertretenen Weibern und Kindern ließen ſich zugleich mit den grauenhafteſten Flüchen der Männer vernehmen.

Dieſe Scene, bereits geeignet, ſelbſt einem Manne von erprobtem kriegeriſchen Muthe, wie Czerny, einen gewiſſen Reſpect abzunöthigen, da es aller ſeiner fiſiſchen Kraft bedurfte, um ſich,

dem Strome des Pöbels entgegen, einem wahren Mahlſtrome, nach ſeinem Wagen hinzudrängen, dieſe für ihn ganz neue Scene ſollte ſich allsbald noch intereſſanter geſtalten und ihm den Touriſtengeſchmack auf lange Zeit verleiden.

Noch hatte er ſeinen im Marktwinkel poſtirten Wagen, der ihm jetzt wie ein rettendes Boot im Schiffbruch erſchien, nicht erreicht, als plötzlich auf der entgegengeſetzten Seite des Platzes, jenſeit des Brunnens, der gellende, alleſübertönende Schrei: Die Wache! das Gewühl in Aufruhr verwandelte.

Im ſelben Momente fühlte Czerny ſich am Arm ergriffen und mächtig durch das Gedräng gezogen.

Es war ſein Kutſcher, und er athmete auf; im nächſten Augenblicke befand er ſich in ſeinem Wagen und dieſem ward, da die Volksmenge nach der andren Marktſeite zuwogte, Raum und Zeit, in die Gaſſe, aus welcher er gekommen, hineinzufahren.

Aber ſie hatten noch nicht die Mitte der nicht ſehr langen Gaſſe hinter ſich, als eine Stockung eintrat: ein tobender, fluchender und heulender Pöbelhaufe, meiſt Galegos, ſtürzte ſich aus einem mit dem Markte in krummer Linie verbundenen Seitengäßchen in dieſe ſcharf abſchüßige Gaſſe wie reißendes Bergwaſſer in einen querüber ziehenden Fluß, und dieſen Flüchtigen hart auf der Ferſe zeigte ſich ein mit Musketen und Säbeln bewaffneter Trupp Soldaten der heiligen Hermandad, der Inquiſitionwache, in deſſen Mitte ſich bereits einige Verwundete aus dem Volke als Gefangene befanden.

Gleichzeitig fielen auf dem Marktplatze, von woher tauſendſtimmiges Geſchrei wie Löwengebrüll ertönte, mehre Schüſſe; Czerny ſah ſich ſonach inmitten des zum Kampfe gewordenen Tumults und war des Aeußerſten gewärtig, das auch nicht lange auf ſich warten ließ.

Sein Wagen, dicht an der Ausmündung dieſes Gäßchens und ſomit eine Art Barricade bildend, ward als ſolche von den Flüchtigen in Sturmeseile benutzt; einige Galegos hatten im Nu den Kutſcher vom Bocke herabgeriſſen und das leichtgebaute Fahrzeug, aus dem Czerny im ſelben Momente ſprang, umgeſtürzt und dahinter Poſto gefaßt; die nicht gepflaſterte, wol aber mit grobem Schotter belegte Gaſſe bot ihnen Steine zur Vertheidigung und dieſe flogen auch alsbald den im Vordringen durch den querliegenden Wagen gehemmten Soldaten unter wühendem Geſchrei entgegen, während mehre Galegos mit hochgeſchwungenen langen Meſſern und wirklichen Dolchen auf den Wagen ſprangen, wie um von da den Kampf zu lenken.

Dieſer Kampf, bereits ein blutiger auf dem Markte, von woher noch immer Schüſſe tönten und Flüchtige in dieſelbe Gaſſe ſich ſtürzten, ſollte es auch hier werden.

Der Soldatentrupp war bei den erſten Steinwürfen zurückgewichen; plötzlich jedoch machte er auf ein lautes Commando ſeines Führers Halt und auf ein zweites ſich bereit, Feuer zu geben.

Dieſes Commando reizte den Pöbel mehr als es ihn abſchreckte, und wieder ſchlug den Soldaten ein Steinhagel entgegen.

Feuer! ſcholl es jetzt weithintönend, und es erfolgte eine Salve aus etwa zwanzig Musketen, von deren Kugeln getödtet oder verwundet einige Perſonen hinſtürzten.

Aber wie dem Blitz der Donner, folgte da der brauſende Volksſturm.

Mir nach! Auf ſie los, bevor ſie wieder laden! brüllte ein in Lumpen gehüllter junger ſtarkgebauter Galego vom Wagen herab und ſprang, ſein Meſſer in der mächtigen Fauſt, in das Gäßchen hinein ohne ſich umzuſehen, aber doch, wie er wol wußte, nicht allein; ein paar Duzend halbnackte Kerle flogen mehr, als

ſie ſtiegen oder ſprangen, über den Wagen weg, ihm unter furchtbaren Ausrufen nach, den blitzenden Bajonneten und Säbeln entgegen, allsbald gefolgt von der ganzen durch die Flüchtigen aus dem Marktplatze verſtärkten wildtobenden Menge, in deren Rücken noch immer Schüſſe fielen.

Dieſer ganze Vorgang war die Sache weniger Minuten, und Czerny, der tapfere Exhauptmann, davon eigenthümlich ergriffen, war ſchon nahe daran, mit dem Volke gemeinſchaftliche Sache gegen die heilige Hermandad zu machen, als er, zu ſeinem Glücke, ſich plötzlich mit großer Kraft am Arme gefaßt und in einen dunklen Thorweg gezogen fühlte.

Wieder war es ſein braver Kutſcher, der ihm da beigeſprungen.

Dieſer ſchlug das Thor in aller Eile zu, legte die Eiſenſtange quer über dasſelbe und zog ſeinen Paſſagier nach ſich, mit den Worten:

Hier, Senhor, ſind Sie und ich in Sicherheit; ich kenne die Leute dieſes Hauſes, das Sie nicht verlaſſen dürfen, bis der Sturm vorüber; mein Fuhrwerk wird freilich zugrunde gerichtet, aber Leben, und Leben außerhalb des Inquiſitionkerkers, iſt doch mehr werth, und Gott wird mir ſchon wieder helfen.

Gott und ich! rief Czerny aus, Ihr habt mir geholfen, braver Mann, ich werde dankbar ſein.

Kaum hatte er dieſe Aeußerung gethan, als heftig von außen an das Thor geſchlagen und von wild durcheinander brauſenden Stimmen der Ruf hörbar wurde: Oeffnet um der heiligſten Jungfrau willen, öffnet ſchnell, Pater Joao iſt verwundet, iſt in Gefahr!

Der wackere Kutſcher, ein echter Sohn des Volkes und ein unbedingter Anhänger der Kirche, hatte dieſen Hilferuf nicht ſobald vernommen, als auch das Thor ſchon halb offen ſtand und wirk-

lich der aus mehren Wunden blutende kühne Jeſuit Pater Joao ihm in die Arme ſtürzte.

Im ſelben Augenblicke, während Czerny das Thor haſtig wieder ſchloß, kamen mehre von den Bewohnern und der Eigenthümer dieſes Hauſes, ein Krämer, in den Thorweg geeilt, und letztrer, den Stand der Dinge raſch überblickend, bot den drei Geflüchteten ſofort ſeine eigene Wohnung zum Aſile und führte ſie unverweilt dahin.

Es war höchſte Zeit; denn kaum in derſelben angelangt, brach Pater Joao, vom ſtarken Blutverluſt erſchöpft, mit ſeiner ganzen rieſigen Wucht ohnmächtig zuſammen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Nachtſtück.

Der durch die verwegene Predigt des fanatiſchen Jeſuiten hervorgebrachte Aufruhr konnte erſt nach mehren Stunden und nur durch Anwendung größerer Waffenmacht gedämpft werden, und auch erſt, nachdem vonſeite des Volkes wie des Militärs Hunderte geblutet hatten und ebenſo Viele in Haft gebracht worden waren.

Dieſer ganze Stadttheil blieb den Tag und die folgende Nacht über von Truppen beſetzt; nur wenige Bewohner desſelben wagten ſich auf die Straße und jederman, der ſich blicken ließ, ward nach der Urſache ſeines Erſcheinens ſtreng befragt.

Von allem dem durch einen Blick aus dem Fenſter in die Gaſſe und nach dem Marktplatz hinab unterrichtet, ſah Czerny ſich genöthigt, von des Krämers freundlichem Anerbieten Gebrauch zu machen, dieſe Nacht in ſeinem kleinen Hauſe zuzubringen.

Pater Joao konnte ohnedies nicht fort, denn, obgleich nur ermattet durch Blutverluſt und nicht gefährlich verwundet, durfte er ſich doch im Freien nicht ſehen laſſen, ohne, ſelbſt verkleidet, augenblicklich erkannt und verhaftet zu werden; war es ihm ja doch nur im dichten Gewühle des Straßentumultes möglich geworden, der ihm nachſetzenden Wache zu entrinnen und von ihr unbemerkt an das Haus des ihm befreundeten Krämers zu gelangen, in demſelben Momente, da Czerny von dem Kutſcher hineingezogen worden.

Letztrer hatte ſich auf den erſten Ausblick vom Fenſter über das traurige Schickſal ſeines Fuhrwerks Gewißheit verſchafft: ſein Wagen, eine leichte Carriole, war zertrümmert und davor lag ſein verendetes Maulthier.

Fünfzig Dublonen hin! ſeufzte der Arme.

Czerny vernahm dieſen Seufzer.

Ihr ſollt ſechszig dafür haben, ſobald ich wieder frei bin, flüſterte er ſeinem Retter zu, der dieſe Troſtesworte mit ebenſoviel Erſtaunen als Entzücken vernahm.

Aber, Senhor, ſtammelte er freudetrunken, wiſſen Sie denn auch, was eine Dublone iſt?

Freilich weiß ich's, mein Freund, ſie macht drei Milreis.

Und ein Milreis, Senhor?

Eintauſend Dingerchen, die man nur in einem ſo curioſen Lande wie das Eurige noch Geld nennen kann.

Und Sie wollen mir armen Teufel ſoviel leihen?

Leihen nicht, und auch nicht ſchenken, ſondern ganz einfach zurückzahlen, da Ihr es durch mich eingebüßt habt.

Genaro — ſo nannte ſich der Kutſcher — brach in Dankesäußerungen und Lobpreiſungen ſeines Paſſagiers als des nobelſten aller Noblen von Portugal, Spanien, überhaupt der ganzen

Erde aus und konnte von dem zeitweiligen Beſitzer dieſes Titels nur mit Mühe zum Schweigen gebracht werden.

Nach dieſer kleinen Zwiſchenſcene nahm der Krämer, ein ſchon bejahrter Mann, in ziemlich beſorgtem Tone das Wort, indem er, zu Pater Joao gewendet, ſagte: Ich habe mir die Sache überlegt, es iſt noch Gefahr, heiliger Vater, ich bitte Euch, ſobald Ihr ſtark genug dazu ſein werdet, mir zu folgen; denn ich befürchte, daß einer meiner Nachbarn, von denen mir nicht jeder hold, Euch in mein Haus habe treten ſehen, daß er Anzeige machen und man Hausſuchung halten werde; Ihr wäret dann ein gefangener und ich wäre ein verlorner Mann, ich, der ich an Weib und Kind zu denken habe.

Ich fühle mich kräftig genug, entgegnete der Mönch, ſich mächtig aufrichtend, führet mich, ich folge ſogleich.

Ich wünſchte von der Partie zu ſein, bemerkte Czerny, denn mich verlangt es nach Ruhe und Bequemlichkeit in meinem Gaſthof, wo ich Euch, Senaro, morgen früh erwarte, wenn Ihr nicht etwa auch ſogleich mitgeht.

Ich gehe mit, verſetzte der Carriolenführer raſch, nicht um des Geldes willen, ſondern weil drei Männer nöthigenfalls mehr ausgeben als zwei und weil ich vielleicht dem heiligen Pater und Euch, Senhor, unterwegs nützlich ſein kann.

Gut, ſagte der Krämer, alſo alle Drei, obgleich Senhor und ſein verunglückter Kutſcher ganz ruhig hätten bei mir über Nacht bleiben können. Folget mir denn an den Ort, wo ich Euch ſelbſt für den Fall einer ſtrengen Hausſuchung ſicher glaube und von wo Ihr, wie ich Euch zeigen werde, bei Einbruch der Dämmerung, wie ich hoffe, ebenſo ſicher weiter gelangen könnt.

Ich biete dem geiſtlichen Herrn, bemerkte Czerny freundlich zuvorkommend, meine Gaſthofswohnung an.

Und ich nehme dies dankbar an, erwiderte Pater Joao.

Alſo im Schutze aller Heiligen fort, mir nach! ſchloß der Krämer dieſe Unterredung, und man brach auf.

Letztrer führte nun ſeine Schützlinge die Treppe hinab und den kleinen Hof entlang nach ſeinem Hausgarten, an welchen zwei andere Gärten ſtießen, von denen der eine in's Freie führte, auf eine große von einer Allee durchſchnittene Wieſe nämlich, welche, wie der Krämer erklärte, den Bewohnern der umliegenden Häuſer zum Trocknen der Wäſche und den Kindern zum Tummelplatze diente.

In ſeinem Garten, dicht an dem Zaune, über welchen weg man durch den einen der anſtoßenden Gärten nach der bezeichneten höher gelegenen Wieſe blicken konnte, befand ſich ein kleiner Kiosk.

Hier eintretend, nahm der Krämer einen Schlüſſel aus der Taſche, bückte ſich zu dem gedielten Boden, zog einen dem freien Auge kaum wahrnehmbaren Schieber zurück und öffnete mittels ſeines Schlüſſels das zum Vorſchein gekommene Schloß.

Dies iſt, ſagte er, mein geheimes Magazin und meine kleine Schatzkammer, nur zehn Schritte im Geviert, aber ein gutes Stockwerk tief und durch mehre im Garten mit allerlei Gewächſen bedeckte Züge luftig und halbdunkel gehalten; hier ſeid Ihr hoffentlich ſicher. Wollt Ihr dann fort, ſo iſt der Weg nach jener Wieſe der zum Entkommen geeignetſte; laſſet in dieſem Falle nur die Schlagthüre hinter Euch wieder ein und drücket den Schieber zurück über das Schloß.

So ſprechend, hob er die Magazinsthüre auf und ſtieg, von den drei Männern gefolgt, die gerade Treppe in den mit allerlei Kiſten und Ballen gefüllten Raum hinab, in welchem jedoch ein Gang freigelaſſen war, der zum Verkehre mehrer Perſonen mit den hier aufgeſpeicherten Waaren, alſo zum augenblicklichen Aſile dreier Männer vollkommen ausreichte.

An Speiſe und Trank werde ich es nicht fehlen laſſen, ſagte der gutherzige Hauseigenthümer, und empfahl ſich vorderhand.

Die drei Flüchtlinge, nun allein, ließen ſich auf Ballen nieder und zwar ſo, daß Czerny dem Pater Joao gegenüber und Genaro aus Reſpect in einiger Entfernung von Beiden zu ſitzen kam.

Sie geriethen alſo, nahm Czerny ſogleich das Wort, in's Handgemenge mit der Wache, würdiger Herr?

Mit der Wache und mit den nachrückenden Soldaten, entgegnete Pater Joao ziemlich trockenen Tones, indem er eine ſtarke Priſe nahm; von erſtrer erhielt ich einen Säbelſtich da in den linken Arm, und ein Soldat traf mich mit dem Kolben ſeiner Muskete am Kopfe, ein Schlag, der vielleicht jeden Andern als mich todt hingeſtreckt hätte; der Wachmann wurde dafür vom Volke maſſacrirt, während ich meinerſeit dem Soldaten das Geſicht zerſchmetterte und ſeine Kameraden auseinanderwarf wie ein verwundeter Eber eine Meute; es war übrigens nicht das erſtemal, die Burſche kennen mich ſchon, ſie wiſſen, daß Pater Joao's Fauſt ebenſo ſtark iſt wie ſein Wort und daß er gelegentlich für ſich ſelbſt eine nicht minder gute Klinge ſchlägt als in majorem Dei gloriam; das Militärſpital hat Einige aufzuweiſen, die ich zu Patienten gemacht.

Aber, heiliger Vater, erlaubte ſich Czerny zu bemerken, haben Sie nicht ernſtliche Verfolgung vonſeite des Miniſters Carvalho zu erwarten?

Die Geſellſchaft Jeſu, entgegnete der Pater mit wirklich imponirender Ruhe, iſt darauf nicht nur gefaßt, ſie will ſelbſt dieſe ernſtliche Verfolgung, denn nur dadurch kann ihre heilige Sache ſpruchreif werden, und das Volk wird dieſen Spruch thun, muß das Urtheil fällen zwiſchen den Anhängern des Himmels und den Knechten Satans, zwiſchen Gott und dem Antichriſt Carvalho, der die Augen und das Gewiſſen des Königs geblendet

und betäubt, die Kirche untergraben und die Absicht hat, den Orden der Jesuiten zu vernichten, diesen heiligen Orden, die einzige haltbare Stütze des Thrones.

Es steht demnach eine Revolution in Aussicht?

Ja, Senhor, in naher Aussicht; Revolution und Martirthum, sie werden bald erfolgen, aber Loyola's Schüler haben gelernt zu sterben wie zu lehren.

Es interessirt mich dies alles in hohem Grade, vor allem aber nehme ich den innigsten Antheil an Ihrem Geschicke, heiliger Vater, denn Sie sind ein Mann von außerordentlicher Willenskraft.

Dank, Senhor; Anerkennung thut immer wol, besonders von Fremden, und Sie sind ein Fremder.

Ich bin aus Deutschland, komme von Wien; darüber sprechen wir noch. Ihre augenblickliche Lage macht mich sehr besorgt.

Mich durchaus nicht, denn ich fühle, ich weiß, ich seh' es im Geiste, daß meine Stunde noch lange nicht gekommen, meine irdische Aufgabe noch eine bedeutende ist; diese erfüllen zu können, wehre ich mich wol, wie eben heute, meiner Haut, aber, ernstlich gesprochen, verlange ich kein besseres Los als jenes meiner Brüder in den heiligen Missionen jenseit des Oceans ist, das Martirthum. Dieses jedoch steht mir, wie gesagt, noch ferne, meine Tage sind noch nicht gezählt. . . .

Ich bin es! ließ sich jetzt eine Stimme über ihnen vernehmen, und die rasch empor Blickenden sahen den Krämer, der, einen Korb am Arme, die Schlagthüre des Magazins hinter sich niedergleiten ließ und dann die Stufen herabstieg.

Hier, meine Freunde, sagte er, den ganz gefüllten Korb vor ihnen hinstellend, ist ein guter Imbiß und guter Wein.

Vor Einbruch der Nacht, fügte er, ohne sich niederzulassen, bei, dürft Ihr diesen Zufluchtort nicht verlassen, denn Patrouillen streifen durch Straßen und Gassen, ja, ich weiß selbst nicht, ob

es Euch im Schutze der Nacht gelingen wird, der Wache aus dem Wege zu kommen. So; nun empfehle ich Euch allen Heiligen und ziehe mich wieder zurück.

Ihr könnt ganz ruhig sein, entgegnete Pater Joao, ihm die Hand zum Abschiede reichend; vorläufig meinen Dank und Segen.

Auch Czerny und Genaro dankten dem Krämer, und dieser entfernte sich wieder, oben an der Thüre vorsichtig auslugend und sie leise hinter sich niederlassend.

Die Zurückgebliebenen machten sich jetzt unverweilt an den Imbiß und an den in den drei Flaschen enthaltenen vortrefflichen Portwein, dessen Genuß sie allmälig in so kräftige, ja, heitere Stimmung versetzte, als hätten sie durchaus nichts Bedrohliches erlebt oder noch zu gewärtigen; es ward allen Dreien, denn auch Pater Joao sprach dem köstlichen Labetrunk tüchtig zu, nachgerade so wol zumute als befänden sie sich nach freier Wahl in einer Wirthsstube oder in einem öffentlichen Weinkeller, und es fehlte endlich, nachdem die dritte Flasche in Angriff genommen war, nicht viel, und sie hätten gesungen.

So schwanden in lebhafter Unterhaltung, deren Kosten die Drei gemeinschaftlich trugen, indem sie Bruchstücke aus ihren Biografien zum Besten gaben, die wir noch kennen lernen werden, soweit dieselben Pater Joao und Genaro betrafen, die Stunden des Tages hin, und die Dämmerung brach ein, wie Letztrer durch einen Blick aus der Thüre in den Garten sich schließlich überzeugte.

Noch verweilten sie ein halbes Stündchen; dann erhob sich Pater Joao und sagte, indem er seinen scharfen Blick durch das bereits sehr dunkle Magazin wie etwas suchend schweifen ließ: Sie, Senhor, haben Ihre Cavalierswaffe, den Degen, an der Seite; ich aber und dieser brave Mann da müssen uns schon in Anderem versehen, und ich erblicke eben, was wir brauchen können.

So sprechend langte er nach einem großen Ballen, in dessen Stricken ein kurzer derber Drehprügel stack, zog ihn heraus und schwang ihn prüfend mit wuchtiger Faust.

Das ist für mich! rief er kampfmutig aus.

Und dies für mich! secundirte Genaro, indem er von einer Kiste einen Hammer nahm und ihn gleichfalls über seinem Kopfe schwang, während Czerny sich damit begnügte, seinen Degen ein wenig zu lüften und der Kühnheit seiner Gefährten im stillen den verdienten Beifall zu zollen.

Also auf in's Freie! rief jetzt der Mönch.

Ich will voraus, sagte Genaro, und stieg die Stufen hinan.

An der Schlagthüre angelangt, hob er diese ein paar Zoll hoch und recognoscirte mit scharfem Aug' und Ohr.

Alles in Ordnung! flüsterte er zurück und richtete die Thüre vollends auf.

Sogleich standen alle Drei außerhalb derselben und versorgten sie wieder ganz geräuschlos.

Die Nacht war mild und schön, glücklicherweise ohne Mondlicht, nur halbdämmerig vom sanften Schimmer der Sterne.

Von der Seite des Hauses, also von der Gasse her, die nach dem Marktplatze führte, ließen sich Männerstimmen vernehmen; es waren Commando-Worte der Patrouille, welche das Terrain des heutigen Kampfes durchstreifte.

Die Hecke, die den Garten des Krämers von dem Nachbargarten zur Rechten, nämlich gegen die Wiese zu, begränzte, war nur von halber Manneshöhe und von unsren Flüchtlingen leicht überstiegen.

Etwas schwieriger wies sich der Uebergang aus diesem zweiten Garten nach der Wiese, denn sie hatten da nicht nur eine Hecke, sondern auch noch, außerhalb derselben, einen ziemlich tiefen und breiten, doch zum Glücke ganz trocknen Graben zu passiren.

Der kühne Mönch flüſterte ſeinen Begleitern ein paar Worte zu, die ſeinen Plan kundgaben.

Unmittelbar danach erhob und ließ ſich ſeine rieſige Geſtalt über den natürlichen Zaun in den Graben hinab; von da nahm er zuerſt Czerny, dann Genaro wie Kinder in ſeine gewaltigen Arme und hob ſie nach dem Wieſenrand hinüber, auf welchen er ſelbſt im nächſten Augenblicke ſich emporſchwang.

Nun hatten ſie wenigſtens die örtlichen Hemmniſſe hinter ſich.

Jetzt war es an Genaro; von da aus mußte man ſich auf die Localkenntniß des Carriolenführers verlaſſen.

Er durchſchritt, von Pater Joao und Czerny gefolgt und, gleich dieſen, Aug' und Ohr nach allen Richtungen hin, in mäßiger Eile den weiten Wieſenplan längs der Allee, die zu einer Gruppe niedriger, hüttenähnlicher, von der ärmſten Claſſe bewohnter Häuſer führte, aus denen hier und da Lichter blickten, ohne daß man aber Leute ſah und hörte.

Es hatte das Ganze um ſie her das Ausſehen eines Friedhofes; es herrſchte weithin Ruhe oder vielmehr unheimliche Stille.

Hinter dieſer elenden Hüttenmaſſe, die ein paar Gaſſen durchſchnitten, befanden ſich, auf beträchtlicher Anhöhe, ein halbdutzend Ziegelöfen.

Gelang es den Fliehenden, dieſelben unbehindert zu erreichen, ſo konnten ſie ſich als gerettet betrachten; denn von da aus war es, wenngleich auf weitem Umwege, möglich, auf der Flußſeite zur Stadt, nämlich nach o Mejo, zu gelangen, wo man, wie anzunehmen war, von dem heutigen Begebniſſe in dieſer entlegenen Vorſtadt wenig oder gar nichts wußte, demnach auch keine polizeilichen oder militäriſchen Sicherheitmaßregeln getroffen ſein mochten.

Der unvermeidliche Weg zu dieſen Ziegelöfen führte von der Allee aus durch eine ſchmale Gaſſe, die an fünfhundert Schritte

lang ſein mochte, gebildet von größtentheils einſturzdrohenden kleinen Häuſern, deren Bewohner meiſt Galegos waren.

In dieſe Gaſſe traten ſie nun ein und ſchritten dicht aneinander vorſichtig dahin; ein beſchwerlicher Marſch bei der da herrſchenden Dunkelheit über Sand- und Unrathaufen wie über Erdriſſe und von den armſeligen Bewohnern improviſirte Abzugsgräben.

Sie begegneten nur einigen Perſonen, die, vielleicht von der Arbeit in der entlegenen Stadt nachhauſe kehrend oder nach Lebensmitteln ausgegangen, ſchweigend, ſchemenhaft an ihnen vorbeihuſchten und da und dort in der Finſterniß wieder verſchwanden.

Die Stille in dieſer Gaſſe war noch unheimlicher als jene auf der Wieſe.

Nun hatten unſere Wanderer dieſelbe, bis auf etwa dreißig Schritte noch, hinter ſich und ſahen auch bereits von den Ziegelöfen her Lichter blinken, als Genaro plötzlich anhielt und, nach dem Ausgange der Gaſſe hinſtarrend, ſeinen Begleitern zuflüſterte: Sehen, ſehen Sie!

Letztre ſtrengten nun gleichfalls die Augen an und blickten nach der Gaſſenmündung hin.

Es gilt! murmelte Pater Joao, ſeine derbe Holzwaffe feſter faſſend.

Das iſt eine Patrouille! ſetzte Czerny raſch hinzu, deſſen geübtes Soldatenauge ſogleich Waffen erblickt hatte.

Wir müſſen zurück! mahnte Genaro.

Nein, ſagte Czerny, nicht zurück, denn man hat uns gewiß ſchon bemerkt und unſer Umkehren würde den Verdacht der Wache noch beſtärken.

Wenn nur der heilige Vater da, ſeufzte der Carriolenführer, nicht in der ſchwarzen Kutte ſtäcke!

Wie wär' es, meinte Czerny, wenn Ehrwürden Ihr Oberkleid ſchnell auszögen und hier im Finſtern liegen ließen?

Glaubt Ihr denn, erwiderte der Pater mit ſtolzem Ausdrucke, man erkenne den Jeſuiten Joao nicht in ganz Lisboa in jeder Hülle auf den erſten Blick? Hier iſt Ausweichen unmöglich, und ich habe jetzt keine andere Aufgabe als dieſen Schergen der Gewalt die Kraft meiner Fäuſte fühlen zu machen, die immer noch fühlbar genug auffallen werden, obgleich ich verwundet bin. Seht, ſie ſchließen ſich aneinander und ſperren die Gaſſe; alſo vorwärts, ruhig anfangs, umſo ungeſtümer dann, ſobald wir ganz im Gewiſſen und ihnen auf ein paar Schritte nahe ſind; ein Sprung dann, ein Anprall gegen ſie, mir nach, und nach beiden Seiten Hiebe, und — das Andere findet ſich.

Gut denn, ſchloß Czerny den kurzen Kriegsrath, ich bin bereit. . . .

Sie ſetzten nun langſam ihren Weg fort, Pater Joao inmitten Beider, doch ſtets um einen halben Schritt vor ihnen.

Plötzlich — ſie hatten kaum zwei Klaftern Raum mehr zwiſchen ſich und der noch vom Dunkel umhüllten Gruppe am Ende der Gaſſe — traf ſie ein greller Blitz aus einer in jener Gruppe raſch geöffneten Blendlaterne und ein donnerndes „Halt! Wer da?“ ſcholl ihnen entgegen.

Der Anruf frappirte unſre mutigen Flüchtlinge weit weniger als der Lichtſtrom, da er ſie wirklich blendete, während gleichzeitig die Wache vorrücken und ſie übermannen konnte.

Dem mußte ebenſo ſchleunig begegnet werden.

Vorwärts! brüllte der Mönch, ſeinen Drehprügel ſchwingend, mir nach! und ſtürzte ſich mit ſeiner ganzen athletiſchen Wucht auf den Trupp, der aus zehn Mann Polizeiſoldaten und einem Führer beſtand, gedankenſchnell gefolgt von Czerny, der ſeinen Degen, und von Genaro, der ſeinen mächtigen Hammer ſchwang.

Des Paters erſter Schlag traf den Führer und ſtreckte dieſen kampfunfähig gemacht zuboden; im nächſten Momente wetterte

ſein Prügel, gleich einer Herkuleskeule, auf die durch ſeine ſcharf beleuchtete rieſige Erſcheinung noch mehr als durch den Fall ihres Führers verblüfften Soldaten nieder, während ihm zu beiden Seiten Czerny und Genaro auf die Auseinanderweichenden faſt nicht minder kräftig einhieben.

Die Linie war durchbrochen und ein paar Soldaten, deren einer die Blendlaterne getragen hatte, wälzten ſich in ihrem Blut am Boden, während die übrigen wie blitzgetroffen zurückprallten.

Gebt Feuer! Feuer! ſcholl es jetzt hinter unſren tapfren Flüchtlingen, die, begünſtigt von der abermaligen Dunkelheit, gegen die Ziegelöfen hinflogen; es krachte raſch nacheinander aus mehren Musketen, aber keiner der Schüſſe traf, und der Kampf, eine Sache weniger Minuten, war beendet.

Wie die meiſten Einwohner der Gaſſe, an der er ſtattgehabt, waren auch die Arbeiter in den Ziegelöfen durch die Schüſſe alarmirt worden und eilten in's Freie; Letztre zum Heile der Fliehenden. Sie erkannten den Pater Joao ſogleich, und ein paar raſche Worte von dieſem genügten, ihnen den Sachverhalt zu erklären und ſie zur Hilfeleiſtung zu bewegen.

Im Nu ſah er mit ſeinen Begleitern ſich von einem Schwarme Arbeiter umgeben, und ſo geſchützt und eiligſt geführt, erreichten die Befreiten das Ufer des Tejo, ohne weiter auf Hinderniſſe zu ſtoßen.

Czerny beſchenkte die braven Geſellen reichlich, und dieſe machten ſich, doppelt froh über den der Wache entriſſenen Fang wie über das große Geldgeſchenk, ſofort auf den Rückweg, nicht aber ohne vorerſt in eine Hoſpedaria zu eilen, um ſich da gütlich zu thun und, wie einer von ihnen lachend bemerkte, den Soldaten oben Zeit zu laſſen, ſich die von des heiligen Vaters Prügel zerbläuten Schädel einzubinden. . . .

Vierzehntes Kapitel.

Pater Joao.

Czerny, mit Pater Joao und Genaro im Gasthofe glücklich angelangt, ließ sofort das Beßte auftragen, was Küche und Keller bieten konnten, und ward, während des köstlichen Schmauses, nicht müde, die Bravour und Stärke des geistlichen Herrn zu preisen und auch dem wackren Kutscher verdientes Lob zu spenden.

Letztren, nachdem er sich sattsam erlabt, bezahlte er versprochenermaßen und entließ ihn mit der Aufforderung und Zusicherung, sich unverweilt ein neues Fuhrwerk anzuschaffen und sich ihm während seines Aufenthaltes in Lissabon zur Verfügung zu stellen, indem er sich fortan nur seiner Carriole bedienen wolle.

Nachdem nun Genaro, überglücklich und mehr trunken vor Freude als vom genossenen Weine, sich entfernt hatte, stieß Czerny mit dem Pater an und sagte:

Sie bleiben diese Nacht bei mir, im zweiten Zimmer steht auch ein zweites Bett; morgen können Sie es halten nach Ihrem Ermessen, heute wollen wir noch ein paar Flaschen leeren, denn es ist Manches zu besprechen.

Pater Joao stimmte zu; es wurde frischer Wein nebst Confect gebracht und dann hinter dem sich für heute empfehlenden Aufwärter die Thüre abgeschlossen.

Czerny, auf's freundlichste die Honneurs machend, erbat und erhielt auch sofort die Erlaubniß, seinen Tschibuk rauchen zu dürfen, und begann, weidlich schmauchend, die intime Conversation, indem er sagte:

Ich habe Glück in Liſſabon, denn erſt einen Tag hier, lernte ich mehr vom hieſigen Leben kennen als ein Anderer vielleicht kaum in einem Monat; noch beſſer werden Ehrwürden dieſes mein Glück begreifen, nachdem ich Ihnen geſagt haben werde, was mich nach Liſſabon geführt.

So ſprechend, holte er ſein Porteſeuille hervor, nahm daraus die fünf verſiegelten, an den Herzog von Aveiro, den Marquis von Tavora ſowie an die Jeſuiten Malagrida, Souza und Matos adreſſirten Briefe und legte ſie vor Pater Joao hin mit der Frage, ob er dieſe Herren kenne.

Des Mönches Blick flog über die Adreſſen hin und heftete ſich dann mit einem Ausdruck hohen Staunens an Czerny's Miene, die ihrerſeit in dieſem Momente auch eine gewiſſe Höhe wies, nämlich die des Selbſtbewußtſeins oder des Stolzes über die Wichtigkeit ſeiner Sendung.

Sie fragen, ob ich dieſe Herren kenne, rief er aus, das iſt, als fragten Sie, ob ich an Gott und ſeine Engel glaube! Der Herzog von Aveiro iſt ja die irdiſche Vorſehung für die Geſellſchaft Jeſu, und Gabriel Malagrida iſt, nächſt unſrem erhabenen General und Sr. Heiligkeit dem Papſte, der herrlichſte Prieſter der katholiſchen Chriſtenheit, ein ſtrahlender Cherub mit dem Flammenſchwert der Begeiſterung vor dem Paradieſe des Glaubens, des alleinſeligmachenden, und auf Beiden beruht unſers Ordens Geſchick in Portugal diesſeit und jenſeit des Oceans!

Gut, erwiderte Czerny, Sie kennen dieſe bedeutenden Männer, und ich werde ſie mittels dieſer Briefe ebenfalls kennen lernen.

Und von wem ſind dieſe Briefe, wenn ich fragen darf?

Davon ein andermal. Für heute nur ſoviel, daß ich der Abgeordnete eines hochgeſtellten Mannes und als ſolcher bereit bin, Ihrem Orden nach Kräften zu dienen.

Senhor, das entzückt mich! Sie werden also noch längere Zeit in Lisboa bleiben?

Dies hängt von Umständen ab.

Nun, Sie werden jedenfalls von der Gesellschaft Jesu hier auf's beßte empfangen werden, nach dem, was ich da höre, wie nach dem, was Sie heute für einen Jesuiten in Lebensgefahr, nämlich für mich, gethan; Senhor führen, ich sah es ganz gut, den Degen nicht nur wie ein ehrenfester Cavalier, sondern wie ein geübter und tapferer Soldat.

Czerny's Miene verdüsterte sich bei dieser Bemerkung für einen Augenblick; in ihm erwachte die Erinnerung und mit ihr sein noch nicht ganz erstorbenes Ehrgefühl.

Auch davon später, entgegnete er, einen Seufzer unterdrückend, und nun, Ehrwürden, von dem Wichtigsten.

Sprechen Sie, Senhor.

Was für ein Mann ist Pater Gabriel Malagrida? Sagen Sie mir von ihm alles was Sie sagen dürfen oder können und wollen.

Pater Joao leerte seinen vollen Becher in Einem Zuge.

Malagrida, sprach er dann mit feurigem Ausdruck, ist der Inbegriff alles menschlich Erhabenen und Heiligen; er steht so rein da, so zugängig jedem Forscherblicke vor aller Welt, daß nichts an ihm zu verhehlen ist, weil Alles ihn glorificirt. Für mich selbst ist er noch etwas Besonderes; Malagrida hat meine Seele gerettet, mich dem ewigen Verderben entrissen. Und dies, Senhor, ist mit wenigen Worten gesagt. Ich war, wie ich Ihnen im Magazin des Krämers flüchtig bemerkt, Soldat bis zu meinem vierundzwanzigsten Jahre. Mein Leben bis dahin war das zügelloseste, und ich weiß keine Leidenschaft, der ich nicht gefröhnt hätte. Nach dem Tode eines Jugendfreundes, der mit mir diente und den ich infolge eines Streites um einer geringfügigen Sache willen im

Zweikampf erſchlug, kam ich zur Beſinnung, will ſagen, zur Verzweiflung, und ich beſchloß, mit mir wie mit der ganzen Welt zerfallen, meinem unwürdigen Daſein durch Selbſtmord ein Ende zu machen. Zu dieſem Ende wollte ich etwas thun, was ich ſeit meinem fünfzehnten Jahre nicht mehr gethan hatte, ich wollte — zur Beichte gehen, und — ich ging. Es war dies ein Schritt von dem Flammenthore der Hölle zur glorieumfloſſenen Pforte des immer offenen, ſelbſt dem verworfenſten aber reuigen Sünder immer geöffneten Himmels; ich that dieſen Schritt und — war gerettet!

Pater Joao hielt hier, wie um ſich zu ſammeln, einen Augenblick inne und ſprach dann, von Czerny mit größter Aufmerkſamkeit, ja mit einer ſeltſamen Erregtheit betrachtet und beachtet, in gleich erhobenem Tone alſo weiter:

Es war Malagrida, dem ich Generalbeichte ablegte und der mich aufrichtete aus meiner Verſunkenheit und zu Gott erhob auf dem Pfade der Selbſterkenntniß, der Reue, der Buße. Dreißig Jahre älter als ich, jetzt ein Greis von bereits einundſiebenzig Jahren, iſt er noch heute ſo ſeelenſtark wie damals und ſeine Begeiſterung, von Thoren, Frevlern oder Stumpfſinnigen Fanatismus genannt, reißt noch heute alle empfänglichen Gemüter und Geiſter hin wie zu jener Zeit, da er aus ſeiner Geburtſtadt Turin als Miſſionär hierher nach Lisboa gekommen war, wo er durch ſeinen Sturmeseifer, durch ſeine glühende, überwältigende Beredſamkeit Alles ergriff und im Innerſten erſchütterte. Als ich ihm nahte, ſtand er bereits im glänzendſten Anſehen; es wollte alle Welt nur ihm beichten und ſelbſt den Mächtigſten galt ſein Wort als Orakel. Und von dieſem Heros der römiſch-katholiſchen Kirche erhoben und geleitet, trat ich in den Orden der Geſellſchaft Jeſu ein und blieb und bleibe dieſem ergeben mit Leib und Seele bis zum letzten meiner Tage, und ſchlöße dieſer auch mit dem qualvollſten Martirium.

Sie nannten, bemerkte Czerny, den Herzog von Aveiro die irdiſche Vorſehung Ihres Ordens, deſſen heftiger Gegner er doch geweſen.

Er galt bis vor kurzem für einen Jeſuitenfeind und auch — mit vollem Rechte, erwiderte Pater Joao, doch wägt er heute bereits einen Carvalho auf; noch halten ſich die Wagſchalen unſers Geſchickes gleich und die Entſcheidung wird nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. Unſer König Joſe iſt zum Sclaven Carvalho's herabgeſunken; Verſtand und Charakter des Königs ſind gleich ſchwach. In dieſem Gefühle ſeiner Schwäche, das ihn immer verfolgt und quält, ſuchte er auch immer Schutz bei einem Stärkeren, und ſo mußte denn ein Mann von ſolcher Kraft und Ausdauer wie Carvalho ihm nachgerade unentbehrlich werden. So ſchwach des Königs Geiſt, ſo ſtumpf iſt ſein Gemüt und ſeine Fantaſie; nichts hat für ihn Reiz als die Wolluſt, und ſelbſt für die Befriedigung dieſer benöthigt er des Schutzes, weil er ſeine Gemalin fürchtet, die ihn mit der heftigſten Eiferſucht unabläſſig verfolgt. Und Carvalho zeigte ſich als Meiſter in der Kunſt, einen ſolchen Schwächling unumſchränkt zu beherrſchen; er fröhnte ſeinem Hang und entzog ihm die Geſchäfte. Früher ſchon mächtig, ward er infolge ſeiner Thätigkeit bei und nach dem Erdbeben ſozuſagen allmächtig, und König Joſe, wie bemerkt, ſein Sclave. —

Carvalho haßt den Adel ebenſo wie den Clerus, nicht wahr?

Ja, Senhor, und er haßt jetzt auch das Volk, weil es zur Geiſtlichkeit hält. Er verfolgt die Jeſuiten, weil er ihren hohen Geiſt fürchtet, er demütigt den Adel, weil dieſer ihn als einen kleinadeligen Emporkömmling gedemütigt hat, denn war Carvalho's Mutter gleich eine Mendoza, ſo war ſein Vater doch nur Capitän aus der ärmeren Claſſe des Adels. Der perſönliche Haß zwiſchen ihm und dem Herzog von Aveiro hat auch perſönlichen Grund. Carvalho, ein ungeſtümer, tollkühner Raufer ſeiner Zeit, infolge

ſeiner zügelloſen Kraftäußerungen aus Lisboa verwieſen, nahm ſeinen Abſchied aus dem Kriegsdienſt und lebte mehre Jahre zurückgezogen auf dem Schloſſe Soure bei Coimbra, wo er geboren worden im Jahre 1699. Da ſchenkte ihm, dem eben ſo ſchönen als geiſtvollen und energiſchen Manne, Thereſe von Noronha Almada, eine reiche und reizende junge Witwe aus dem Hauſe Aveiro, ihre Liebe. Die hohen Verwandten wieſen Carvalho's Bewerbung um ihre Hand als eine Frechheit zurück; er aber, ſich darum nicht weiter bekümmernd, entführte die ſchöne Dame und ließ ſich mit ihr heimlich trauen und erwehrte ſich aller gegen ihn gezückten Dolche. Dies und der Umſtand, daß auch die Verwandten ſeiner Gattin, die Grafen von Arcos, ihn mit Zurückſetzung behandelten, regte ſeinen Ehrgeiz an, ſich emporzuſchwingen, und er ging an den Hof und wußte ſich da bald ſolches Anſehen zu verſchaffen, daß man ihm, dem vierzigjährigen Manne, den wichtigſten Geſandtſchaftpoſten, den nämlich in London, anvertraute, wo er über fünfzehn Jahre blieb. Nach dem Tode ſeiner Gemalin, die ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, vermälte er ſich mit einer jungen Gräfin von Daun. Obgleich vom unverſöhnlichen Haſſe des hohen Adels verfolgt, beherrſchte ſich Carvalho doch und ſchien der beſcheidenſte und frömmſte Weltmann am Hofe des verſtorbenen Königs. Nach dem Tode Johann's V. vor neun Jahren erhielt er von deſſen Nachfolger Joſe I. auf Empfehlung der Königin Witwe und ſeines Gönners, des Jeſuiten Morera, die von ihm längſt erſehnte Stelle eines Staatsſecretairs des Auswärtigen. Einmal da angelangt, warf er die Alles täuſchende Hülle ab und begann ſeine Verfolgungen gegen Adel und Kirche. Niemand von Erſtren empfand dieſe Verletzungen und Demütigungen vonſeite des immer mächtigeren Miniſters ſchmerzlicher als die Familien Aveiro und Tavora, die älteſten und erhabenſten Häuſer des portugieſiſchen Adels, welche ſich der Abſtam-

mung aus königlichem Blute zu rühmen haben. An der Spitze des erſtren Hauſes ſteht der Mann, zu welchem Sie, Senhor, Ihr Brief leitet, Dom Joſe Mascarenhas, Herzog von Aveiro, ein Verwandter des jetzigen Königs von Portugal.

Wie kam es, daß der Herzog ſo auffallend umſchlug und Ihren Orden jetzt zu ſtützen ſtrebt, nachdem er ihn früher angefeindet?

Auch dieſes gottſelige Werk, Senhor, hat Pater Malagrida vollbracht. Gleicht dasſelbe einem Wunder, ſo darf Sie dies nicht wundernehmen, da der heilige Mann wirkliche Wunder geübt und dadurch die hartnäckigſten Freigeiſter überzeugt und viele von ihnen bekehrt hat. Die Häuſer der Größten und Mächtigſten des ganzen Reiches ſtehen ihm offen, vor allen das der Familie Tavora. Die Marquiſe Mutter hegt unbegränztes Vertrauen zu ihm, er iſt ihr Beichtvater und ſie begeht unter ſeinen Augen die ſtrengſten geiſtlichen Exercitien. Es iſt ihm ſogar gelungen, die Familien Tavora und Aveiro zu verſöhnen, die bisher erklärte Feinde geweſen; und darum, Senhor, nenne ich den Herzog von Aveiro unſere irdiſche Vorſehung, da nunmehr, nach ſeiner Ausſöhnung mit Tavora und mit unſrem Orden durch Malagrida, bei dem ungeheueren Anhange, den der Herzog im Volke hat und bei ſeinem Einfluß auf Dom Pedro, den uns befreundeten Bruder und präſumtiven Nachfolger des Königs, von ihm Alles für die Kirche zu hoffen, ſowie gegentheilig, von Carvalho's Seite das Aeußerſte für uns zu befürchten iſt, falls er ſich noch durch ein paar Jahre in der Gunſt des Hofes behauptet, oder vielmehr in der des Königs allein, da ihn ſonſt alle Welt haßt und ſeinen Sturz wünſcht.

Ich will noch morgen, ſagte Czerny nach kurzer Pauſe, zu Pater Malagrida, und es wäre mir lieb, wenn Ehrwürden mich bei dem heiligen Manne introducirten.

Dies ſoll geſchehen, entgegnete der Mönch, ſofern es mir möglich ſein wird.

Was könnte dazwiſchentreten?

Was, Senhor? Carvalho's Waffengewalt. Morgen früh wird ganz Lisboa um meine öffentliche Predigt und ihre Folgen wiſſen, und man wird mich verfolgen.

Da Sie dies beſorgen —

Beſorgen? Nein; ich wußte es, bevor ich zum erſtenmal öffentlich gegen die Miniſter geſprochen, und floh ich heute, ſo geſchah es nur, um nicht in einem jener Winkel zu enden, ſondern mich einem Proceſſe auszuſetzen, der auf die Stimmung des Volkes zündend wirken kann, beſonders wenn er ein Auto da Fé für mich entflammt. Sagte ich, meine Tage ſind noch nicht gezählt, ſo ſchloß ich die Möglichkeit nicht aus, daß man mich verfolgen werde, denn ich habe, wie ſchon geſagt, dieſe Verfolgung abſichtlich provocirt. Genug; ich werde Sie zu Pater Malagrida führen, wenn es möglich. Er ſeinerſeit wird Sie, Senhor, zur Marquiſe von Tavora geleiten und zum Herzoge von Aveiro. —

Die Fluſchen waren nun geleert und Beide verlangte es nach Ruhe, die ſie auch allsbald in ihren guten Betten ſuchten und fanden.

Leider ſollte dieſe nicht lange währen.

Kurz nach Mitternacht — ſie hatten kaum zwei Stunden geſchlafen — ward Czerny, der im erſtren, auf den Corridor führenden Zimmer lag, durch ziemlich heftiges Pochen an die Thüre aufgeſchreckt.

Er hatte, ſeiner Reiſegewohnheit nach, die von ihm mitgebrachte Nachtlampe brennen laſſen, deren Schimmer das Gemach genügend erhellte.

Vom Soldatenleben her noch mit dem Alarmirtwerden vertraut, fuhr er haſtig auf und rieb ſich, wie man zu ſagen pflegt, den Schlaf aus den Augen.

Im ſelben Momente wiederholte ſich das Pochen ſchärfer und er vernahm Männerſtimmen.

Wer iſt da? Was ſoll dieſe nächtliche Störung? rief er aus.

Oeffnet, im Namen des Geſetzes! lautete die ſtark betonte Antwort, während ſich gleichzeitig Waffengeklirre hören ließ.

Alle Wetter, murmelte Czerny vor ſich hin, indem er aus dem Bette ſprang und ſeinen Schlafrock überwarf, da iſt nicht zu zögern!

Im nächſten Augenblick öffnete er die Thüre, und hereintrat ein Mann in der Officiersuniform der Inquiſitionwache, von welcher er ſechs Mann im Gefolge hatte, von denen auf ſein Commando zwei an der offenen Thüre neben dem einen Armleuchter tragenden Aufwärter und die übrigen im Corridor ſtehen blieben.

Gilt dieſer Beſuch mir? fragte Czerny mit mannhafter Faſſung den in die Mitte des Gemaches raſch vorſchreitenden Führer des kleinen, aber in ſeiner Eigenſchaft furchtbaren, weil unantaſtbaren Trupps.

Ihnen, Senhor, nur indirect, entgegnete der Officier höflichen Tones, indem Sie hier fremd ſind und ich Sie, wenigſtens vorderhand, nur um Ihre Legitimationpapiere zu erſuchen habe; direct gilt es —

Mir! ſcholl es mit kräftiger Stimme aus dem anſtoßenden Zimmer, deſſen Thüre offenſtand, und im ſelben Augenblicke trat über ihre Schwelle Pater Joao, der ſich unentkleidet auf ſein Lager geworfen und dieſes, aufgeſcheucht durch den Lärm, ſofort verlaſſen hatte.

Sie ſind der Jeſuit Pater Joao, ſagte, mehr als er fragte, der Officier, welchem Czerny unverweilt ſeinen Reiſepaß einhändigte.

Ich bin es, verſetzte der rieſige Mönch, deſſen funkelnder Blick die ganze Scene mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke über-

flog, einer Mischung von Kraftgefühl, von verachtender Schätzung der ihm entgegenstehenden Gewalt, und von innerem, geistigem Triumfe, ja von erhabener Selbstbeherrschung, Selbstdemütigung.

Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes, sprach der Führer fest.

Und ich folge Ihnen, entgegnete Pater Joao mit hohem Ernste, im Namen des Gesetzes, das Gott mir in's Herz geschrieben.

So sprechend, drückte er Czerny die Hand zum Abschiede und verließ, sofort von der Wache in die Mitte genommen, das Zimmer.

Bedauern, sagte sich Czerny, die Thüre wieder abschließend und sich entkleidend — kann ich diesen enragirten Mönch nicht, erstens nicht, weil er es selbst wollte, und zweitens nicht, weil er unnützes Blutvergießen hervorgerufen; übrigens ist das ein tüchtiger Mann, der aus innerem Drang handelt und der, entkommt er den Klauen der Inquisition, vielleicht noch eine große Rolle zu spielen ganz das Zeug hat.

Also raisonnirend und sich über das Erlebte sogar gratulirend, streckte sich unser weltlicher Mitarbeiter der „Gesellschaft" gemächlich auf seinem Lager aus und verfiel alsbald wieder in Schlaf, dessen Festigkeit und Ruhe nichts weiter zu wünschen übrig ließ und der bis zum hellen Tage anhielt. . . .

Fünfzehntes Kapitel.

Interessante Besuche.

Es war in der zehnten Stunde des auf diese abenteuerliche Nacht folgenden Morgens, als Czerny nach sorgfältig gemachter Toilette und nach Beendigung seines nicht minder wählerischen Frühstücks sich anschickte, den Gasthof bis zum Abende zu verlassen, um in der Zwischenzeit Besuche zu machen, sich nämlich seiner Auftrags- und bezüglichen Empfehlungbriefe zu entledigen, und vielleicht auch bei seinem Bankier zu speisen.

Er hatte aber noch nicht die Hand auf die Thürklinke gelegt, als diese, ohne daß angeklopft worden, sich drehte, die Thüre aufging und ein ältlicher Mann in's Zimmer trat, dessen ganzem Wesen Herr Czerny es auf den ersten Blick ansah, daß er es mit einer Gerichtsperson zu thun habe.

Es verhielt sich auch so: dieser Mann war ein Amtsdiener aus dem Inquisitionpalaste, der, nach einem wenig glücklichen Versuche, den Namen Procopius Schwarzrock auszusprechen, dem Inhaber desselben ein mit amtlichem Siegel geschlossenes Packet einhändigte, sich die richtige Zustellung in einem mitgebrachten Buche bestätigen ließ und dann wieder seiner Wege ging, wie er gekommen war, nämlich tiefernst wie weiland ein Mitglied der heiligen Vehme unheiligen Gedenkens.

Daß dieser Mann der hochlöblichen Inquisition angehörte, hatte Czerny zwar nicht errathen, doch ersah er dies aus dem Inhalte des ihm behändigten Packets, das er nun unverweilt öffnete, bei welcher rasch vollführten Arbeit ihm die Menschlichkeit widerfuhr, erhöhtes Herzklopfen zu verspüren.

Das Paket umfaßte ſeinen Reiſepaß und eine in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Zuſchrift, die er in aller Haſt durchlas und die alſo lautete:

„Indem Ihnen hiermit Ihr in guter Ordnung befindlicher Reiſepaß zurückgeſtellt wird, kann man nicht umhin, Sie auf die unausbleiblichen Folgen aufmerkſam zu machen, denen Sie ſich ausſetzen würden, wenn Sie wiederholt Anlaß nähmen, gegen die Organe der Sicherheit oder der Execution eigenmächtig aufzutreten, und haben Sie die Milde dieſer Weiſung nur dem Umſtande zu danken, daß man, obgleich Unkenntniß beſtehender Geſetze und Verordnungen nicht entſchuldigt, Ihr Unvertrautſein mit den Zuſtänden Portugals überhaupt und dieſer Stadt insbeſondere in huldvolle Berückſichtigung zieht; womit jedoch gleichzeitig auch geſagt ſein ſoll, daß man für die ganze Dauer Ihres Aufenthaltes in Liſſabon Sie ſcharf im Auge behalten, jeden Ihrer Schritte überwachen und Sie danach, wie man erwartet, günſtig beurtheilen, oder, veranlaſſen Sie es, ſtreng verurtheilen werde.“

Czerny las dieſe Weiſung drei — viermal nacheinander, und ſie mißfiel ihm bei jedesmaliger Wiederholung noch mehr als bei der erſten Leſung.

Endlich mit der fatalen Lectüre fertig, ſteckte er Paß und Schrift zu ſich, ſtülpte ſich ſein Hütchen keck auf das linke Ohr, machte eine Pirouette und verließ den Gaſthof, Folgendes in in ſeinem wolfriſirten Haupte wälzend:

Die Sache wird intereſſanter, als dir lieb ſein kann, mein lieber Herr von Schwarzrock. Jetzt haſt du zwei Inſtructionen ſtatt einer, und dieſe zwei Inſtrumente ſind ſich ſo ähnlich wie eine Trompete und eine Flöte; man kann nach beiden marſchiren, weil man auf beiden einen Marſch blaſen kann, das iſt wahr,

aber es handelt ſich um Tempo und Richtung. Zunächſt haſt du etwas gelernt, wovon du bisher keine Vorſtellung hatteſt, daß nämlich die Inquiſition und der Clerus, wenigſtens der jeſuitiſche, nicht Hand in Hand, ſondern ganz verſchiedene Wege gehen. Es ſcheint ſogar, daß Herr von Carvalho mit der Inquiſition gemeinſchaftliches Spiel gegen die Jeſuiten macht. Du nun ſollſt dieſen dienen. Gleich dein erſter Dienſt aber hat dir vonſeite des furchtbaren, allwiſſenden Gerichtes eine Weiſung zugezogen, die eine große Familienähnlichkeit mit einer Drohung hat. Wie ich dich kenne, wirſt du dir ſo etwas nicht zweimal ſagen laſſen. Ueberwacht auf jedem deiner Schritte, kannſt du zwar recht angenehm ſpazieren gehen, Theater und ſonſtige Luſtbarkeiten frequentiren, aber mußt gewärtig ſein, daß man deine Beſuche bei den hohen Cavalieren und bei den Jeſuiten mit ſcheelen Augen betrachten werde. Vor Allem ſpeiſeſt du heute bei Herrn Perez und machſt deinen Credit in ausgiebigem Maße geltend; denn, was man hat, das hat man, und, geht die Jeſuitengeſchichte in Brüche, ſo biſt du im Beſitze einer Summe, von der ſich ſchon eine gute Weile gut leben läßt. Haſt du das Geld in der Taſche, ſo ſchreibſt du an Conte Montalto und holſt dir nähere Inſtruction ein. Aber du mußt erſt die Herren Jeſuiten fragen, auf welchem Wege dein Brief ganz geſichert in ſeine Hände gelangen dürfte, denn du haſt Grund zu zweifeln, daß die Inquiſition großen Reſpect vor dem Briefgeheimniſſe habe, während andrerſeit der Witz der Jeſuiten zuverläſſig Mittel findet und bereits kennt, miteinander gefahrlos zu verkehren. Vielleicht wäre es gut, wenn du dem heiligen Vater Gabriel Malagrida inſinuirteſt, dich dem Marquis von Tavora zu einer Sendung nach Goa in Oſtindien oder dem Herzog von Aveiro zu einer Partie nach Braſilien zu empfehlen; du kämeſt ſo der liebenswürdigen Liſſaboner Inquiſition auf längere Zeit aus den Augen, lernteſt die jeſuitiſchen Zuſtände jenſeit des

Oceans kennen und dürfteſt ſpäter hierher zurückkehren, ohne dich blosgeſtellt zu haben. . . .

Dies und Aehnliches erwägend, begab ſich Czerny zum Bankier Perez.

Sein Gedanke an eine überſeeiſche Reiſe, die er Herrn Perez als eine ausgemachte Sache darſtellte, deren Nothwendigkeit ſich, wie er ſagte, inzwiſchen ergeben habe, erwies ſich ſofern als ein glücklicher, da Herr Perez ihm ſofort einen Betrag von zweitauſend Dublonen auszahlen ließ und überdies noch Creditbriefe für Braſilien oder Oſtindien anbot.

Czerny entfernte ſich mit der Einladung des Bankiers und der Zuſage ſeinerſeit, ſich um Fünf Uhr zum Familiendiner bei ihm einzufinden.

Von da fuhr er, äußerſt zufrieden mit dem Erfolge ſeines erſten Beſuches, nach dem von Perez ihm bezeichneten Profeßhauſe, das dem Pater Malagrida zum Aufenthalte diente.

Er war auch hier ſo glücklich, den berühmten und ihm ſelbſt ſo wichtigen Mann zuhauſe und zu ſeinem Empfange geneigt zu finden.

Das ganze Profeßhaus athmete Ordnung und Frieden; die Gemache, welche Malagrida bewohnte, ein Zimmer und ein Schlafcabinet, wieſen ſich in höchſter Reinlichkeit, aber auch in äußerſter Einfachheit der Ausſtattung; es war eben die Wohnung eines Mannes, der eine richtige Schätzung alles Irdiſchen, einen unabwendbaren Blick für das Ueberirdiſche hatte.

Und wie die Wohnung, ſo der Bewohner.

Pater Malagrida, wie ſchon geſagt, ein Greis von einundſiebenzig Jahren, hatte ein ehrfurchtgebietendes und doch zugleich menſchenfreundliches Ausſehen und war, für ſein Alter, von ſtaunenswerther Kraft und Haltung.

Er empfing den mit einer gewiſſen Befangenheit Eintretenden ſtehend, in einfacher ſchwarzer Soutane, ein ſchwarzes Sammetkäppchen auf dem etwas kahlen Scheitel, von welchem rings um das edelgeformte, nur wenig geſenkte Haupt lange ſchneeweiße Locken auf den Nacken niederwallten, ein hageres, aber wolgebildetes und höchſt ausdrucksvolles Antlitz umrahmend, dem der Blick aus großen dunklen Augen, wie ſchon geſagt, etwas verlieh, das Verehrung gebot und gleichzeitig Zutrauen einflößte: wie man die Weisheit perſonificiren möchte, die, gleich der Herbſt- und Winterſonne, alle Gegenſtände in ſcharfen Umriſſen erſcheinen und uns zugleich ihre milden Strahlen aufſuchen macht.

Die edle, über das gewöhnliche Maß hinausragende Geſtalt, der hohe Blick und der ſchöne, noch markige Ton der Stimme, womit Pater Malagrida ſeinen Beſuch willkommen hieß, entſprachen vollſtändig dem Bilde, welches Czerny nach Pater Joao's begeiſterter Schilderung von dieſem merkwürdigen Manne ſich entworfen hatte; ja, er fühlte, trotz aller ihm noch anhängenden Leichtfertigkeit in Auffaſſung der Dinge, eine gewiſſe Befangenheit, man könnte ſagen, jenen Luftdruck, der von der Majeſtät auszugehen pflegt, den wir, zum erſtenmal gegenüber gekrönten Häuptern oder den Fürſten der Kunſt und Wiſſenſchaft, in unſrem ganzen Weſen empfinden, in Annahme, daß wir Menſchen ſind und nicht incarnirte Begriffe in der Art eines Marquis Poſa, den das erſtmalige Gegenüber Filipps II. nicht im mindeſten genirte.

Unſer abenteuernder Exhauptmann überreichte nun nach ehrerbietiger Verbeugung ſeinen Brief und ließ ſich Pater Malagrida's Einladung zufolge mit und neben ihm auf einem ſehr einfachen mit ſchwarzem Corduan überzogenen Canapee nieder.

Er ſuchte, während der geiſtliche Herr den ſofort geöffneten Brief durchlas, den ihm ſelbſt gänzlich unbekannten Inhalt dieſes, wie er annehmen konnte, ihn beſtens empfehlenden Schreibens

aus der Miene des mit unbewaffneten Augen Lesenden zu entziffern; hatte aber hierin, wie er alsbald sah, die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn er sah eben nichts; die mildernste Miene des Greises, besser gesagt, des Mannes im Greisenalter, veränderte sich nicht, verrieth also auch nicht das Geringste von dem Eindrucke, welchen die Lesung des Briefes auf ihn hervorbrachte.

Signor, begann jetzt zu Czerny's angenehmer Ueberraschung Malagrida im reinsten Italienisch festen, gemessenen, doch nicht strengen Tones, wir werden uns fortan der italienischen Sprache bedienen, da sie Ihnen geläufiger als die portugiesische ist und die ich, als meine Muttersprache, so sehr liebe; und so heiße ich Sie denn in diesem schönsten Idiome der Welt in Lisboa, als einer der schönsten Städte der Erde, willkommen.

Eine Schönheit — erlaubte sich Czerny, bereits ganz gesammelt, tadellos italienisch zu bemerken —, welche leider nicht hindert, sehr häßliche Scenen hier zu erleben, wie es zum Beispiele mir gleich am ersten Tage begegnet, nämlich gestern.

Was ist Ihnen widerfahren? fragte Malagrida ruhig.

Czerny begann zu erzählen und theilte dem ehrwürdigen Jesuiten, von diesem nur selten und immer nur mäßig unterbrochen, alles vom ersten bis zum gegenwärtigen Augenblicke seines Aufenthaltes in Lissabon Erlebte mit, ohne jedoch des, wie er glaubte, überflüssigen Umstandes zu erwähnen, daß er seinen Credit im Hause Perez bereits effectuirt und das Geld in der Tasche habe.

Mit seiner Erzählung fertig, staunte er jetzt mehr noch als während derselben über die Ruhe seines Zuhörers und es erschient ihm als ganz unbegreiflich, wie dieser Mann jemals habe begeister sein und begeistern, durch, wie man von ihm sagte, feurige, stürmische Beredsamkeit hinreißen können; er staunte jetzt noch mehr, bemerken wir, da Pater Malagrida am Schlusse der Erzählung sich mit vollkommener Ruhe also vernehmen ließ:

Pater Joao, um deſſen Verhaftung ich bereits ſeit mehren Stunden weiß, iſt wegen ſeines übertriebenen und eigenmächtigen Eifers für die allerdings gute Sache zu wiederholtenmalen der Kloſterſtrafe unterzogen worden, und man könnte ihn jetzt der ganzen Strenge der Inquiſition überlaſſen, wenn er nicht aus Ueberzeugung, ſeinem inneren Drange nach gehandelt hätte, wie er gehandelt hat; er iſt ein ſchädlicher Eiferer, aber ſein Eifer kommt aus der Seele. Dies berückſichtigend, werde ich noch heute Schritte zu ſeiner Befreiung thun.

Daß Sie es waren, Signor, ſprach er nach kurzem Schweigen in gleich ruhigem Tone weiter, der ihn bei ſich aufgenommen, ja, der ihm vielleicht das Leben gerettet, dient, gleich dieſem Schreiben aus Wien, zu Ihren Gunſten; daß aber auch Sie der Mäßigung bedürfen, Signor, ſage ich Ihnen ebenſo unverhohlen wie die Warnungſchrift des Gerichtes.

Dieſe Anſicht von mir, ſagte ſich Czerny, paßt ganz zu meinem Plane; ſchweigen wir noch vorderhand und hören weiter.

Und Pater Malagrida kam, nach abermaliger kleiner Pauſe, ſeinem diesfälligen Wunſche auf halbem Wege entgegen, indem er alſo fortfuhr:

Gelingt es mir, Pater Joao der Inquiſition zu entziehen, ſo werde ich dafür ſorgen, daß er Liſſabon unverweilt verläßt und dort ſeinen Aufenthalt nimmt, wo ſein religiöſer Eifer nutzen kann; er ſoll längere Zeit in Braſilien weilen. Ihnen aber, Signor, würde ich rathen, ſich gleichfalls auf einige Zeit nach Oporto zu begeben, wo ſie einerſeit wie hier Gelegenheit finden würden, die Verhältniſſe zu ſtudiren und andrerſeit auch der portugieſiſchen Sprache mächtig zu werden, was unerläßlich iſt, wenn Sie Ihrem Berufe als getreuer Berichterſtatter genügen ſollen. Zu dieſem Ende würde ich Sie einigen Freunden unſres Ordens daſelbſt empfehlen und Ihnen den Weg bezeichnen, auf welchem Sie Ihre

Briefe nach Wien, Rom und hierher an mich ohne Gefahr gelangen laſſen könnten; doch habe ich Ihnen hierin eben nur zu rathen, nicht zu gebieten.

Heiliger Vater, entgegnete Czerny raſch, Ihr gütiger Rath entſpricht ſo ganz meiner eigenen Anſicht von der Lage der Dinge, daß ich Ihnen nur danken kann; ich will, ſobald Sie es für geeignet halten, Liſſabon mit Oporto vertauſchen.

Je eher dies geſchieht, deſto beſſer für Sie, ſagte Pater Malagrida; meine Briefe dahin können Sie noch morgen in Empfang nehmen, ſowie ich Ihnen alle an Sie von Wien oder Rom einlaufenden Briefe zugehen machen will, da dieſelben ohnedies nicht direct an Sie, ſondern nach getroffener Uebereinkunft auf beſonderem Wege an mich gelangen werden. Ich erwarte Sie demnach, Signor, morgen, etwa um dieſe Stunde, bei mir.

Und ich werde mir die Ehre geben, pünctlich zu erſcheinen, verſetzte Czerny und empfahl ſich in geziemender Weiſe.

So ſo! ſagte er ſich auf dem Rückwege nach ſeinem Gaſthofe, die Briefe kommen nur indirect an dich; du bewegſt dich alſo ziemlich wie eine Marionette, die man mittels feiner Drähte oben und unten zieht, ſtehen und gehen macht nach Belieben deſſen oder derer, welche die Farce oder das Schauerſtück darzuſtellen und für die Puppe ſelbſt das Wort zu führen haben; ſo ſo! Nu, was ſchadet's? Und dann, iſt's denn im ganzen lieben Leben viel anders? Gängelt nicht Eins das Andere? Wer iſt denn wirklich ſelbſtſtändig? Sogar das Höchſte im Staatsleben, das Geſetz, unterliegt bisweilen der Deutung und oft der Nothwendigkeit der Abänderung. Alſo, nicht zu ſcrupulös, Freund, und vorwärts, bis man Chamade ſchlägt! . . .

In ſeinem Gaſthofe wieder, machte ſich Czerny, der Elaſtiſche, an ſein Tagebuch, worin er ſeine Gedanken über das Jeſuitenthum und deſſen Verhältniß zur Inquiſition wie zur Regierung ſelbſt

fixirte; Bemerkungen, denen es nicht an gesundem Menschenverstande fehlte und deren manche sogar ungewöhnlichen Scharfsinn kundgaben.

Aus allen diesen Randglossen im Buche seines Missionlebens in Portugal wollte er zeitweise seine Ideen für die Briefe an Montalto — Hochberg recrutiren; eine Schriftstellerei, die ihn amüsirte und zugleich förderte.

Einige Stunden verstrichen ihm so ganz rasch.

Noch angenehmer brachte er die Stunden von Fünf bis Sieben im Hause *seines* Bankiers hin.

Die Damen Perez, Frau und Tochter, sprachen sehr gut französisch und, was die Hauptsache in jeder Conversation, sprachen gerne.

Sie waren so artig, ihr Bedauern darüber auszudrücken, daß „Monsieur le conseiller" zwischen sich und Lissabon den Ocean lassen wolle, und sprachen dann in herzlichster Weise ihre Freude aus, als der Herr Comptabilitätrath äußerte, daß er vorläufig nur nach Oporto sich begeben und höchst wahrscheinlich schon nach kurzem Verweilen daselbst in Lissabon wieder eintreffen werde, das ihm ganz außerordentlich gefalle, besonders von dem schönen Augenblicke an, da ihm die Ehre und das Vergnügen zutheilgeworden, zwei der liebenswürdigsten Damen kennen zu lernen, die ihm je sein günstiger Stern in den Gesichtskreis gebracht.

Dieses Compliment, wie emfatisch dasselbe auch klang und das von den Empfängerinen mit graziösem Lächeln entgegen genommen wurde, hatte eine gewisse Berechtigung in sich; denn Senhora Perez, obgleich bereits eine Frau von vierzig Jahren, war eine wirklich schöne und gebildete Dame, während ihre Tochter, ihr einziges Kind, ein trefflich erzogenes Mädchen von noch nicht völlig siebenzehn Jahren, Namens *Isabella*, sich im ganzen Reize der südlichen Jugendschönheit wies; sage, der südlichen, die statt

der Roſen auf den Wangen jenen eigenthümlichen Farbenton hat, der zwiſchen mattem Wachsgelb und Olivengrün die eben ſo ſchwer zu malende als in ihrer Wirkung bezaubernde, man möchte ſagen, träumeriſche Mitte hält; eine Wirkung, die ſich durch die Gagatſchwärze und den Glanz des großen geſättigten Auges wie des reichen Haares, der langen ſeidenen Wimpern und der ebenſo fein als kühn gezogenen Brauen, wie es bei Iſabella Perez der Fall war, bedeutend ſteigert.

Die körperliche Haltung beider, nicht ſehr hoch aber ganz ebenmäßig gebauten und reizend geformten Damen verrieth den ſpaniſchen Urſprung. — Senhora Perez war eine geborne Caſtilianerin und ihr Gatte ein Arragonier —; die geiſtige dagegen zeigte franzöſiſchen Schliff, denn ſchon zu jener Zeit übte Paris ſeinen, heutzutage nachgerade überwältigenden, Einfluß auf das geſellige Leben in den höheren Ständen, ſodaß vom Nationaltipus, wenigſtens im Aeußern, kaum mehr als eine leiſe Spur übrigblieb.

Herrn Czerny fehlte es nicht an Beobachtunggeiſt, und ſo konnte es ihm denn auch nicht entgehen, daß er günſtigen Eindruck hervorbrachte.

Damit ſowie mit der äußerſt artig ertheilten Erlaubniß, aus Oporto zeitweiſe von ſich hören laſſen zu dürfen, verabſchiedete er ſich auf — möglichſt baldiges Wiederſehen im ſchönen Liſſabon.

Seine Stärke, wie wir ihn nun ſchon kennen, beſtand in der Selbſtſchau, in der Reflexion, im Monologe.

Während der Rückfahrt hielt er folgenden:

Deiner Inſtruction nach ſollſt du, wenigſtens vorderhand, deine Hand nicht vergeben, höchſtens dein Herz; Conte Montalto will von verheirateten jeſuitiſchen Coadjutoren oder Collaboratoren nichts wiſſen. Schade, ſehr ſchade! Fräulein Perez wäre ſorecht

eine Partie für dich: ſchön, jung und reich, von den ſonſtigen Vorzügen gar nicht zu ſprechen. Ohne ein Geck zu ſein, kannſt du annehmen, daß du gefallen haſt, ſogar dem Alten, und die Sache wäre zu machen. Allein — aber! Die verwünſchten Aber! Du ſollſt nicht heiraten; dies ſteht feſt, es iſt dein elftes Gebot. Du ſollſt nicht; alſo? Alſo thuſt du es auch nicht, wenigſtens nicht ſogleich. Nur wollen wir den reizenden Gegenſtand auch nicht aus den Augen verlieren, denn — wer weiß, was bald geſchieht. Die ganze Jeſuitengeſchichte ſcheint mir ſchief zu gehen. Wir wollen uns an ein feſtſtehendes Haus anlehnen, an das ſolide Haus Perez; dies bleibt vielleicht aufrecht, wann Vieles umher in Trümmer ſinkt. Alſo klug! Vorläufig bin ich mit mir zufrieden. —

Sechszehntes Kapitel.

Czerny orientirt ſich.

Am darauffolgenden Morgen fand ſich Czerny rechtzeitig bei Pater Malagrida ein und übergab demſelben ſeine von Wien mitgebrachten Briefe an die Jeſuiten Souza und Matos mit der Bitte, dieſelben an ihre Adreſſen gelangen zu laſſen.

Die zwei anderen Schreiben, an den Herzog von Aveiro und an den Marquis von Tavora behielt er ſich vor gelegentlich ſelbſt zu überreichen.

Malagrida händigte ihm dagegen zwei Briefe ein, die zu ſeiner Empfehlung in Oporto dienen ſollten.

Dabei ließ er ſich alſo vernehmen:

Signor werden in dieſer wichtigen Handelsſtadt Gelegenheit finden, ſich um den Orden verdient zu machen, ohne dadurch ſich

ſelbſt zu gefährden. Zu dieſem Zwecke erſcheint es mir als nothwendig, Ihnen einige Aufſchlüſſe über die Zuſtände und Verhältniſſe der zweiten Stadt von Portugal zu geben.

Es war bald nach dem furchtbaren Erdbeben, da der König zum Beweiſe ſeiner Zufriedenheit und Dankbarkeit Carvalho mit der, früher von Dom Pedro de Motta bekleideten Stelle des erſten Staatsſecretärs betraute, welche die Autorität eines Premierminiſters in ſich ſchließt. Von da ab beſetzte Carvalho, nebenher auch zum Range eines Grafen von Oeyras erhoben, die übrigen Miniſterpoſten völlig nach eigenem Belieben und regierte überhaupt unumſchränkt. Strenge, äußerſte Strenge war und iſt noch ſein Siſtem. Wie läſtig nun und ungerecht dieſe Strenge in mancher Beziehung iſt, ſo erwies ſie in einer Sache ſich doch als nützlich für die Staatsökonomie. Ich meine den Weinhandel, von welchem die nördlichen Provinzen des Reiches zum größten Theile ihren Unterhalt ziehen und der bis dahin ausſchließend in den Händen der Engländer war. Dieſe kauften nicht nur zu Oporto den Wein im Ganzen auf, ſondern hielten auch ihre Makler auf dem Lande, die den Weinbauern ihren jährlichen Vorrath zu geringen Preiſen abnahmen, da ihnen von keiner Seite Concurrenz gemacht wurde. Um den Engländern dieſes angemaßte Monopol zu entreißen, gründete Carvalho eine Weinhandelscompagnie zu Oporto, die allein die heimiſchen Weine aufkaufen und ausführen ſollte, um nicht nur durch einen freieren Abſatz an fremde Nationen, beſonders an die Holländer, die geſunkenen Preiſe zum Beſten der Producenten zu ſteigern, ſondern auch den Speditionvortheil für inländiſche Theilnehmer zu gewinnen.

Mit dieſer Maßregel, fuhr Pater Malagrida nach kurzer Pauſe, während welcher Czerny nicht wenig über dieſes heiligen Mannes irdiſche Geſchäftskenntniſſe ſtaunte, in ſeiner Mittheilung fort, waren natürlicherweiſe die brittiſchen Handelsleute nichts weniger

als zufrieden. Um nun dem gewaltigen Minister entgegen zu arbeiten, wiegelten sie durch ihren Anhang eine Masse Menschen aus den unteren Classen, die bisher ihren Unterhalt durch sie gefunden hatten, die Weingärtner besonders auf, indem sie ihnen vorstellten, daß sie früher ihren Wein an wen und zu welchem Preise sie gewollt verkaufen konnten, jetzt aber gezwungen seien, ihn den Monopolisten um einen diesen beliebigen Preis zu überlassen. Darüber entstand nun allgemeines Murren. Bald strömten die Landleute massenhaft nach Oporto und der Aufruhr war fertig. Das Volk, zur Wuth entflammt, rottete sich vor dem Hause des Stadtrichters, der krank daniederlag, zwang ihn das Bett zu verlassen und nahm ihn in seine Mitte. Wie in einer Procession trug man ihn auf einem Sessel durch die Stadt und zwang ihn, gegen die Handelsgesellschaft laut zu protestiren und den Gouverneur zur Freigebung des Weinhandels zu vermögen. Der Stadtrichter gehorchte und man trug ihn wieder in seine Wohnung zurück, dies unter lautem Jubel mit dem Geschrei: Wir haben unsere Freiheit wieder!

Dieser Scene folgten Getümmel, Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten. Der Pöbel stürmte das Haus des Compagnie-Directors, plünderte und verwüstete dasselbe. Der Commandant der Besatzung ließ zwei Bataillone gegen das Volk anrücken, diese aber, von einem Steinhagel empfangen, zogen sich zurück.

Nun entsandte Carvalho von hier aus ein Regiment Cavallerie und zwei Infanterie-Regimenter nach Oporto, übergab dem Anführer dieser Truppe zugleich die oberste politische Gewalt und befahl ihm, die Schuldigen auf's strengste zu bestrafen.

Allen Einwohnern, ohne Ausnahme, ward auferlegt, die drei Regimenter bis auf weitere Ordre zu unterhalten; die Stadtprocuratoren und die Vorstände der Zünfte, welche Mitglieder des Senates waren, wurden für immer abgeschafft; der Stadt-

richter endlich ward mit einem Strick am Halse vom Henker durch die Straßen geschleppt. Ueber dreihundert Personen wurden in den Johannesthurm und in andere Gefängnisse geworfen und von denselben achtzehn zum Tode, sechsundzwanzig zu den Galeeren und neunzig zur Landesverweisung verurtheilt. . . .

Welche furchtbare Strenge! rief hier Czerny unwillkürlich aus; dieser Carvalho ist ein Tirann!

Pater Malagrida nickte ihm mit einem vielsagenden Blicke zu und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

Die allgemeine Klage über seine Tirannei ward durch diesen Justizact nicht unterdrückt, wie er angenommen hatte, im Gegentheile erhielt dadurch die Unzufriedenheit und der Haß nur neuen Stoff, so daß Carvalho sich veranlaßt sah, einen Preis von zwanzigtausend Cruſaden auf die Denunciation seiner Gegner und Tadler der Regierung zu setzen. Damit noch nicht zufrieden, richtete er seinen Ingrimm gegen den Orden der Jesuiten, uns beschuldigend des Einflusses auf jene Bewegung in Oporto sowie überhaupt auf die Dinge in Portugal. Der König, von Jesuiten erzogen, liebte und ehrte uns, sein Beichtvater war ein Jesuit, die ganze königliche Familie hatte Jesuiten zu Lehrern und Seelenräthen. Carvalho nun, befürchtend, durch uns allmälig seinen Einfluß zu verlieren, da wir freien Zutritt bei Hofe hatten, faßte den Plan, uns von da für immer zu verdrängen. Demnach wollte er uns in den Augen des Königs sowol als in denen des Volkes verdächtigen, und es gelang ihm auch, Erſtrem uns als gefährliche Menschen darzustellen und so das Mißtrauen des furchtsamen Monarchen gegen uns zu richten, während er gleichzeitig eine Druckschrift im Publicum verbreiten ließ, in welcher, um auch dieses gegen uns einzunehmen, vom Staate und Kriege am Uruguayflusse unwahre Nachricht gegeben wurde. So lasen die Leute denn mit nicht geringem Erstaunen von einem beträchtlichen Staate,

welchen die Jesuiten unter dem Titel von Missionen in America gegründet hätten, von einem Beherrscher desselben aus ihrem Orden, von Leibeigenschaft, von einem starken Kriegsheere, das sie nach europäischer Weise organisirt und selbst zur Schlacht geführt, und ähnliche Dinge in der übertreibendsten Darstellung des Sachverhaltes. Diese Schrift wurde officiell an die fremden Minister ausgetheilt und selbst Seiner Heiligkeit dem Papste sowie dem ganzen Cardinalcollegium in Rom überreicht.

Und was that der Orden dagegen? erlaubte sich Czerny zu fragen.

Wir erklärten, sagte Malagrida, voll gerechten Unwillens diese Schrift für eitel Trug und Verleumdung und ließen sie in Paraguay selbst fiscalisch untersuchen und für ein schändliches Libell erklären; auch bewirkten wir, daß sie in Spanien auf Befehl der Regierung öffentlich verbrannt wurde.

Indessen, wie von jeder Verleumdung, blieb auch von dieser, trotz aller Widerlegung, etwas hangen, und dies genügte, unsres Königs einmal geweckten Mißtrauen gegen uns wach zu halten. So geschah es, daß wir im September vorigen Jahres plötzlich vom Hofe verwiesen und in unsre Collegien gebannt wurden. Carvalho ging noch weiter. Mittels seines Gesandten in Rom seinen ganzen Einfluß auf den Papst benutzend, bestimmte er diesen, den der Cardinal Passionei, unser Feind, hierin leitete, ein Breve an den Cardinal Saldanha in Lissabon zu unterzeichnen, das dem König und seinem Minister entsprach. Durch dieses Breve ist gegenwärtig Saldanha apostolischer Visitator und Reformator unsers Ordens und er hat uns bereits diese seine Aufgabe communicirt, die darin besteht, im ganzen Bereiche der portugiesischen Herrschaft von hier bis nach Ostindien alle Profeßhäuser, Collegien, Noviziate, Kirchen, Missionen und Factoreien, auch alle Superioren, Rectoren und Collaboratoren, überhaupt alles in Verfassung,

Sitten und Gebräuche des Jesuitenordens Einschlägige auf's strengste zu untersuchen und nach Befinden zu ändern oder erneuen und widerrufen, den Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, wo er verloren gegangen, wiederherzustellen, nöthigenfalls alle Rectoren und andere Vorgesetzte und Mitglieder der Gesellschaft zu dislociren und die Ungehorsamen zu bestrafen, Ordensgeheimnisse endlich unter seinem Siegel unmittelbar an Seine Heiligkeit gelangen zu lassen.

Um nun Ihnen, Signor, — fuhr Pater Malagrida nach einigem Schweigen mit ernster Betonung fort — Ihre Stellung in Oporto ganz klar zu machen, habe ich Ihnen noch dies zu sagen: Saldanha, im Einverständniß mit Carvalho, hat vor wenigen Tagen bereits unsrem Orden den Handel mit Waaren aus Asien und America untersagt, sowol hier wie zu Oporto, und hat uns, unter Androhung des Bannes, befohlen, sofort eine genaue Karte von allen unseren Ländereien und Gütern, eine Consignation aller unsrer Capitalien, alle Schlüssel zu unsren Magazinen am Hafen, ein pünctliches Verzeichniß aller darin aufgespeicherten Waaren und Güter nebst den Handelsbüchern und der Angabe aller von uns circulirenden Wechselbriefe ihm einzuhändigen, während in Brasilien und Ostindien dasselbe geschehen solle. Für diesen tirannischen Vorgang gegen uns hat der Hof dem Cardinal Saldanha, wie ich weiß, die Würde eines Patriarchen von Lissabon in Aussicht gestellt. Gleichzeitig ward uns alles Predigen und Beichtehören untersagt, um uns völlig unwirksam zu machen. Somit, Signor, haben Sie vorläufig ein Regulativ für Ihr Benehmen in Oporto. Seien Sie vorsichtig!

Ich werde es sein, sagte Czerny; und wie steht es um Pater Joao?

Der unkluge Mann, erwiderte Malagrida, wäre, ohne mein rechtzeitiges Einschreiten, verloren gewesen; in diesem Augenblicke ist er bereits zur See, auf dem Wege nach America.

O Signor Carvalho, fügte er wie in einer Anwandlung von Selbſtvergeſſenheit leuchtenden Blickes und mit plötzlich veränderter, gewaltig tönender Stimme hinzu, ich bin noch da, ich, Gabriel Malagrida!

Ah, dachte ſich Czerny mit freudigem Erſtaunen, jetzt regt ſich der Löwe, und wehe Jedem, nach welchem ſein furchtbarer Sprung ſich richtet! . . .

Wenn ich Sie, heiliger Vater, nicht ſtöre, ſagte er nach kurzer Pauſe, ſo möchte ich wol bitten, mich wiſſen zu laſſen, wie es ſich eigentlich mit dem ſogenannten Jeſuitenſtaate in America verhält, denn es intereſſirt mich dieſer Gegenſtand in hohem Grade.

Sie müſſen ſogar darum wiſſen, verſetzte Malagrida wieder anſcheinend ruhig und fuhr alſo fort:

Die portugieſiſche Colonie San Sagramento am öſtlichen Ufer des Rio de la Plata, nicht weit von ſeiner Mündung in das Atlantiſche Meer, mitten auf ſpaniſchem Gebiete, hatte durch ihre treffliche Lage zum Handel Spaniens Eiferſucht, das heißt, Habſucht längſt gereizt. Unvermeidliche Mißbräuche des Schleichhandels erzeugten Mißhelligkeiten zwiſchen beiden Höfen. Dieſen ein Ende zu machen, ſollte San Sagramento gegen eine ſpaniſche Provinz eingetauſcht, abgetreten werden. Dies wäre ein Schlag für unſren Orden geweſen, denn er hatte in Paraguay Miſſionen errichtet und große Factoreien, welche durch Bergbau und Handel raſch emporblühten. Die Lage war hierzu die günſtigſte. Von den braſiliſchen Gebirgen fluten zwei ſchiffbare Flüſſe zu dem großen Silberſtrom herab, der Uruguay, der ſich nicht weit nördlich von San Sagramento in denſelben ergießt, und der Parama, der in beträchtlicher Entfernung vom Uruguay ſich mit dem Rio de la Plata vereinigt. An dieſen Flüſſen entlang breiten ſich die nach ihnen benannten Provinzen aus, ein fruchtbares Thal, nordöſtlich von Gebirgen begränzt, ſüdweſtlich vom Rio de la Plata beſpült,

an deſſen entgegengeſetztem Ufer Santa Fé, eine der wichtigſten ſpaniſchen Handelsſtädte liegt. Hier nun war es, wo — Ihnen, Signor, im Vertrauen geſagt — die geheimnißvolle Republik der Jeſuiten ihren Hauptſitz hatte. Spanien hatte unſrem Orden geſtattet, in dieſer Gegend Miſſionen zu gründen, um die halbwilden Einwohner zu civiliſiren. Die Jeſuiten lernten die Sprachen dieſer Stämme und gewöhnten ſie an ſich durch Geſchenke, durch Sorge für Kranke und Nothleidende, und machten ihnen ein ſtetes Leben und Arbeitſamkeit lieb. So entſtand nach und nach eine Colonie von Eingebornen, die an dreimalhunderttauſend Familien umfaßte. Die Jeſuiten waren hier Regenten und Prieſter zugleich und man zollte ihnen eine Ehrfurcht, die ohne Beiſpiel war. Neid erzeugt das ſcheußliche Ungeheuer Verleumdung. So verleumdete man auch die Jeſuiten hierin. Weil ſie wolbedacht die ſpaniſchen Statthalter und andere weltliche oder geiſtliche Beamte, die nicht zu ihrem Orden gehörten, von Paraguay ſtrenge fernhielten, brachte man über dieſes, wie ſie ſagten, geheimnißvolle Land allerlei lügenhafte Gerüchte in Umlauf. Seht, rief der verleumderiſche Neid, die Methode, nach welcher die Jeſuiten ihre Sclaven erziehen, iſt ein charakteriſtiſches Beiſpiel der ſchlauen Herrſchſucht, mit der dieſer Orden ganz Europa, ja die ganze Erde feſſeln möchte und auch würde, wenn die Aufklärung nicht dagegen einſchritte. Seht hin! Um alle Mittheilungen civiliſirender Ideen zu verhindern, darf dort nur die Sprache Guarani geredet werden, die ſelbſt den übrigen Indianern unverſtändlich iſt. Von Kindheit an werden die eingebornen Coloniſten an unbedingtes Glauben und Gehorchen gewöhnt, ja es iſt ſogar einer ihrer wichtigſten Glaubensartikel, daß alle Weiße, ſie ſelbſt, die heiligen Väter nämlich, abgerechnet, ruchloſe Geſchöpfe ſeien, die Gott und Chriſtus verleugnen, nur Gold und Diamanten anbeten, Geſchöpfe, deren Fußtritte den geweihten Boden der frommen Indianer entheilige, die alſo vertilgt werden müſſen.

Wahr an der Sache, sprach Malagrida zum Erstaunen seines Zuhörers, der nun bereits einen Begriff von dieses Jesuiten geistiger Kraft sich formte, nach kurzem Schweigen in festem Tone weiter, wahr ist nur Folgendes, was eben nur für die hohe Weisheit des Ordens spricht: er gestattete kein Eigenthum unter den Eingebornen, um sie an Mäßigkeit zu gewöhnen; sie mußten unter Aufsicht ihrer Kaziken die Früchte ihres Fleißes sammeln und in den Magazinen aufspeichern, aus denen sie bezogen, was sie benöthigten. Die Jünglinge mußten frühzeitig sich verehelichen, um sie vor Entnervung durch Wollust zu sichern, und so wurden dieselben auch von den Vätern der Gesellschaft Jesu fleißig im Gebrauche der Waffen und selbst in der Befestigungkunst geübt, um das Land gegen Angriffe schützen zu können; die Gränzpässe wurden mit Kanonen besetzt und starke Batterien errichtet. Und so kam es, Signor, daß dieser Staat schon anderthalb Jahrhunderte Bestand hatte, bevor ihn das erwähnte Tauschproject zwischen Spanien und Portugal zur Sprache brachte. Nun hieß es plötzlich, die Jesuiten zögen aus dieser Mission Vortheile, die selbst weltliche Fürsten nicht von ihren Unterthanen haben, denn aller Nutzen der Ländereien, das ganze Fleißerträgniß von einigen hunderttausend Händen falle in die Casse des Ordens; der Handel mit Paraguaykraut, das man in Südamerica als Thee genießt und dessen die Arbeiter in den Bergwerken von Peru zur Verbesserung des Wassers nicht entrathen können, — dann der Handel mit Apothekerwaaren, mit Getreide, Baumwolle, Leder und Vieh, sowie mit mancherlei Manufactur- und Fabrikwaaren brächten jährlich an zwei Millionen Piaster ein, während die Unterhaltung der Missionen höchstens dreißigtausend Piaster kostete, so daß also weit über eine Million zu geheimen Operationen des Ordens verwendet würde.

Was war natürlicher, rief hier Malagrida aus, als daß der Orden die Vollziehung dieses Tauschprojectes, wodurch er um sein

wolerworbenes und höchſt wolthätiges Beſitzthum gebracht werden ſollte, mit aller Kraft zu verhindern ſtrebte! Er ließ es auf die Entſcheidung durch Waffen ankommen. Als vonſeite Spaniens der Marqueſe di Valderios, Gouverneur von Buenos-Ayres, und vonſeite Portugals Gomez Freire d'Andrade, Gouverneur von Rio-Janeiro, in unſre Miſſionen einrückten, um den Tauſchact mit Gewalt zu vollziehen, fanden ſie die Guarani's in Waffen, welche frei heraus erklärten, lieber ſterben als ſich von uns trennen zu wollen; auch drohten ſie, nach mehren nichts entſcheidenden Gefechten, das Land zu verlaſſen und ſich in die Gebirge zurückzuziehen, wo aller Krieg gegen ſie unmöglich geweſen wäre; eine Drohung, welche auch bewirkte, daß der Tauſch nicht vollzogen wurde. Dies trug ſich vor ſechs Jahren zu. Vor zwei Jahren aber ward unſer wolausgerüſtetes Heer von der vereinigten ſpaniſch-portugieſiſchen Armee völlig geſchlagen und die Verfolgung des Ordens in Paraguay begann, der da über vierzig Miſſionbezirke zählte; denn Carvalho ruhte nicht, aus Ingrimm, daß es ihm nicht ſogleich gelungen, die jeſuitiſche Republik zu überwältigen.

So, Signor — ſchloß Pater Malagrida ſeine Erörterung — ſtehen die Sachen; unſer Orden iſt auf's äußerſte bedrängt und es bedarf aller ſeiner Energie und Klugheit, dieſe Lebensfrage zu einer ihm günſtigen Beantwortung zu bringen. Und ſomit haben auch Sie Ihr Regulativ bezüglich Ihres Vorgehens in Portugal. Man wird Sie in Oporto mit der Ihnen gebührenden Auszeichnung aufnehmen, es ſind Freunde unſers Ordens, an welche ich Sie empfahl und bei denen Sie verweilen müſſen, bis Ihnen von Conte Montalto oder von mir aus nähere Weiſung zugeht. Es iſt möglich, daß Sie, Signor, ſehr bald wieder in Liſſabon ſein werden; es bereitet ſich Wichtiges vor.

Hiermit war Czerny entlaſſen.

Am nächſtfolgenden Tage ſchiffte er ſich nach Oporto ein.

Siebenzehntes Kapitel.

Ein außerordentlicher Courier.

Einen Blick zurückwerfend, sehen wir große Bewegung an den Höfen von Wien, Versailles und Madrid, hervorgerufen in letzterer Zeit durch die unzweifelhafte Nachricht von dem nahbevorstehenden Ableben des dreiundachtzigjährigen Papstes Benedict XIV. als einem höchst wichtigen Momente für die staatlich-kirchlichen Verhältnisse der drei Hauptrepräsentanten der katholischen Christenheit, nämlich für Oesterreich, Frankreich und Spanien; denn diesen drei Mächten steht das Recht zu, gegen einen Cardinal, auf welchen die Wahl zu fallen den Anschein hat, zu protestiren, das heißt, einen der Cardinale mit dem votum exclusivum für sich zu beauftragen, welches, um nicht erfolglos zu bleiben, dann abgegeben werden muß, wenn alle Stimmzettel bis auf zwei oder einen gleich lauten.

In den frühesten Zeiten der christlichen Kirche haben die Päpste ihre Nachfolger selbst ernannt, obgleich das Volk dabei immer großen Antheil genommen und Einfluß geübt.

Vom zehnten Jahrhundert an stand die Papstwahl ganz in der Gewalt des römischen Adels, bis im Jahre 1059 Nikolaus II. den Cardinalen allein das Recht zusprach, den Papst zu erwählen, der, einer späteren Bestimmung nach, dem Cardinalcollegium angehören mußte; wobei jedoch bis in das zwölfte Jahrhundert die deutschen Kaiser das Recht behaupteten, den gesetzlich erwählten Papst zu bestätigen und keinen ohne diese ihre Bestätigung gelten zu lassen. Erst Alexander IV. gab, in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, die genaueren Bestimmungen der Papst-

wahl, welche, von Gregor X. 1274 vervollständigt, im Wesentlichsten noch heute Giltigkeit haben.

Diesen Bestimmungen nach wird, sobald ein Papst verscheidet, dieses Ereigniß durch das Läuten einer nur zu diesem Zwecke auf dem Capitolium vorhandenen Glocke dem Volke, sowie durch eiligst abgesandte Couriere den fremden Höfen verkündet.

Gleichzeitig zerbricht der Cardinal Camerlengo im Beisein dreier Cardinale den Fischerring, das ist, den päpstlichen Siegelring, nach dem Apostel Petrus so bezeichnet, der ein Fischer war und als der erste Papst betrachtet wird.

Noch am Tage des Ablebens wird der Leichnam des Papstes einbalsamirt, mit dem päpstlichen Ornate bekleidet und in feierlichem, jedoch geräuschlosem Zuge, ohne Geläute und Gesang, nach der Peterskirche gebracht und hinter einem Gitter so aufgestellt, daß das Volk die Füße des Verstorbenen küssen kann.

Nach drei Tagen erfolgt die Bestattung und hierauf die durch neun Tage währende Leichenfeier in der Gregoriuscapelle der Peterskirche. Ebendaselbst versammeln sich am zehnten Tage alle anwesenden Cardinale, um sich zur neuen Papstwahl in das Conclave zu begeben.

Hier erhalten sie, eng verschlossen und von allem weltlichen Verkehr abgeschnitten, falls die Wahl nicht innerhalb dreier Tage zustandekommt, an den folgenden fünf Tagen bei jeder Mahlzeit nur Ein Gericht, und, wenn sie auch dann noch nicht erfolgt ist, blos Wasser, Brot und etwas Wein. Jeder von ihnen gibt täglich auf einem Zettel seine Stimme ab; ist die nöthige Zahl der Stimmen nicht erreicht, so werden ihre Zettel zu einer bestimmten Stunde in einem eigens dazu hergerichteten Camine verbrannt, und der aus dem Schornstein aufsteigende Rauch ist das Zeichen, daß die Wahl noch zu keinem Schlußergebniß geführt habe.

Der zu Erwählende muß bereits fünfundfünfzig Jahre alt, und darf von keinem der auswärtigen Höfe zur Cardinalswürde vorgeschlagen worden oder mit irgendeinem regierenden Hause verwandt sein.

Unmittelbar nach der Wahl nimmt der neue Papst einen ihm beliebigen Namen, mit Ausschluß des Namens Petrus, an, wird mit den Pontificalien bekleidet und nach der Gregoriuscapelle geleitet, wo ihm die Cardinale huldigen. Hierauf besteigt er den päpstlichen Stuhl und wird unter großer Feierlichkeit umhergetragen. Einige Tage später wird er vor dem Portale der Peterskirche auch als weltlicher Herrscher gekrönt, indem er die Bischofsmütze mit der dreifachen Krone, Tiara, vertauscht, und ertheilt zum erstenmal den Segen. . . .

Am gespanntesten blickte der portugiesische Premier in dieser Zeit nach Rom, wo seine Agenten wie jene des österreichischen Staatskanzlers bereits für die neue Papstwahl intriguirten, während man beiderseit von dem noch lebenden Papste die möglichsten Concessionen zu erlangen bemüht war.

Carvalho hatte nach seinen ersten kühnen Schritten gegen den furchtbaren Orden der Jesuiten, indem er den Charakter derselben öffentlich verdächtigte, die gesetzmäßige Hilfe gegen die gewaltige Gesellschaft angesucht, da, wie er wußte, nur die Autorität des heiligen Vaters das Vorurtheil der Menge vernichten konnte, welches die Jesuiten gegen ihn zu erregen und zu verstärken strebten.

Benedict XIV. seinerseit, bis zu seinem Lebensende mehr der Wissenschaft und dem Ewigen als der Kirchenherrschaft und dem Zeitlichen sich widmend, war durch Carvalho's Andringen aus seiner stillen Beschaulichkeit plötzlich aufgescheucht und in große Unruhe versetzt worden, indem er den Unwillen dieses entschlossenen Ministers ebensosehr wie die Rache der Jesuiten fürchtete, obgleich er sich dadurch geehrt fühlte, daß er zum Schiedsrichter in einer

Sache aufgefordert ward, die auch ohne ihn durch die weltliche Macht hätte entschieden werden können.

In solchem Schwanken stützte ihn der kräftige portugiesische Gesandte, und so unterzeichnete er endlich, nachdem ihm die Aerzte die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes erklärt hatten, am ersten April jenes bereits erwähnte Breve an den Cardinal Saldanha zu Lissabon, das den Wünschen Carvalho's entsprach, da durch dasselbe die vollständige Reform des Jesuitenordens decretirt und dieser sonach in seinem eigentlichsten Wesen angegriffen, seine Existenz nachgerade unmöglich gemacht wurde.

In der Zwischenzeit nun jagten sich die Couriere zwischen Rom, Lissabon, Wien und Madrid; ein jeder derselben konnte die hochwichtige Nachricht vom Ableben des Papstes Benedict XIV. bringen.

Das Reisen der Couriere zu jener Zeit hatte seine Schwierigkeiten, da die Posteinrichtung in den meisten Ländern noch die mißlichste war. Es waren dies noch wirkliche Couriere, meist kräftige und muthige junge Männer, welche den ganzen Weg zu Pferde machten: eine ungeheuere Aufgabe, da die Entfernung z. B. von Lissabon nach Rom weit über zweihundert geografische Meilen beträgt und der möglichst gerade Weg durch von Natur aus wie durch die Bewohnerschaft selbst gefährdete Länderstrecken führt; Umstände, denen zufolge mancher allzu kühne Courier sein Leben einbüßte oder doch erkrankte, oder auch in Gefangenschaft der zahlreichen Räuberbanden gerieth, die besonders die Sierren Spaniens höchst unsicher machten. . . .

Es war am Morgen des 12. Mai 1758, also nur wenige Tage nach Czerny's Abfahrt von Lissabon, da der portugiesische Premier in seinem Palaste und zwar ganz zurückgezogen in seinem Cabinete angestrengt arbeitete.

Die Feder flog unter seiner Hand, für welche, wie schön

geformt und weiß sie auch war, ein Schwert besser geeignet schien, sowie überhaupt die Haltung des Schreibenden den ehemaligen Militär verrieth und von einer Kraft zeugte, wie solche wol nur selten an einem Manne von neunundfünfzig Jahren, die Carvalho bereits zählte, bewundert worden.

Dem Ausdrucke dieser fisischen Kraft, die früher eine herkulische gewesen, entsprach der seiner geistigen im Blicke, dessen Mächtigkeit jeder ihm Begegnende empfinden mußte, während die Manieren dieses Mannes trotz seines hohen Wuchses und seiner rechtzeitig imponirenden Haltung die einnehmendsten waren und in seinem Verkehre mit den Menschen sozusagen die Kluft überbrückten, welche sie von seiner hohen Erscheinung trennte.

Gewohnt, das Wichtigste selbst auszuarbeiten — eine Gewohnheit, die bei seinem Respecte vor dem fast allwissenden Jesuitenorden zur Nothwendigkeit geworden —, die geheime Correspondenz ohne Beihilfe seines im übrigen ganz verläßlichen Secretärs zu besorgen, befand sich Carvalho an diesem Morgen bereits ein paar Stunden in seinem Cabinete allein und schrieb, wie bemerkt, im Fluge, als eine über seinem Schreibtische hängende kleine silberne Glocke leicht vibrirend anschlug: ein von ihm eingeführtes Zeichen, daß etwas Unabweisliches entgegenzunehmen oder eine wichtige Person zu empfangen sei, auf welches Zeichen hin er seinerseit einen zweiten Glockenzug in Bewegung zu setzen pflegte, der nach außen die Erlaubniß einzutreten kundgab.

Im nächsten Augenblicke erschien der Thürhüther, mit der Meldung, daß ein geheimer Cabinetscourier aus Wien angekommen und in der Antichambre des Befehles gewärtig sei, die ihm anvertrauten Depeschen Seiner Excellenz persönlich zu überreichen.

Aus Wien, nicht aus Rom! murmelte der Minister etwas übellaunig vor sich hin, halb unschlüssig, ob er seine wichtige Arbeit unterbrechen und den Courier unverweilt empfangen solle.

Der Thürhüther bemerkte dies.

Excellenz, ſagte er, dieſer Courier iſt entweder ein neuangeſtellter oder außerordentlicher, denn ich kenne ihn nicht; auch läßt er unterthänigſt bitten, ihn ſo wie er eben iſt — und er ſieht ſehr reiſemäßig und echauffirt aus — gnädigſt empfangen zu wollen.

Dies ändert die Sache, entgegnete Carvalho raſch, laßt ihn eintreten.

Der Thürhüther entfernte ſich ebenſo raſch, und eine Minute ſpäter ſtand der Courier vor dem mächtigen Lenker der portugieſiſchen Regierung, der im ſelben Momente dem Gekommenen ſich zuwandte und ihn ſcharfen Blickes muſterte.

Dieſer Blick entſchied zugunſten des Couriers; ein wolgebauter, ſchöner junger Mann von vortrefflicher Haltung, die, zwiſchen Entſchiedenheit und Beſcheidenheit die glückliche Mitte bewahrend, unterſtützt durch ein offenes, mildes und zugleich verſtändiges Auge, ihn dem großen Menſchenkenner ſogleich beßtens empfahl.

Dieſer erhob ſich jetzt und nahm die kurze in gutem Franzöſiſch vorgetragene ehrfurchtvolle Begrüßung ſowie das Paket des Couriers freundlich entgegen und öffnete letztres raſch.

Das Erſte, was ſein Blick durchflog, war das Schreiben, worin der öſterreichiſche Staatskanzler den Ueberbringer dieſer Depeſchen ihm angelegentlichſt empfahl.

Nachdem Carvalho die übrigen Papiere flüchtig durchgangen und auf den Schreibtiſch gelegt hatte, trat er dem jungen Manne wieder näher.

Mein Herr, ſprach er ihn freundlich an, Sie ſind nach Liſſabon als Exprés gekommen, nicht als eigentlicher Courier, und Graf Kaunitz, mein verehrter College, ſtellt Ihnen da ein Zeugniß aus, demzufolge es mir zum Vergnügen gereichen wird, Sie bei mir zu empfangen und in Ihren erſt beginnenden diplomatiſchen

Studien zu unterſtützen, gleichwie ich, dieſem Schreiben nach, von Ihrer Seite auf ebenſoviel Hingebung als Befähigung zu zählen haben werde. Nicht ſo?

Euere Excellenz, entgegnete unſer Freund Carl Hoffer, — denn dieſer war es — ſich ehrerbietigſt verneigend, dürften wol in meiner, von Graf Kaunitz vielleicht zu gütig beurtheilten Begabung, nie aber in meinem Eifer Urſache zur Unzufriedenheit finden; welch letztren zu bethätigen ich mir ſogar auf meinem Wege von Wien hierher die Freiheit genommen, eine Stadt zu berühren, nach welcher, wie ich annahm, Euerer Excellenz Auge gegenwärtig ſcharfen Blickes gerichtet iſt.

Sie waren in Rom? fragte Carvalho geſpannt.

Excellenz ſagen es.

Nun — der Papſt?

Benedict der Vierzehnte verſchied am Dritten dieſes Monats.

Und noch habe ich keinen Courier von meinem Geſandten in Rom —

Ich beeilte mich, dieſem zuvorzukommen.

Mein Herr, Sie hatten recht, zu bemerken, daß Sie Ihren Eifer mir bethätigen wollten; ich danke Ihnen aufrichtig, Sie haben mir damit einen großen Dienſt erwieſen.

So ſprechend reichte der mächtige Miniſter unſrem Helden die Hand, was dieſer in beßter Haltung hinnahm.

Wie lange verweilten Sie in Rom? fragte er dann noch immer gleich aufgeregt.

Nur einen Tag, erwiderte Carl; unmittelbar nach dem Ableben Seiner Heiligkeit verließ ich die ewige Stadt.

Ja, die ewig unzufriedene, die mit der weltlichen Macht ewig hadernde Roma! Hörten Sie etwas in Bezug auf die Neuwahl

Man ſpricht viel von dem Cardinal Dellatorre.

Im Publicum?

Es ist so.

Und dies ist immer bedeutend, wenngleich nicht eben endgiltig entscheidend. Auch mir ist dieser Cardinal bereits notificirt worden. Sie reisten also sehr schnell —

Ich machte forcirten Ritt. Euerer Excellenz Gesandtschaftcourier dürfte, falls er gleichzeitig mit mir Rom verlassen hat, kaum vor morgen Abend hier eintreffen.

Sie wurden doch auch nur von Pferden, nicht von Flügeln getragen —

Excellenz, ich bin ein Sohn des Nordens.

Ist der Sohn des Südens nicht feuriger?

Gewiß, aber nicht kräftiger, nicht so ausdauernd, und daß ich früher hier eintraf, ist nicht mein Verdienst, es kommt auf Rechnung der Natur —

Und Ihres Eifers, mein Herr. Noch einmal, Sie haben sich sehr vortheilhaft bei mir introducirt, mich angenehm verpflichtet. Hat man Ihnen von Wien aus eine Wohnung in Lissabon festgestellt?

Es ist nicht der Fall.

So werden Sie in meinem Hause wohnen.

Excellenz — diese außerordentliche Güte —

Ziemt sich für einen so ordentlichen jungen Mann, wie Sie. Mein Major Domus soll Ihnen sogleich Ihre Zimmer anweisen, denn Sie bedürfen der Ruhe, der Erholung.

So sprechend setzte der Minister den Glockenzug in Bewegung und ertheilte dem unverweilt eintretenden Thürhüther den betreffenden Befehl, womit sich derselbe allsogleich entfernte.

Noch Eins, sagte Carvalho, unsrem Freunde sich wieder zuwendend; fanden Sie bei Ihrem so kurzen Verweilen in Rom vielleicht Gelegenheit zu hören, wie man vonseite der Jesuiten dort über die mögliche Wahl des neuen Papstes denkt?

Euerer Excellenz zu dienen, ich hörte davon.

Wirklich! Und was, was?

Daß der Ordensgeneral Ricci alles aufbieten dürfte, dem Cardinal Salvi die Stimmenmehrheit im Conclave zu sichern....

Seiner Creatur! rief Carvalho leuchtenden Blickes aus. Gut, sehr gut, mein Herr, fügte er in herzlichem Tone hinzu, indem er seine Rechte auf Carl's Achsel legte, Sie besitzen Tact, Sie sind auf beßtem Wege. Nun — begeben Sie sich zur Ruhe. Ich werde Sie rechtzeitig rufen lassen.

Carl verneigte und entfernte sich frohen Herzens.

Achtzehntes Kapitel.

Im Hause Carvalho's.

Der portugiesische Gesandtschaftcourier traf aus Rom, wie unser Freund gesagt hatte, erst am Abende des nächstfolgenden Tages in Lissabon ein und ward von dem Premier mit der ihn nicht wenig überraschenden, ja bestürzenden Bemerkung, daß ihm das Ableben des Papstes bereits notificirt worden, empfangen und sofort wieder entlassen.

Gleich darauf fertigte Carvalho einen andren Courier nach Rom ab. Von da ab jagten und kreuzten sich die Couriere bis zum Abschlusse des so wichtigen Actes der Papstwahl.

Die Jesuiten hatten in diesem Wahlkampfe gesiegt; der von ihnen gewünschte Cardinal Salvi bestieg, unter dem Namen Clemens der Dreizehnte, den Stuhl Petri.

Als ein erklärter Freund der Jesuiten, war denn dieser Papst als ein ebenso entschiedener Gegner aller von Carvalho wie von Kaunitz angestrebten und zum Theile schon ausgeführten Kirchen-

reformen im allgemeinen, wie jener die Geſellſchaft Jeſu insbeſondere betreffenden Maßregeln zu betrachten, der namentlich das kühne Verfahren des portugieſiſchen Miniſters gegen die päpſtliche Autorität mit großem Mißfallen aufnehmen mußte.

Der Ausſchlag dieſer Papſtwahl brachte jedoch, den erſten Aerger darüber abgerechnet, auf Carvalho einen, dem von Rom aus gehofften ganz entgegengeſetzten Eindruck hervor; der große Staatsmann verſchärfte, ſtatt ſie zu ermäßigen, ſeine Schritte gegen den ihm verhaßten Orden, den man, verblendet genug, im Vatican als die Hauptſtütze des päpſtlichen Thrones betrachtete....

So ſprach er ſich eines Tages — in der Zwiſchenzeit von Carl's Ankunft und der Nachricht von der Papſtwahl — gegen dieſen ſeinen Zögling in der Politik, den er mittlerweile vielfach beſchäftigt und wahrhaft liebgewonnen hatte — über den Stand der Dinge ganz unumwunden aus, indem er ſagte:

Dem Scharfblicke der Jeſuiten konnte nicht entgehen, daß der hohe Adel Portugals infolge der erfahrnen Beſchränkung ſeiner Macht und Herrlichkeit auf den König ſowol wie auf mich ſchlecht zu ſprechen iſt, und ſie ſelbſt haben durch meine Verfügungen ſo beträchtliche Einbuße erlitten an Reichthum, Anſehen und Einfluß, daß ſie Alles aufbieten und ſchon aufgeboten haben, mich zu ſtürzen; eben weil ſie wiſſen, daß ſie nur durch meinen Sturz ihre Beſitzungen in America und den Reſpect der Bevölkerung von Portugal, ja von ganz Europa wieder erlangen könnten, beſonders vertrauend hierin auf den Infant Dom Pedro, der ihnen mit Leib und Leben verfallen iſt.

Der Miniſter machte hier eine Pauſe, die ſeinem an ihn ſchon völlig gewöhnten Günſtling meiſt ein Zeichen war, daß er ſelbſt nun ſeine Meinung abzugeben habe.

So ließ ſich Carl denn auch diesmal über den Gegenſtand aus:

Eine ebenſo enge als geheime Verbindung zwiſchen dem Adel und den Jeſuiten, bemerkte er ruhig, iſt nicht mehr zu bezweifeln, denn gleiche Unzufriedenheit aus gleichen Gründen erzeugt immer wechſelſeitiges Vertrauen und gleiches Streben. Die Grundſätze, nach welchen die Jeſuiten vorzugehen pflegen, Grundſätze, welche das Aeußerſte, wenn es nur ihren Zwecken dient, als Recht, ja ſogar als Pflicht erſcheinen laſſen, werden dem ohnedies lockren Adel zuſagen, und dieſer, wie wenig er auch im Uebrigen von allem Kirchenweſen wiſſen will, wird ſich dem Orden hingeben, um ſeinerſeit das erſehnte Ziel zu erreichen. Es iſt das eine Verbindung, Excellenz, die Ihre ganze Machtvollkommenheit in die Schranken rufen, noch mehr indeß Ihre perſönliche Vorſicht nöthigmachen dürfte.

Beruhigen Sie ſich, mein Freund, entgegnete Carvalho mit einem Ausdrucke von unbeſchreiblicher Hoheit, die moraliſche Kraft trägt, wie die fiſiſche und noch deutlicher als dieſe, ihr Creditiv auf der Stirne und ſichert freies Geleite dem vom Geſchicke mit hoher Sendung Betrauten zu; ich werde, wie unter den beim Erdbeben rings um mich einſtürzenden Thürmen und Paläſten, unverſehrt aus dem, wie vorauszuſehen, furchtbaren Zuſammenſtoße dieſer Gewalten mit der durch mich repräſentirten königlichen Gewalt und mit der Macht des weltlichen Rechtes, aus dieſem Rieſenkampfe des Staates mit der Kirche nicht nur unverſehrt, ſondern triumfirend, glorreich hervorgehen! . . . — — —

Es war dieſe Unterredung nicht die erſte ſo vertraulicher Natur, wodurch der Miniſter ſeinen Günſtling bisher ausgezeichnet hatte, und es galt Letztrer mitrecht im ganzen Bereiche des diplomatiſchen Corps und der Regierung überhaupt als Carvalho's Geheimſecretär oder Cabinetsrath, obgleich derſelbe weder dieſen noch einen andern Titel trug und auch aus der portugieſiſchen Staatscaſſe infolge der von Kaunitz ihm ertheilten Weiſung, kein Gehalt bezog.

Die Correſpondenz mit dem öſterreichiſchen Cabinete oder vielmehr mit dem Staatskanzler unmittelbar hatte Carl bis zur Stunde eifrigſt unterhalten, ohne dadurch die Intereſſen Portugals zu beeinträchtigen, da dieſelben in der Hauptſache, in der Jeſuiten- und Kirchenfrage nämlich, mit denen von Oeſterreich ohnedies identiſch waren.

Er hatte in dieſer verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeit viel gelernt, ohne, glücklicherweiſe, von jenen Eigenſchaften etwas einzubüßen, die ihn früher als einen der edelſten Menſchen charakteriſirten; Carl war noch immer Idealiſt im beßten Sinne des Wortes, voll Vertrauen auf eine ewige Vorſehung und voll Hingebung an das, was ihm als Pflicht erſchien, ja, troß ſeiner ſchmerzlichen Erfahrungen und ſeines entſetzlichen Mißgeſchickes, noch voll Liebe für die Menſchen und, ſagen wir es nur gleich, auch noch voll Hoffnung für ſich ſelbſt.

Dieſe war in der Zwiſchenzeit zwar nur durch wenige Andeutungen in den Briefen des öſterreichiſchen Staatskanzlers genährt worden, aber ſie lebte doch, ſie beglückte ihn im Stillen und gab ihm Kraft, zu warten und gleichzeitig zu handeln im Geiſte der zwei großen Männer, wobei er von ſeiner Ueberzeugung nichts zu opfern brauchte, da Beider Anſicht vom Stande der Dinge auch die ſeinige war.

Carl's Stellung in Liſſabon konnte übrigens kaum angenehmer gedacht werden.

Er genoß im Hauſe des Premierminiſters der größten Achtung vonſeite aller Perſonen, die demſelben angehörten oder die Ehre des Zutrittes hatten, ſowie der herzlichſten Aufmerkſamkeit von Carvalho und ſeiner Gattin, einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Damen von Liſſabon, die durch ihren Geiſt wie durch ihre perſönliche Anmut Alles entzückte, während ſie an ihrem

Gemale mit unveränderlicher Zärtlichkeit hing; eine Liebe, die von ſeiner Seite die innigſte Erwiderung fand.

In Carl's Verhältniß zu dieſem edlen Paare lag übrigens etwas für ihn Tiefſchmerzliches, ohne daß Beide, wie er annahm, davon eine Ahnung hatten.

Wie er annahm, ſagen wir, denn er wußte nicht, was Kaunitz an Carvalho über ihn, über ſein Vorleben geſchrieben hatte; wie er annehmen mußte, fügen wir hinzu, da er von Beiden, wie ſchon bemerkt, vom erſten bis zu dieſem Augenblicke in herzlichſter Weiſe behandelt, faſt als Familienglied betrachtet wurde.

Nie hatte man eine Frage über ſeine früheren Verhältniſſe an ihn gerichtet; er galt ihnen als ein wolunterrichteter, feingeſitteter junger Mann, der unter des öſterreichiſchen Staatsminiſters Aegide ſeine diplomatiſche Laufbahn am Hofe zu Liſſabon eröffnet ſah und dieſelbe mit Glück verfolgte.

Aber, ach! der Anblick der Gräfin rief jedesmal in Carl's Seele die ſchmerzliche Erinnerung an die Begebniſſe wach, in deren Folge er ſeinen Kriegsdienſt, ſein Vaterland hatte verlaſſen müſſen, denn dieſe Dame war — die Schweſter des kaiſerlichen Feldmarſchalls Daun.

Es war im Jahre 1745, alſo dreizehn Jahre früher, da Carvalho, der ſich zwar des Schutzes der Königin Mutter zu erfreuen, dagegen aber den portugieſiſchen Staatsminiſter Peter von Motta zum Feinde hatte, durch dieſen von ſeinem Geſandtſchaftpoſten in London, den er ſeit ſechs Jahren bekleidete, abberufen, im Auftrage des Hofes nach Wien ſich begab, um daſelbſt einen Zwiſt des Papſtes mit der Kaiſerin Maria Thereſia zu begleichen. Hier erwarb er ſich bald allgemeine Achtung und erhielt, nachdem ſeine erſte Gemalin, wie bereits geſagt, dem Haſſe und der Rache ihrer Verwandten, der Grafen von Arcos, zum Opfer gefallen, durch Vermittelung der Königin Mutter — der Gattin

Johann V. — die Hand der schönen achtzehnjährigen Comtesse Daun. Auch von Wien, wo er als Gesandter fungirte, durch den Neid seiner Gegner nach Lissabon zurückberufen, hatte er hier durch vier Jahre, nämlich bis zum Tode des Königs Johann 1750 mit der Abneigung dieses Monarchen und noch mehr mit dem unversöhnlichen Hasse des hohen Adels zu kämpfen; was alles jedoch ihn nicht hinderte, seine großen Reformplane Schritt um Schritt energisch zu verfolgen und in seinem neuen Ehebündniß der glücklichste Mensch von der Welt zu sein, da seine Gattin mit ganzer Seele an ihm hing und ihm den staatsmännischen dornenvollen Pfad so recht eigentlich mit Rosen bestreute.

Dieser geist- und gefühlvollen, noch in ihrem dreißigsten Jahre blühend schönen Dame gegenüber, mußte wol unser armer junger Freund das tiefste Herzeleid empfinden, da ihr Familienname ihn an seine unverschuldete Schmach und ihr hoher Liebreiz an Amalie erinnerte, deren Gedenken ihn die ganze Zeit des Getrenntseins hindurch, bei allen Leiden und geistigen Anstrengungen, auch nicht auf einen Augenblick verlassen hatte.

In dieser eigenthümlichen Stellung tröstete ihn nur Eins, der Gedanke nämlich, daß die Gräfin Carvalho ebensowenig wie ihr Gatte von seinem Vorleben wußte; eine Annahme, zu der ihn die achtungvolle, beinahe freundschaftlich zu nennende Behandlung, welche man ihm ununterbrochen angedeihen ließ, vollkommen berechtigte, während ihn andrerseit die Vorstellung, wie ganz anders dies Verhältniß sich gestalten dürfte, wenn man um sein Mißgeschick wüßte, bisweilen mitten in der Unterhaltung beschlich und auffallend verstimmte.

Eines Abends, kurz nach dem von uns mitgetheilten Gespräche zwischen dem Minister und ihm, ward er zur Gräfin gerufen und er begab sich denn auch sogleich aus seinem Arbeitcabinete nach ihrem Gemache.

In dem Salon, der zum engeren Empfange diente und wo er manchmal die Ehre hatte, der Gräfin deutſch vorleſen zu dürfen, empfing er von der Kammerfrau die Weiſung, daß ihn Ihre Excellenz im Boudoir erwarte.

Mein Gott — murmelte Carl überraſcht, beſtürzt vor ſich hin, indem er den Salon zögernd durchſchritt —, was mag dies zu bedeuten haben!?

Der Gedanke, die Dame könne durch ihre vielſeitige Correſpondenz über ihn aufgeklärt worden ſein, ohne zugleich erfahren zu haben, was zu ſeiner Rechtfertigung nöthig war, trieb ihm das Blut zu Kopfe, und er trat in einer Aufregung ein, die man in dieſem Hauſe nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte.

Der Gräfin entging dieſelbe auch keineswegs, und gleich ihre erſten Worte — ſie ſprach zu ihm, wenn nicht Geſellſchaft zugegen war, immer deutſch — ſagten ihm, daß er ſich in einem Gemütszuſtande befinde, der ihm nur nachtheilig werden konnte, denn ſie empfing ihn, in ihrer Cauſeuſe ruhend und mehre Briefe vor ſich auf dem Tiſchchen, mit den zwar mild aber doch ganz eigen betonten Worten: Sie ſcheinen unwol, und es dürfte gerathen ſein, meine Mittheilung auf ein andermal zu verſchieben; jedenfalls aber nehmen Sie Platz und beruhigen ſich für den Augenblick.

Vor Carl's Augen flimmerte es, als hätte er zulange in ſcharfes Licht geblickt, und er ließ ſich mechaniſch, innerſt erzitternd, keiner Entgegnung fähig, in einem Fauteuil gegenüber der Gräfin nieder.

Sie leiden, ſagte ſie nach einer Pauſe.

Ja, gnädigſte Gräfin, erwiderte er geſenkten Blickes mit bebender Stimme, ich leide in der That.

Es iſt nicht das erſtemal, daß ich Sie in ſolcher Stimmung oder ſo leidend ſehe, obgleich ich es nie beſprochen habe. Ihnen

fehlt, zur Entlaſtung Ihres Herzens, nicht ein Freund, nicht eine Freundin, denn Sie haben dieſe an meinem Gatten und an mir, ſondern es mangelt Ihnen an der Kraft des Vertrauens, und ſo leiden Sie wirklich ſehr, weil Sie allein leiden, da mitgetheiltes Leid ſich zur Hälfte verringert.

Excellenz, es gibt Leiden, die durch Mittheilung nicht milder, ſondern tödtlich werden.

Und ein ſo furchtbares Leiden nähren Sie in ſich?

Es iſt der Fall.

Beide ſchwiegen nun eine Weile.

Hätte Carl, ſtatt vor ſich nieder, in dieſer kurzen Pauſe der Gräfin in's Antlitz geblickt, ſo würde er ſich getröſtet und erhoben gefühlt haben, denn es ſprach aus ihrem nach ihm gerichteten Blicke eine Theilnahme, die über gewöhnliches Mitleid weit hinausging und ein durch hohe Achtung unterſtütztes Mitgefühl verrieth, dem ſich ein Ausdruck ſtiller Freude beigeſellte, die nach entſprechenden Worten zu ringen ſchien.

Mein Gemal — nahm ſie nun milden Tones das Wort, indem ſie einen der vor ihr liegenden Briefe an ſich zog — hat mir heute eine höchſt angenehme Mittheilung gemacht, deren Gegenſtand Sie, Herr Hoffer, ſind.

Carl erbebte; aber es war ein wolthuendes Gefühl, kein Schmerz, was bei dieſer ſo ganz unerwarteten Wendung ihn durchdrang.

Du haſt im Augenblicke, ſagte er ſich, noch nichts zu fürchten, und du wirſt dieſes Haus und auch Liſſabon verlaſſen, bevor der Sturm der Entdeckung auf dein ſchutzloſes Haupt niederbraust!

Dabei erhob er das Auge und wagte es, dem Blicke der Gräfin zu begegnen.

Aus dieſem — er konnte ſich nicht täuſchen — ſtrahlte Freude.

Eine angenehme Ueberraſchung? fragte er, wie unwillkürlich und kaum hörbar.

Ja, mein Freund, ſprach die ſchöne Dame mit warmem Ausdrucke weiter, und Sie ſind, wie ich ſchon geſagt, der Gegenſtand dieſer mir und meinem Gemale ſo angenehmen Mittheilung aus Wien.

Aus Wien?

Von Kaunitz an Carvalho.

Von Kaunitz?

Kam mit dem heute zurückgekehrten Courier, der wichtige Depeſchen brachte, ein Packet Briefe, die nicht politiſche, ſondern Privatintereſſen betreffen; einen Brief von Kaunitz an meinen Gemal, einen von demſelben an mich, und zwei Briefe an — Sie.

An mich?

Aber nicht aus Wien, ſondern aus — Prag.

Mein Gott! Aus Prag?

Kaunitz hat dieſe Sache in meine Hände gelegt, nachdem er aus früheren Mittheilungen meines Gatten erſehen, wie ſehr wir uns für Sie intereſſiren, hauptſächlich aber, weil ſich hierbei um eine Angelegenheit des — Herzens handelt, zweier edlen Herzen, die für einander ſchlagen und die durch lange Zeit unverſchuldet gelitten, viel gelitten haben.

Himmel! ſtammelte Carl, deſſen Bruſt zu zerſpringen drohte, Kaunitz hätte Euerer Excellenz mitgetheilt —

Faſſen, beruhigen Sie ſich, entgegnete die Gräfin mit wahrer Engelsmilde, denn Ihre Sache ſteht gut, mein Freund, und Ihre Rehabilitirung iſt nur noch eine Frage der Zeit.

So ſprechend, reichte ſie ihm die zwei an ihn adreſſirten verſiegelten Briefe, indem ſie hinzufügte:

Leſen Sie dieſe Schreiben auf Ihrem Zimmer, denn ſolche Freude will ungeſtört genoſſen ſein; dann mögen Sie wieder zu mir kommen und mich, als Ihre Freundin, wie meinen Gemal, Ihren Freund, daran theilnehmen laſſen.

Carl umfaßte mit zitternden Händen die Briefe und verließ, Thränen in den Augen Dank ſtammelnd, trunken vor Entzücken, unſicheren Schrittes das Boudoir der Gräfin.

Ende des zweiten Theiles.

PT 1824 .B7 J4 C.1
Der Jesuit im Frack
Stanford University Libraries
3 6105 037 725 970

PT

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.